

Reinhard M. G. Nickisch

Wie ich mich in der Fremde in die Freiheit einlebte

*Erinnerungen eines zugewanderten Deutschen
aus der Mitte des 20. Jahrhunderts*



Cuvillier Verlag Göttingen

Umschlagbild: Die Möhne bei Niederense, Kr. Soest

Reinhard M. G. NICKISCH

Wie ich mich in der Fremde in die Freiheit einlebte

Erinnerungen eines zugewanderten Deutschen
aus der Mitte des 20. Jahrhunderts

Mit 2 Bildbeigaben

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen : Cuvillier, 2004

ISBN 3-86537-313-5

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2004

Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen

Telefon: 0551-54724-0

Telefax: 0551-54724-21

www.cuvillier.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2004

Gedruckt auf säurefreiem Papier

ISBN 3-86537-313-5

- Inhalt -

Vorwort

<u>Was den Leser erwartet</u>	7
-------------------------------	---

Einführung

<u>Erzwungene Migration – erwünschte Integration</u>	9
--	---

Gen Westen

<u>Am Morgen nach der Vertreibung</u>	16
---------------------------------------	----

<u>Schicksalhafte Entscheidung</u>	21
------------------------------------	----

<u>Fast eine Odyssee</u>	24
--------------------------	----

<u>Vier-Teilung der Familie</u>	30
---------------------------------	----

<u>Der Vater stößt zu uns</u>	33
-------------------------------	----

Viel Neues und Schweres

<u>Wieder Volksschüler</u>	36
----------------------------	----

<u>Von der Hexe getroffen</u>	39
-------------------------------	----

<u>Ein anderes Deutsch</u>	41
----------------------------	----

<u>Bei Kunstmaler Haake</u>	45
-----------------------------	----

<u>Neue Zeitvertreibe</u>	47
---------------------------	----

<u>Wiedervereinigung der Familie</u>	52
<u>„Wir sind doch keine Versuchsanstalt!“</u>	56
<u>Unser erster Winter in Niederense</u>	58
<u>Gottfried Keller und eine lebenswürdige Bibliothekarin</u>	59

Gymnasiast in Neheim

<u>Wieder auf dem Gymnasium</u>	64
<u>Zwei Nachhilfe-Lehrer</u>	67
<u>Die Lehrer der ersten Neheimer Jahre</u>	70
<u>Mitschüler und Schulfreunde</u>	75
<u>Eine gespaltene Existenz</u>	78

Heimsuchungen und Enttäuschungen

<u>Familien-Katastrophen</u>	82
<u>Ein Gewissen im Koma</u>	86
<u>Als Altlutheraner in der Diaspora</u>	91
<u>Vergebliche Hoffnungen</u>	97
<u>Bei den Lehmanns und den Heimanns</u>	104

In der Post-Straße

<u>Post-Straße Nummer 66</u>	113
<u>Leben im Windschatten der Politik</u>	117
<u>Ferien-Arbeit</u>	121
<u>Die neue Kirche</u>	128
<u>Liebeleien</u>	135

Horizont-Erweiterungen

<u>Ich entdecke für mich Literatur und Theater</u>	141
<u>Ich entdecke für mich die klassische Musik</u>	146
<u>Kleine Reisen und Fahrten</u>	150
<u>Fast eine Auslandsreise</u>	154
<u>Zwei Klassenfahrten</u>	159

Ende der Schulzeit und Aufbruch in eine größere Freiheit

<u>Drei junge Damen</u>	163
<u>Andere und neue Lehrer</u>	165
<u>Heilsame Selbsterkenntnis</u>	171
<u>Eine Hundertjahr-Feier mit Lücken im Gedenken</u>	173
<u>Eine neue alte Schule</u>	179

Ende der Schulzeit 184

Eingegliedert und ‚souverän‘ 188

Eingesehene Literatur 194

Bild-Nachweis 196

Vorwort

Was den Leser erwartet

Nicht was wir gelebt haben, ist das Leben, sondern das, was wir erinnern und wie wir es erinnern, um davon zu erzählen.

Gabriel García Márquez, 2002

Dieses Buch berichtet von den Abenteuern, Bedrängnissen und Nöten, die mir und meiner Familie nach unserer Vertreibung aus Schlesien im Juni 1946 bevorstanden, als wir versuchten, in einer Dorfgemeinde im Herzen Westfalens Fuß zu fassen.

An geeigneter Stelle werde ich aber auch auf die übergreifenden zeit- und gesellschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge aufmerksam machen, in denen sich unsere in Schlesien erzwungene Migration und unsere in Westdeutschland erwünschte Integration vollzogen – Zusammenhänge, die mir erst viele Jahre nach dem Eingliederungs-Dezennium von 1946 bis 1955 bekannt und begreiflich wurden.

Der nachfolgende Bericht ist im übrigen auch eine Fortsetzung meines Erinnerungsbuches ‚Helle Jahre – wachsende Schatten. Aus einer Kindheit in Schlesien‘ (Göttingen: Cuvillier, 1996), das mit der Schilderung unserer Austreibung im Frühsommer 1946 endet.

Bovenden-Lenglern, im Herbst 2004

R. N.

Einführung

Erzwungene Migration – erwünschte Integration

Wer vor langer Zeit aus der Fremde gekommen ist, mag vergessen, dass er ein Zugewanderter ist, die Einheimischen aber vergessen es nie.

Manès Sperber, 1978

Noch nie sind im Laufe der Geschichte so viele Menschen mit Gewalt gezwungen worden, ihre angestammte Heimat aufzugeben, wie im zwanzigsten Jahrhundert. Ihren Höhepunkt erreichten die Vertreibungen im Zweiten Weltkrieg und im ersten Nachkriegsjahrzehnt. Von den annähernd fünfzig Millionen Vertriebenen dieses Zeitraums waren weit mehr als zwölf Millionen Deutsche, die in den östlichen Provinzen des Deutschen Reiches – Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Schlesien – gelebt hatten. Sofern sie ihre gewaltsame Entwurzelung lebend überstanden (für mindestens zwei Millionen gilt das nicht), mussten sie versuchen, in einer anderen, völlig fremden Lebensumgebung neue Wurzeln zu schlagen.

Die fremde Lebensumgebung war das nach dem Kriegsende in Besatzungszonen aufgeteilte Rest-Deutschland. Die Masse der heimatlosen Ostdeutschen wurde in die Britische und Amerikanische Zone in West-Deutschland deportiert, ein kleinerer Teil in die Sowjetische Zone in Mittel-Deutschland. In allen drei Zonen waren die unfreiwilligen Zuwanderer und Habenichtse unwillkommen – nicht allein, weil sie mittellose Fremde waren, sondern weil die einheimische Bevölkerung selber schwer unter den katastrophalen Folgen der Nazi-Herrschaft und des verlorenen Krieges litt.

Dennoch schien die Eingliederung der ungebetenen Neuankömmlinge rasch zu gelingen, und das, obwohl der Integrationsvorgang mit immensen wirtschaftlichen, finanziellen, soziokulturellen und politischen Schwierigkeiten verknüpft war. Deshalb verdient hervorgehoben zu werden, wie

erfolgreich die zwei Staaten, die wenige Jahre nach Kriegsende auf deutschem Boden entstanden, die enormen Probleme der Ansiedlung von Millionen Neubürgern auf ihrem Gebiet bewältigten. Denn sie schafften es, praktisch alle geflohenen oder vertriebenen Ostdeutschen zu absorbieren – „ohne sozialen Aufruhr, ohne Aggressivität nach außen“ (Kogelfranz).

Schon bis Ende Oktober 1946 waren auf dem späteren Territorium der Bundesrepublik (mit Ausnahme der Französischen Besatzungszone, die zunächst keine Zuwanderer akzeptierte) knapp sechs Millionen Vertriebene aufgenommen worden. Bis Ende 1953 kamen so viele Immigranten hinzu, dass um diese Zeit der Anteil der Vertriebenen an der bundesdeutschen Bevölkerung auf nahezu dreizehn Prozent stieg. Der westdeutsche Staat siedelte insgesamt fast zehn Millionen Menschen aus dem ehemaligen Osten Deutschlands neu an. Sie machten schließlich beinahe ein Fünftel der Bevölkerung der jungen Bundesrepublik aus.

Verblüffenderweise erwies sich der gewaltige Zustrom der besitzlosen Massen aus den alten deutschen Ostprovinzen letztlich sogar als ein „Glücksfall“ (Schöps) für die Bonner Republik. Denn die in Westdeutschland Einzugliedernden beteiligten sich besonders eifrig und effizient an dem Wiederaufbau und dem wirtschaftlichen Aufschwung der Bundesrepublik. Im Rückblick betrachtet, war das ‚Wunder der Eingliederung‘ (Schöps) der zwölf Millionen heimatlos Gewordenen womöglich ein noch größeres Wunder als das vielberedete westdeutsche Wirtschaftswunder.

Die Bundesrepublik hatte schon in den ersten Jahren ihres Bestehens nachhaltige Anstrengungen unternommen, um mit Hilfe administrativer und gesetzlicher Regelungen die Eingliederung der zwangsentwurzelten Ostdeutschen in die westdeutsche Gesellschaft zu erleichtern. Zu erinnern ist hier vorrangig an das Lastenausgleichsgesetz von 1952 und das Bundesvertriebenen-Gesetz von 1953. Aber bereits seit August 1949 hatte der junge demokratische Staat durch die Gewährung von Wohndarlehen, von Hilfen beim Landerwerb und bei der Ausbildung den besitzlosen und sozial deklassierten Zuwanderern den Aufbau einer neuen Existenz zu ermöglichen versucht. Auch wurde den

Migranten in Raten ein - wenn auch sehr bescheidener - Ausgleich für Hausrats- und Vermögensverluste gezahlt.

Doch mit solchen Hilfsmaßnahmen und gesetzlichen Regelungen waren die Sorgen und Nöte der Neubürger bei weitem nicht behoben. Denn die vom Staat materiell geförderte Eingliederung erforderte überdies die Bewältigung schwerwiegender psychosozialer Probleme.

Wie lange braucht ein gegen seinen Willen Verpflanzter, bis er aufhört, in seiner neuen Umwelt ein Fremder zu sein – wofern er sich nicht gegen seine Eingliederung sträubt, sondern anpassungswillig ist? Bleibt er trotz aller Integrationsbemühungen immer ein Fremder, wie das der Schriftsteller M. Sperber unterstellt? Die allermeisten geflüchteten oder vertriebenen Ost-deutschen wehrten sich in der Tat nicht dagegen, einen Platz in der westdeutschen Gesellschaft einzunehmen, nachdem sie erkannt hatten, dass es keine realistische Hoffnung mehr für sie gab, bei Lebzeiten in ihre alte Heimat zurückzukehren.

Begreiflicherweise taten sich die Älteren unter ihnen mit der Anpassung an die neuen Lebensumstände besonders schwer. Bei ihnen ging es ja nicht allein darum, sich einigermaßen anzupassen, sondern auch darum, den sozialen Status, den sie bis zum Kriegsende in der alten Heimat innegehabt und danach mit einem Schlage eingebüßt hatten, in der neuen Heimat möglichst wiederzugewinnen – ein überaus mühsames Bestreben, das deshalb auch bei vielen nicht zum Erfolg führte.

Die Jüngeren und die ganz Jungen, zur Zeit der Flucht oder der Zwangsumsiedlung noch Jugendliche oder Kinder, fügten sich dagegen fast ganz ohne Vorbehalte in ihre neue Umwelt ein. Sie hatten sich im Schnitt bereits Mitte der fünfziger Jahre, mithin etwa ein Dezennium nach ihrer Ankunft in den Westzonen, sozial und kulturell weitestgehend angepasst.

Assimilation und Integration der Ostdeutschen gingen indessen nicht so weit, dass die Altbevölkerung Westdeutschlands binnen einem Jahrzehnt gewissermaßen vergessen hätte, wer in ihrer Gemeinde und in ihrem Bekanntenkreis ein Flüchtling oder Vertriebener war. Schon der Umstand, dass die Zuzügler etwa seit 1953 mittels ihres Flüchtlings-

oder Vertriebenen-Ausweises sich manche Vorteile und Erleichterungen verschaffen konnten, markierte in administrativer Hinsicht bis auf weiteres einen Unterschied zwischen ihnen und den Altbürgern.

In der niedersächsischen Landgemeinde, in der ich seit 1973 lebe, nennen die Alteingesessenen eine Bauersfrau, die 1946 als junges Mädchen aus Schlesien kam und später einen hiesigen Bauernsohn heiratete, auch ein halbes Jahrhundert nach Flucht und Vertreibung noch unter sich „das Flüchtlingsmädchen“! Die Einheimischen wissen also selbst nach so langer Zeit noch genau, wer einstmals als fremde mittellose Landsmännin zugewandert ist. Solchen Fremden aber, die mit leeren Händen kamen, begegnete man anfangs mißtrauisch und oft auch feindselig.

Dies hat jedoch schon lange keinerlei Folgen mehr für die Koexistenz von Einheimischen und Zugewanderten. Denn nach ersten schweren Jahren kamen beide Bevölkerungsteile immer besser miteinander aus. Es ergaben sich Freundschaften, und es kam schließlich sogar zu Heiraten zwischen Einheimischen und Fremden. In der Denk-, Rede- und Lebensweise näherten sich die aus dem Osten unfreiwillig Zugezogenen immer stärker der altheimischen Bevölkerung an, so dass das Zusammenleben der beiden sozialen Gruppen keine gravierenden Probleme mehr aufwarf. Die Einwanderer wider Willen, von den Westdeutschen anfangs fast als eine Landplage empfunden, wurden zu geachteten Mitbürgern. Ja, der Zustrom der geflüchteten und vertriebenen Ostdeutschen führte auf längere Sicht nachgerade zu einer ‚Durchmischung‘ (Lemberg) der gesamten Gesellschaft in Rest-Deutschland. Mit diesem Resultat glückte auf staunenswerte Weise das, was der Staat von früh an anstrebte und deshalb nachdrücklich förderte: dass sich die massenhaft Zugewanderten nicht nur notdürftig anpassten, sondern aus innerer Überzeugung integrierten.

Mitte 1946 war meine Familie, nach dem erzwungenen Abschied aus Niederschlesien, in der Britischen Besatzungszone angesiedelt worden. Da war ich zwölf Jahre alt. 1955 machte ich als Einundzwanzigjähriger mein Abitur am Gymnasium einer westfälischen Kleinstadt. Als Abiturient, also nach knapp einem Jahrzehnt in der Fremde, empfand ich diese kaum mehr als solche, sondern war mit den Menschen und den

Lebensumständen in der westfälischen Provinz, in die wir geraten waren, bereits so vertraut, dass ich mich dort quasi zu Hause fühlte.

Erträglich wurde die anfängliche und noch jahrelang anhaltende Notlage für uns, weil sich, im Zeichen des wirtschaftlichen Booms seit 1950, ganz allmählich auch Aussichten auf eine Besserung unserer Lebens- und Wohnsituation abzeichneten; weil die Einheimischen von Jahr zu Jahr weniger Vorbehalte uns gegenüber hatten und weil wir, nach zwölf Jahren Diktatur (davon fünfeinhalb Jahre Krieg), das Glück hatten, uns unter friedlichen politischen Umständen ‚in die Freiheit einleben‘ zu können.

Ich habe als Heimatvertriebener mitsamt meiner Familie den Integrationsprozeß von Mitte 1946 an persönlich erlebt und erlitten. Wir erfuhren zunächst noch Jahre hindurch Tag für Tag drückende materielle Not, die unseren durch die geschichtlichen Vorgänge erzwungenen Versuch der Einwurzelung in die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft begleitete und kennzeichnete. Als Halbwüchsiger erfasste ich freilich weder die soziale Brisanz der staatlich forcierten Integration, noch begriff ich die hochkomplexen welt- und nationalhistorischen Zusammenhänge, deren Objekte und Opfer wir Heimatvertriebenen waren.

Wer wie ich als Angehöriger des Jahrgangs 1933 in den Hitler-Staat hineingeboren und noch als Kind aus seiner östlichen Heimat herausgerissen wurde, hatte bis zur Deportation in den Westen Deutschlands immer nur in Verhältnissen gelebt, die von Unfreiheit und Gewalt geprägt waren.

Materiell war es uns in unserer schlesischen Heimat bis zur Flucht vor der Roten Armee im Januar 1945 gut gegangen. (Die kriegsbedingten Einschränkungen waren nicht so erheblich, dass die Befriedigung der wesentlichen Lebensbedürfnisse gefährdet gewesen wäre.) Mit der materiellen Sicherheit war es jedoch vom Tage der Flucht an schlagartig vorbei. Die Not wuchs bis zum Kriegsende im Mai 1945 und nahm danach für uns geradezu krasse Ausmaße an. Eine erste schwache Hoffnung, dass sie gelindert werden könnte, glimmte erst nach unserer erzwungenen Übersiedlung nach Westdeutschland auf.

Aus der größten Not befreit waren wir indes auch dort erst, als wir nach mehreren Jahren in dem neuen Wohnort einigermaßen heimisch geworden waren. Bis dahin hatten wir noch einmal eine ungemein entbehrungsreiche Zeit durchstehen müssen, unter der in ganz besonderem Maße die Mütter litten – wie denn überhaupt schon seit den letzten Kriegsjahren die Frauen die Hauptlast des Kampfes ums Überleben der Familien zu tragen gehabt hatten.

Unsere Notlage hat uns jedoch nicht den Blick dafür verstellt, dass wir in der neuen Heimat erstmals seit dem Beginn der Nazi-Herrschaft in Frieden und Freiheit leben durften. Das schätzten wir um so mehr, als wir vom Kriegsende bis zu unserer Austreibung in einem Zustande völliger Rechtlosigkeit hatten existieren müssen. Nahezu täglich waren wir Opfer der Gewalt gewesen.

Die politischen Zwänge und Einschränkungen, denen wir als unauffällige ‚Volksgenossen‘ in Hitlers Staat ausgesetzt waren, kann man natürlich nicht vergleichen mit den Bedrängnissen, unter denen wir als rechtlose Besiegte von Mai 1945 bis Juni 1946 litten – so wie die Entbehrungen, die uns in den ersten Jahren im Westen Deutschlands zu schaffen machten, nicht mehr vergleichbar waren mit der erbärmlichen und hoffnungslosen Not, die uns das Leben während unseres letzten Jahres in der schlesischen Heimat schwer machte.

Die Entbehrungen, die auch unsere Eingliederung in die neue Lebensumgebung während der ersten Jahre erschwerten, ertrugen wir leichter und lieber, weil wir bald Gründe für die Hoffnung hatten, dass die Not Zug um Zug weichen würde. Tatsächlich trat für uns seit dem Beginn der fünfziger Jahre allmählich eine Besserung unserer Lebenssituation ein. Dies hat zusammen mit dem wohltuenden Bewusstsein, dass wir als freie Menschen und in Frieden leben konnten, unsere Bereitschaft, uns in die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft einzufügen, entscheidend gestärkt.

Die in der Bundesrepublik weithin gelingende Integration der heimatlos gewordenen Ostdeutschen hatte schließlich noch eine heilsame politische Konsequenz: Die bei den Flüchtlingen und

Vertriebenen anfänglich vorhandenen Revanche-Gefühle wurden schwächer und schwächer und machten einer zunehmenden Neigung zum Ausgleich und zur Versöhnung mit Polen und Russland Platz - zur Versöhnung insbesondere mit denjenigen Menschen in den beiden östlichen Staaten, denen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs unsere alte Heimat zu ihrer neuen Heimat geworden ist.

Gen Westen

Am Morgen nach der Vertreibung

Ich wurde früh wach. Es wurde schon hell. Ich fröstelte, obwohl ich meinen dunkelblauen Wintermantel anhatte. Ich richtete mich etwas auf, blinzelte und schnippte dann, noch halb im Schlaf, ein paar Strohhalme von meinem Mantel. Es dauerte eine Weile, bis ich die unbequeme Stellung, in der ich geschlafen hatte, mit der höchst ungewöhnlichen Lage in Verbindung brachte, in der ich mich zusammen mit der Mutter und meinen vier Geschwistern befand. Ich war der Älteste und würde in zwei Wochen dreizehn Jahre alt werden.

Am Morgen dieses Tages - wir schrieben Montag, den 17. Juni 1946 - hockten wir in einem dumpf dahinrollenden Güterwagen der Deutschen Reichsbahn, der mit zahlreichen anderen Waggons den Polen, den nunmehrigen Herren Schlesiens, dazu diente, uns, die bisherigen Bewohner der ostdeutschen Provinz, aus unserer angestammten Heimat fortzuschaffen. Außer unserer Familie saßen, kauerten, standen oder lagen in dem fensterlosen Viehwaggon auf einer dünnen Strohschicht dreißig andere Schlesier aller Altersgruppen, in der Mehrzahl Frauen und Kinder. Wir kamen alle aus dem kleinen Bauerndorf Hünern im Landkreis Ohlau.

Unser Heimatort liegt etwa fünfunddreißig Kilometer südlich von Breslau in der niederschlesischen Ebene. Aus ihm waren wir einen Tag zuvor auf Anordnung der neuen polnischen Behörden von Milizionären, die sich herrisch und rüde aufführten, vertrieben worden. Man hatte uns gezwungen, unsere Wohnungen und Häuser binnen einer Stunde zu räumen. Mitnehmen durften wir nur, was wir mit unseren Händen tragen konnten.

Dann mussten wir, bei sommerlicher Hitze, bis nach Markstädt, Kreis Ohlau, marschieren, einem kleinen Ort, ungefähr zwanzig Kilometer südöstlich von der schlesischen Hauptstadt an der Bahnlinie Breslau –

Brieg – Oppeln gelegen. Dort hatte man uns in einem Sammel- und Durchgangslager gründlich gefilzt und am Abend in einen neben dem Lager schon bereitstehenden langen leeren Güterzug gepfercht, immer an die fünfunddreißig Personen in einen Waggon. Spät abends hatte sich der aus über fünfzig solcher Waggon bestehende Zug mit eintausendundsiebenhundert vertriebenen Schlesiern in Bewegung gesetzt und war in mäßigem Tempo die Nacht durchgefahren – in nordwestlicher Richtung, wie wir allmählich feststellen konnten.

Dennoch hatte ich nun, am frühen Morgen, keine Vorstellung davon, wo wir inzwischen sein mochten. Der Blick durch eine schmale Ritze an der Waggontür reichte nicht, um sich auch nur grob zu orientieren.

Einige Zeit später, als schon mehrere Leute um mich herum wach waren, merkte man, wie der Zug seine Fahrt verlangsamte. Bald danach hielt er mit quietschenden Rädern. Wir standen auf dem Bahnhof von Kohlfurt, einem kleinen Eisenbahn-Knotenpunkt zwanzig Kilometer nördlich von Görlitz. Wir waren also nun in der Lausitz, im äußersten Nordwesten Schlesiens, nahe an der Grenze zu Sachsen.

Wir mussten unsere Waggon für einige Zeit verlassen. Auf dem Bahnsteig erwarteten uns Rot-Kreuz-Bedienstete. Auch sahen wir etliche englische Offiziere, die hier anscheinend die Oberaufsicht führten und denen wir die uns nun zuteil werdende korrekt-glimpfliche Behandlung zuschrieben. Denn von den polnischen Zugbegleitern, die ihre eigenen Waggon hatten, erwarteten wir nach dem kürzlich Erlebten nichts Gutes, zumal die an einer rotweißen Armbinde erkennbaren Bürger-Milizionäre mit ihren Gewehren nicht gerade beruhigend herumfuchtelten.

Man führte uns, die wir in der morgendlichen Kühle arg bibberten, in das Bahnhofsgebäude, in welchem es durchdringend nach irgendwelchen Chemikalien roch. Der Geruch rührte von einer behelfsmäßig eingerichteten Desinfektionsanlage her, wo sich alle eben angekommenen Deutschen von polnischem Sanitätspersonal mit dem scharfen Entlausungsmittel DDT besprühen lassen mussten – überflüssigerweise, schien uns, denn niemand von uns hatte Krätze oder litt unter dem Befall von Läusen oder anderem Ungeziefer.

Anschließend erhielten wir eine warme Suppe, die zusammen mit einigen Brotscheiben von den Helfern des Roten Kreuzes ausgeteilt wurde. Unser Aufenthalt auf dem Kohlfurter Bahnhof mochte an die drei Stunden dauern. Dann mussten wir wieder in die Güterwagen zurück, und der lange Zug setzte sich erneut in Bewegung, dieses Mal in westlicher Richtung.

Er fuhr sehr langsam. Wir hatten die Waggontür weit geöffnet, so dass man nun recht bequem in die vorbeiziehende mal waldige mal hügelige Landschaft schauen konnte. Schon nach kurzer Zeit rollte unser Deportationszug über eine eiserne Brücke, die über einen schmalen Fluß führte. „Das ist die Neiße“, sagte jemand, der mit mir aus der Waggontür sah.

Daß die Lausitzer Neiße die Grenze bilden sollte zwischen dem nunmehr von Polen beanspruchten Schlesien und der Sowjetischen Besatzungszone, wusste wohl niemand von uns, die wir am 17. Juni 1946 über die Brücke wenige Kilometer hinter Kohlfurt fuhren, denn seit über einem Jahr hatte praktisch keiner von den noch in Schlesien lebenden Deutschen eine Zeitung lesen oder Radio hören können. Es hatte in der polnisch verwalteten Heimat keine deutschsprachige Zeitung mehr erscheinen dürfen, und ein Radio durfte ebenfalls kein Deutscher mehr besitzen. So war, was in Deutschland und der Welt seit dem Mai 1945 geschah, allenfalls gerüchtweise zu uns nach Schlesien gelangt.

Gleich nachdem wir die Neiße überquert hatten, sah ich etwas, was mir ein lange entbehrtes Hochgefühl bescherte. Auf einer schmalen Straße erblickte ich einen Mann in einer dunkelblauen Uniform, der mit einem Fahrrad unterwegs war. Zur Uniform gehörte auch ein Koppel mit einer großen Revolvertasche. Offenbar war das ein Polizei- oder Grenzbeamter, der zum Dienst fuhr. Und nach der Uniform zu urteilen, war das unzweifelhaft kein Pole, sondern ein Deutscher! Es erschien mir fast unglaublich, dass hier ein Deutscher ein Fahrrad benutzen und eine Waffe mit sich führen durfte. Nach über einem Jahr russisch-polnischer Herrschaft, unter der wir völlig entrechtet und ohne alle technisch-zivilisatorischen Hilfsmittel leben müssen, empfand ich beim Anblick des radelnden deutschen

Beamten in Uniform Freude und Erleichterung. Denn wir fuhren nun durch ein Land, wo dem Anschein nach Deutsche wieder Rechte besaßen, wo es eine deutsche Ordnungsmacht gab und wo die Deutschen darum wohl auch ohne Angst vor Drohungen und demütigenden Willkür-Akten leben konnten.

In den letzten Wochen vor unserer eigenen Vertreibung hatten wir zu unserer Bestürzung erfahren, dass in unserer Region die deutschen Bewohner ganzer Gemeinden von der polnischen Miliz aus ihren Häusern gejagt und mit unbekanntem Ziel wegtransportiert worden waren. So hatten wir mit Bangen dem Tag entgegengesehen, an dem wir an der Reihe wären, und hatten doch im stillen gehofft, dass vielleicht gerade wir verschont bleiben würden.

Wie unangebracht eine solche Hoffnung war, konnten wir nicht wissen, da wir ja keine auch nur entfernt verlässlichen Nachrichten über das besaßen, was an höchster politischer Stelle über uns verhandelt und verfügt worden war. Insbesondere wussten wir nichts von der Potsdamer Konferenz der drei großen Siegermächte USA, Sowjet-Rußland und Großbritannien, die bereits am 2. August 1945 die ‚Umsiedlung‘ der Deutschen aus den Ost-Gebieten des Reiches nach Mittel- und Westdeutschland beschlossen hatten. Wir Schlesier gehörten zu den Millionen Ostdeutschen, die in die vier Besatzungszonen Rest-Deutschlands ‚transferiert‘ werden sollten.

Wir ahnten auch nicht, dass wir Bewohner Hünerns, was speziell unsere Austreibung anbelangte, noch einiges Glück hatten, wenn es in diesem Zusammenhang nicht grotesk ist, überhaupt von Glück zu reden. Während die Vertreibung vieler Ostdeutscher durch die Polen schon in den grausam kalten Wintermonaten Januar und Februar 1946 unter größtenteils furchtbaren Umständen vonstatten ging, gehörten wir zu denen, die laut Plan erst als quasi vorletzte die Umsiedlungsaktion erdulden sollten. Vorgesehen war nämlich, dass diese bereits im Juli als ganze abgeschlossen wäre. Tatsächlich jedoch zog sie sich noch bis Ende 1947 hin. Wir Hünerner wurden nun im Juni 1946 aus unserer Heimat ausgesiedelt.

Zu dieser Zeit hatten sich, angesichts der eklatant ungeordneten und inhumanen Weise der Zwangsaussiedlung durch die polnischen Behörden, längst schon die Engländer eingeschaltet. Aufgrund eines Abkommens zwischen Briten und Polen wurden Züge mit den auszusiedelnden Schlesiern in Kohlfurt einer britischen Militärmission überantwortet. Die Offiziere dieser Mission hatten dafür zu sorgen, dass die Deportation der Ostdeutschen in geregelter und erträglicherer Form durchgeführt würde.

In der Tat hatten wir zumindest seit der Abfahrt unseres Deportationszuges aus Markstädt unter keinerlei Drangsalierungen mehr zu leiden. Wir genossen also, ohne davon zu wissen, einige kleine Vorteile, welche die von Engländern initiierte ‚Operation Swallow‘ (‚Operation Schwalbe‘) denjenigen brachte, die in die Britische Besatzungszone deportiert werden sollten. Die ‚Operation Schwalbe‘ hatte am 24. Februar 1946 begonnen – im Rahmen des Potsdamer Abkommens der alliierten Siegermächte, welches die Zwangsumsiedlung der Ostdeutschen vom Februar 1946 an vorsah. Mit den unter englischer Kontrolle auf zwei Routen erfolgenden Transporten, deren jeder etwa vierundzwanzig Stunden dauerte, gelangten bis Dezember 1946 an die eineinhalb Millionen vertriebene Deutsche in die Britische Zone. Sie kamen vor allem aus Nieder- und Oberschlesien. Wir waren auf der sogenannten Route ‚C‘ dahin gelangt. Diese führte über Kohlfurt, Kreis Görlitz, wo der englische Major Frederick Boothby das Kommando hatte.

Von den hochpolitischen Vorgängen, Verhandlungen, Abkommen und Beschlüssen, aus denen unsere Vertreibung resultierte, wussten ich und meine Leidensgenossen freilich nichts, als wir am frühen Morgen des 17. Juni 1946 in einem der Tag für Tag abgefertigten Deportationszüge fröstelnd und gedemütigt über die Lausitzer Neiße in Richtung Westen rollten.

Vor allem wußten wir nichts davon, dass sich zu der selben Zeit, in der wir deutschen Schlesier die Tragödie unserer gewaltsamen Aussiedlung aus den neuen Westgebieten Polens erlebten, eine gleichartige Tragödie im mittleren und südlichen Ostpolen abspielte. Diese war die Folge davon, dass Stalin nach dem Kriege die Beute,

die er sich 1939 in dem Nicht-Angriffs-Pakt mit Hitler auf Kosten Polens gesichert hatte, nicht mehr herausgeben wollte.

Schon über eine halbes Jahr vor Kriegsende hatte Polen deshalb mit der Zwangsumsiedlung der auf seinem Gebiet lebenden Ukrainer auf sowjetisches Territorium begonnen. Der nach dem Kriegsende unter hartem Zwang durchgeführte polnisch-sowjetische Bevölkerungstausch dauerte bis zum Herbst 1946.

Als sich herausstellte, dass vergleichsweise viele Ukrainer sich mit List und Geschick der Zwangsumsiedlung entzogen hatten, gingen die Behörden des nunmehr kommunistisch regierten Landes ab 1947 dazu über, die noch auf polnischem Boden verbliebenen Ukrainer im Rahmen einer ebenfalls unter Zwang exekutierte Binnenumsiedlung in die neuen westpolnischen Gebiete zu ‚transferieren‘. Bei dieser im Juli 1947 beendeten ‚Operation W(eichsel)‘ achteten die zuständigen polnischen Stellen unnachlässig darauf, dass die von dieser Operation erfassten ukrainischen Familien zerstreut angesiedelt wurden, so dass sich keine geschlossenen ukrainischen Kolonien bilden konnten. Auf diese Weise sollten zudem die zwangsumgesiedelten Ukrainer zu einer raschen Assimilierung genötigt werden.

Zu den Kreisen Niederschlesiens, in denen die ukrainischen Zuwanderer eine neue Heimstatt fanden, gehörte auch der Kreis Ohlau, aus dem wir ein knappes Jahr vorher vertrieben worden waren. Es ist daher nicht ganz unwahrscheinlich, dass in unserem Heimatort Hünern die eine oder andere zwangsumgesiedelte ukrainische Familie eine neue Existenz finden konnte.

Schicksalhafte Entscheidung

Unser Zug rollte in mäßigem Tempo durch die frühlommerlichen Länder Sachsen und Sachsen-Anhalt. Die Städte, durch die wir an diesem trüben Tage kamen, zeigten deutliche Spuren der Zerstörung durch den Krieg, dessen Ende ja erst ein gutes Jahr zurücklag. Hier

und da erblickten wir auch Soldaten der Roten Armee – meist mit umgehängter Kalaschnikow -, die unguete Gefühle in uns wachriefen.

Wohin genau man uns transportierte, wussten wir immer noch nicht. Wir waren einesteils natürlich froh darüber, dass wir nicht mehr mit einer willkürlichen und demütigenden Behandlung, wie wir sie in den vergangenen Monaten von seiten der Polen erlebt hatten, rechnen mussten. Aber andernteils bedrückte uns alle ebenso natürlich der Gedanke an die nun schon weit hinter uns liegende schlesische Heimat, die wir nur einen Tag zuvor unter Zwang hatten aufgeben müssen.

Am frühen Nachmittag erreichte der Zug Magdeburg, das gegen Ende des Krieges schwer bombardiert worden war. Die Stadt mit ihren Häuserruinen und Trümmerhaufen wirkte trist – ein Eindruck, den die grauen Wolken über den zerbombten Gebäuden und über der träge und schmutzig dahinfließenden Elbe noch verstärkten. Auch hier gab es wieder einen längeren Aufenthalt auf dem Bahnhof, und wir wurden abermals vom Roten Kreuz mit einer warmen Mahlzeit versorgt. Dabei erfuhren wir endlich, dass wir unsere Fahrt fortsetzen würden bis zu einem Zielort in der Britischen Besatzungszone. Sein Name würde uns noch mitgeteilt werden.

Und dann geriet unsere Familie auf einmal in helle Aufregung. Man hatte die Mutter wissen lassen, dass es möglich sei, den Zug in Magdeburg zu verlassen und in der russischen Zone zu bleiben, wenn dort nahe Angehörige lebten. Diese Möglichkeit stellte für uns eine wirkliche Verlockung dar. Denn wir wussten seit kurzem, dass der Vater bereits aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen war und sich in Sachsen-Anhalt aufhielt, und zwar in dem Bauerndorf Plötzkau, Kreis Bernburg.

Nur wenige Tage vor unserer Vertreibung nämlich hatten uns, auf abenteuerlichen Umwegen, zwei Briefe des Vaters in Hünern erreicht. Aus ihnen entnahmen wir zu unserer großen Freude, dass er am Leben und gesund war, und auch, dass er sich schon seit längerer Zeit in Plötzkau bei Verwandten befand. Nach dorthin hatte man ihn aus einem amerikanischen Gefangenen-Lager in Bayern entlassen, weil

eine Rückkehr in seinen schlesischen Heimatort nicht mehr in Frage gekommen war.

Die Mutter beriet sich nun mit mir. Die Aussicht, den Vater in Kürze wiederzusehen, elektrisierte mich. Deshalb redete ich der Mutter eifrig zu, wir sollten doch die Gelegenheit wahrnehmen, sollten in Magdeburg aussteigen und zum Vater nach Plötzkau weiterreisen. Sie aber schwankte und rang verzweifelt mit sich selbst. Dann jedoch traf sie, gegen meinen Rat, die schwerwiegende Entscheidung: Wir bleiben im Zug bei den Leuten aus Hünern und fahren weiter bis in die Britische Besatzungszone.

Die Mutter, obwohl sie wie ich das Wiedersehen mit dem Vater herbeisehnte, wollte nicht länger oder nochmals unter sowjetrussischer Herrschaft leben. Zu schlimm war es bei Kriegsende und in den folgenden Monaten in Schlesien zugegangen (und dabei dachte sie gewiß besonders daran, dass sie noch vor einem dreiviertel Jahr um Haaresbreite einer Vergewaltigung durch einen marodierenden Rotarmisten entgangen war). Sie war der Meinung, dass es für den Vater als Mann und als jemand, der jetzt allein lebte, wesentlich einfacher sein würde, im Westen zu uns zu stoßen, als für uns, womöglich später als Großfamilie aus dem Herrschaftsbereich der Russen wieder herauszukommen.

Als unser Zug kurz danach über die Elbe-Brücke dampfte, konnten wir nicht wissen, dass die Mutter für uns alle eine schicksalhafte Entscheidung getroffen hatte. Es war vielleicht die bis dahin in fast jeder Hinsicht folgenreichste Entscheidung in unserem Leben überhaupt.

Was wir im Moment der Entscheidung nicht ahnten, war: Wir würden nun im ‚freien‘, demokratischen und wirtschaftlich rasch erstarkenden Westen Deutschlands leben können. Uns würde erspart bleiben, worunter die Menschen in der Sowjetzone und späteren DDR noch jahrzehntelang leiden mussten: unter Repressionen durch Staat, Behörden und Geheimpolizei, unter lang anhaltenden schlechten materiellen Lebensbedingungen, unter Denkwang, unter der Benachteiligung kirchentreuer Christen und unter manchem mehr, was das

tägliche Leben und die freie Entwicklung des Einzelnen nachhaltig erschwerte und beeinträchtigte. Kurzum, die Entscheidung der Mutter hatte zur Folge, dass wir in die glücklichere Hälfte Nachkriegsdeutschlands gelangen und Anteil haben würden an all den politischen, kulturellen und materiellen Vorteilen, die der freie Westen Deutschlands im Lauf der kommenden Jahre seinen Bewohnern bieten konnte. Aber, wie gesagt, von all dem ahnten wir damals nichts, als wir dem nächsten Ziel unserer Deportation entgegenfuhrten – der niedersächsischen Kleinstadt Uelzen in der englischen Zone.

Fast eine Odyssee

Nach einer etwa zweistündigen Fahrt durch ebenes Land mit vielen Feldern, Waldstücken, Bächen und unzerstört gebliebenen Bauerndörfern erreichten wir Uelzen am Ostrand der Lüneburger Heide. Wir hatten geglaubt, nun am Ziel zu sein, aber wir hatten uns getäuscht. Nein, hieß es, hier sei unseres Bleibens nicht. Die Fahrt gehe weiter.

Doch vorher passierte etwas, womit keiner von uns gerechnet hatte.

Der Teil des Zuges, in dem wir untergebracht waren, wurde von den übrigen Waggonen abgetrennt. Die abgekoppelten Güterwagen des Vertriebenen-Transportes sollten nach Südwestfalen umdirigiert werden – nach Siegen, dem Hauptort des Siegerlandes. Wohin dagegen die große Mehrzahl der Bewohner Hünerns kommen sollte, erfuhren wir nicht; jedenfalls aber sollten sie in einen anderen Teil der Britischen Zone befördert werden.

Ich war bestürzt und verwirrt, denn die für mich selbstverständliche Erwartung, wir würden mit den uns vertrauten Menschen aus Hünern zusammenbleiben, also auch mit den Kindern aus unserer Nachbarschaft, mit denen ich aufgewachsen war, hatte sich mit einem Schlag in Nichts aufgelöst. (Tatsächlich habe ich später kaum einen von ihnen wiedergesehen.) Zudem ging die Trennung von den anderen Hünern'schen so rasch vor sich, dass wir nicht einmal Gelegenheit fanden, uns von ihnen zu verabschieden.

Da war es nur ein schwacher Trost, dass unter den wenigen Menschen aus unserem Heimatdorf, die nun nach Siegen weiterfahren sollten, auch die gräfliche Familie Strachwitz war. Unter den elf Strachwitz-Kindern waren einige Mädchen annähernd in meinem Alter. Ich kannte sie gut, da sie ebenso wie ich bis zum Kriegsende weiterführende Schulen in Brieg an der Oder besucht und dort in Schüler-Pensionen gelebt hatten. Mit ihrer Mutter, der Gräfin, die im Dorf großes Ansehen genossen hatte, verstand sich unsere Mutter ausgesprochen gut. Beide Frauen verband, dass sie, seit der großen Flucht im Januar 1945, eine besonders schwere Last zu tragen hatten: Sie mussten eine sehr zahlreiche Kinderschar durch die schlimme Zeit bringen.

In Siegen langten wir nach mehrstündiger Fahrt erst am späteren Abend an. Auch diese stark industriell geprägte Kreisstadt im waldreichen, bergigen Siegerland war im Krieg von Bomben arg zerstört worden, so dass die Behörden nun große Not damit hatten, die heimische Bevölkerung mit Wohnraum zu versorgen. Für uns vertriebene Niederschlesier fand sich wohl deshalb nichts, was uns als neue Bleibe hätte dienen können. Und so bekamen wir bald zu hören, dass unsere unfreiwillige Reise abermals weitergehen würde. Es gab in Siegen allerdings ein Durchgangslager, in welchem wir die Nacht verbringen sollten, und darum durften wir unseren Güterzug erst einmal mit unseren kümmerlichen Habseligkeiten verlassen.

Wir wurden mit anderen Vertriebenen in eine heil gebliebene Turnhalle geschickt. Wieder versorgte uns das Rote Kreuz mit warmem Essen. In der zweckentfremdeten Halle, in der wir nächtigen sollten, dienten dreistöckige Bettgestelle mit Woldecken als Schlafgelegenheiten. Mir machte es Vergnügen, in eines der obersten Betten zu klettern, wo ich das geschäftige Treiben in der sich füllenden Halle gut überblicken konnte. Vor allem aber konnte ich mich, nach der kalten, unbequemen Nacht in dem Viehwaggon, wieder ausstrecken und richtig schlafen. Auch die erschöpfte Mutter und die Geschwister verbrachten eine angenehmere Nacht, so dass wir am nächsten Morgen unsere bislang ziellose Reise leidlich erholt fortsetzen konnten.

Wir hockten indes nun nicht mehr zusammengepfercht mit dreißig anderen Personen in einem schmutzigen Güterwaggon, sondern saßen in dem mit Holzbänken ausgestatteten Dritter-Klasse-Abteil eines Personen-Zuges. Unser Zielort, so verlautete jetzt, sei Soest, ebenfalls in Westfalen gelegen. Der Name dieser Stadt sagte uns ebensowenig wie vorher die Namen der Städte Uelzen und Siegen.

Diesmal waren wir nur an die drei Stunden unterwegs, dann lief der Zug in den Bahnhof der westfälischen Kreisstadt ein, die unter dem Bombenkrieg ebenfalls stark gelitten hatte. Doch erneut wurde uns eröffnet, dass wir auch in dieser mittelgroßen Stadt nicht bleiben könnten; vielmehr sei unsere Unterbringung in der nur wenige Kilometer von Soest entfernten Kleinstadt Werl vorgesehen. Unsere Odyssee ging also noch weiter - bis in das zirka fünfzehn Kilometer in westlicher Richtung gelegene Werl. Und in der Tat, da durften wir aussteigen in der Annahme, das Ende unserer abenteuerlichen und beschwerlichen Reise erreicht zu haben.

Der katholische Wallfahrtsort Werl liegt am westlichen Rand der fruchtbaren Soester Börde. Hier schienen wir also, zwei Tage nach unserer Ausweisung und Deportation, wirklich am Ziel zu sein. Denn man beförderte uns vom Bahnhof auf das Gelände eines vormaligen Fliegerhorsts der deutschen Luftwaffe am Stadtrand. Auf diesem Gelände befand sich ein für uns passabel hergerichteter Kasernen-Block. Der Mutter mit ihren fünf Kindern wurde im ersten Stock einer der Kasernen ein großes, karg möbliertes Zimmer mit mehreren eisernen Bettgestellen zugewiesen, wahrscheinlich ein ehemaliger Mannschaftsraum.

Wir erhielten Lebensmittel-Karten und etwas Geld, so dass die Mutter zum ersten Mal seit dem Kriegsende wieder regulär einkaufen konnte. Unter anderem erstand sie in einem nahe gelegenen Kaufladen ein halbes Pfund gute Butter. Als wir, erstmals seit über einem Jahr, wieder eine Butter-Schnitte aßen, war das ein kleines Fest.

Wie es mit uns nun weitergehen würde, konnten wir uns freilich noch nicht vorstellen. Wir größeren Kinder der in den Kasernen untergebrachten Vertriebenen-Familien schauten uns zuerst einmal in der

neuen Umgebung um. Nicht weit von unseren Unterkünften entfernt stießen wir auf einen hohen Drahtzaun, der uns am Weiterkommen hinderte. Hinter dem Zaun waren in anderen Gebäuden des Flugplatzes britische Soldaten stationiert. Sie lebten dort mit ihren Familien. Diesen Teil des Flugplatz-Geländes durften wir nicht betreten. Durch den Zaun beobachteten wir neugierig die Angehörigen der Besatzungsmacht und ihre Flugzeuge. Es waren, nach den zwei oder drei hohen Offizieren in Kohlfurt, die ersten britischen Soldaten, die wir zu Gesicht bekamen.

Noch im Juni, glaube ich, ereignete sich etwas, was uns Kinder in einige Aufregung versetzte.

Die Engländer auf dem ehemaligen deutschen Fliegerhorst feierten anscheinend ein Fest (vielleicht handelte es sich um die im Frühsommer nachgeholte Feier des Geburtstags ihres Königs, Georgs VI.). Der Zaun wurde ein Stück weit geöffnet, und wir deutschen Kinder durften den bislang unzugänglichen Teil des militärisch genutzten Geländes betreten. Nachdem wir uns ihnen schüchtern, zugleich aber erwartungsvoll genähert hatten, ließen uns freundliche Engländerinnen Reste der leckeren Sachen zukommen, die es an diesem Tage bei ihnen gab. Eine meiner kleinen Schwestern brachte sogar eine Reihe üppig belegter, dreieckig geschnittener Weißbrot-Sandwiches in unsere Kasernen-Stube mit. Solche Köstlichkeiten hatten wir noch nie gegessen. Wir waren ja schon seit den letzten Kriegsjahren nur äußerst dürftige Kost gewohnt. Von den wohlwollenden Briten bekamen wir schließlich auch noch manche Süßigkeiten. Unter den Eßsachen befanden sich unter anderem croissant-ähnliche Hörnchen, die, zu meiner Verblüffung, nicht mit irgendeiner süßen Masse, sondern mit Fleisch gefüllt waren. Auch das war etwas völlig Neues für uns (dass es sich dabei um eine Pastete handelte, lernte ich erst viel später).

Der Juni ging zu Ende, und ich wartete mit einiger Spannung auf den 2. Juli 1946, meinen dreizehnten Geburtstag. Die Mutter wollte mir an diesem Tage etwas Gutes tun. Aber mit den kümmerlichen Mitteln, die ihr damals zu Gebote standen, war das nahezu unmöglich. Ich wusste das sehr wohl und war deshalb ganz glücklich, als sie mir am frühen Morgen gleich nach der Gratulation ein Küchenbrettchen

präsentierte, das mit kleinen verheißungsvoll aussehenden weißbroten Klecksen bedeckt war. Sie hatte Quark mit etwas Vierfrucht-Marmelade vermischt und daraus etwas ‚gezaubert‘, das so aussah, als wären es leckere Bonbons. Das waren gewiß denkbar bescheidene Süßigkeiten, aber ich habe sie mit mehr Vergnügen und Dankbarkeit genossen als so manche echte Leckerei in späteren Jahren, als es uns wieder besser ging.

Von uns fünf Geschwistern waren drei bereits im schulpflichtigen Alter. Seit dem Januar 1945 hatte keiner von uns dreien mehr Schulunterricht gehabt, meine zehn- und achtjährigen Schwestern Dorothea und Katharina ebensowenig wie ich selbst. Die neuen polnischen Behörden Schlesiens hatten in dem ersten Jahr nach der Kapitulation des Nazi-Reiches keine deutschen Schulen zugelassen. Nun wurden wir auch im westdeutschen Werl zunächst noch nicht wieder einer Schule zugewiesen. Das war vermutlich erst für die Zeit nach den Sommerferien 1946 vorgesehen.

Da wir in Werl erstmals Berührung mit Engländern hatten, erinnerte ich mich lebhaft daran, dass ich ja auf der Oberschule im niederschlesischen Brieg, die ich bis Januar 1945 besuchte, fast anderthalb Jahre Englisch-Unterricht gehabt hatte. Einiges von dem, was ich da gelernt hatte, war denn doch hängengeblieben. Nun gab es einen ganz praktischen Anlaß für mich, die spärlichen Kenntnisse in dieser Fremdsprache aufzufrischen oder gar zu erweitern.

In der teilweise noch etwas mittelalterlich wirkenden Innenstadt Werls mit ihren winkligen, schmalen Straßen, in die ich mich mit einigen Kumpels aus anderen Vertriebenen-Familien inzwischen vorgewagt hatte, entdeckte ich im Schaufenster eines Papierwaren-Geschäftes eine dünne, kleinformatige Broschüre mit dem Titel „Yes, Sir!“ Die Reklame auf dem weißen Umschlag verhiess dem deutschen Käufer eine Sammlung nützlicher englischer Redewendungen für den sprachlichen Umgang mit Angehörigen der Besatzungsmacht. Das Heftchen war sehr billig, und so erlaubte mir die Mutter, es bei nächster Gelegenheit zu kaufen. Neugierig machte ich mich an die Lektüre.

Ehe ich jedoch eine ernstzunehmende Möglichkeit erhielt, das bei dieser Lektüre Gelernte anzuwenden, versetzte uns eine gänzlich unerwartete Nachricht in Aufregung: Wir erfuhren, dass wir die Werler Kasernen-Wohnung in Kürze verlassen müssten. Wir würden woanders im Landkreis Soest untergebracht.

Tatsächlich holte uns schon bald darauf ein etwas klappriger Lastwagen ab. Wir hatten uns mit unserer armseligen Habe auf dessen offene Ladefläche zu verfügen. Das altersschwache Gefährt brachte uns innerhalb einer knappen Stunde in eine Dorfgemeinde im Amt Bremen – keine zwölf Kilometer von Werl entfernt im südlichsten Zipfel des Kreises Soest gelegen. Der Name des Ortes im Regierungsbezirk Arnsberg: Niederense.

Es erwies sich, dass unsere erzwungene langwierige Reise von Schlesien nach Westdeutschland nun in der Tat zu Ende war.

Das Dorf Niederense, das 1946 etwa anderthalbtausend Einwohner zählen mochte, liegt mitten in Westfalen – am äußersten nordwestlichen Rande des Arnsberger Waldes, eines mittelhohen Gebirges, das dem Sauerland nach Norden hin vorgelagert ist. Von der Soester Börde mit ihrem recht milden Klima trennt den Ort im Norden nur der mäßig hohe Haarstrang, der auch Haarhöhe genannt wird oder ‚die Haar‘, wie die Einheimischen meist sagen. Die Haar begrenzt die Westfälische Bucht nach Süden hin. Am Südrand des Dorfes fließt die gut zehn Meter breite Möhne vorüber. Sie mündet nur sechs Kilometer weiter in der Doppelstadt Neheim-Hüsten in die Ruhr. Niederense gehörte zusammen mit einer Handvoll kleiner Dörfer zum Amt Bremen.

Wir waren in einem Winkel des westlichen Deutschland gelandet, von dem keiner von uns bis dahin etwas gehört, geschweige denn gesehen hatte. In dem unbedeutenden westfälischen Ort fanden wir eine Bleibe für nahezu eineinhalb Jahrzehnte, die ihn für unsere Familie zu einer zweiten Heimat werden ließ. Hier erhielten wir die Chance, wieder Wurzeln zu schlagen und uns eine neue Existenz aufzubauen. Ich selbst verbrachte in dem mittelgroßen Bauern- und Arbeiter-Dorf fast alle meine Jugendjahre.

Am 23. August 1946, also nur wenige Wochen, nachdem wir in Niederense eingetroffen waren, wurde aus der Provinz Westfalen ein Kernbestandteil des neugegründeten Landes Nordrhein-Westfalen, und dieses wurde eines der Länder, welche gemeinsam die knapp drei Jahre später gegründete Bundesrepublik Deutschland bildeten.

Vier-Teilung der Familie

Für die reizvolle Lage des westfälischen Dorfes, in dem wir nun viele Jahre hindurch leben würden, hatten wir indes an dem kühlen Sommertag, als wir dort anlangten, wenig Sinn.

Uns, vor allem die Mutter, beschäftigte fürs erste nur die Frage, wo und wie wir diesmal unterkommen würden. Die für die Unterbringung der Vertriebenen zuständigen Gemeindevertreter hatten offenbar nichts finden können, was sich als brauchbare Unterkunft für eine sechsköpfige Familie geeignet hätte. Wir waren schließlich nur eine von den zahlreichen vertriebenen Familien, die damals vorrangig in unzerstört gebliebenen westdeutschen Landgemeinden untergebracht wurden. (Auf dem Gebiet des Landes Nordrhein-Westfalen galt das für über drei Viertel der Zuzügler aus dem Osten Deutschlands.)

In unserem Falle bestand die Lösung des Wohnungsproblems darin, dass man die große Familie teilte.

Der Mutter mit den beiden jüngsten Geschwistern – der fünfjährigen Renate und dem noch nicht zweijährigen Siegfried – wurde ein Zimmer im Hause eines Friseurmeisters namens Baader zugewiesen. Wir drei älteren Geschwister wurden auf drei andere Familien im Dorf verteilt. Die elfjährige Dorothea sollte in die Familie eines Schäfermeisters mit Namen Brinkmann und die achtjährige Katharina in das Haus der Maurer-Familie Rohe kommen. Ich wurde einer Arbeiter-Familie Richter zugeteilt.

Herr Richter war ein Mann in den Fünfzigern, der mit seiner Frau und zwei erwachsenen Töchtern ein schlichtes altes Tagelöhner-Häuschen schräg gegenüber dem Grundstück der Rohes bewohnte. Wie viele der alten Häuser in dem Ort war es ein Fachwerk-Bau. Es befand sich, wie auch das Haus der Familie Rohe, etwa in der Mitte der sogenannten ‚Gasse‘ (heute ‚Ensestraße‘), keine hundert Schritt weit von einer Metall-Fabrik Heimann & Co.

Wir waren alle ziemlich verstört. Denn nun kam zu der Vertreibung und Entwurzelung noch die Auflösung der Familie. Daß man uns so mir nichts dir nichts trennte und dass wir uns dagegen nicht wehren konnten, sondern gar noch froh sein mussten, wieder ein Dach über dem Kopf zu haben, trieb uns die Tränen in die Augen.

Besonders schwer traf die Anordnung der Gemeinde die Schwestern Dorothea und Katharina, die bis dahin noch nie für längere Zeit von unserer fürsorglichen Mutter getrennt gewesen waren. Ich dagegen hatte immerhin fast eineinhalb Jahr einschlägige Erfahrung, denn als Schüler der Brieger Oberschule für Jungen hatte ich von August 1943 bis Januar 1945 unter der Woche zusammen mit zwei fremden Jungen in einer Schüler-Pension gewohnt, war also ein gewisses Maß an Trennung von der (damals in Hünern lebenden) Familie gewohnt.

Die Richters waren freundliche Leute, die mir ein Zimmerchen neben der Küche einräumten, das noch vor kurzem eine dritte Tochter bewohnt hatte. Diese – Maria, die mittlere der drei Töchter – lebte seit ihrer Heirat mit ihrem Mann in der benachbarten Kleinstadt Neheim. Die zwei anderen Töchter – Elisabeth, die älteste, und Agnes, die jüngste – hatten ihre kammerartigen Zimmer im ersten Stock. Sie waren beide berufstätig und verließen jeden Morgen früh das Haus, um ihre Arbeitsstellen aufzusuchen. Herr Richter arbeitete in der nahen Nagel-Fabrik. In der Mittagspause kam er zum Essen nach Hause. Feierabend hatte er wie seine beiden Töchter erst am Spätnachmittag.

So verbrachte ich zunächst den Tag mit Frau Richter allein im Haus. Die schon leicht ergraute Mittfünfzigerin machte sich tagsüber im Haus und im Garten zu schaffen. Dieser lag hinter dem Haus und

erforderte wegen seiner ansehnlichen Größe viel Arbeit. Die Notzeit, in der man lebte, zwang die Richters dazu, auf dem Gartenland fast ausschließlich Gemüse und Kartoffeln anzubauen. Das Fallobst einiger Apfel-, Birn- und Pflaumenbäume wurde tagtäglich gewissenhaft aufgelesen. Nach Feierabend und am Sonnabend-Nachmittag arbeitete auch Herr Richter im Garten. Er zog mich bald zu kleineren Arbeiten im Haus und im Garten heran. Das war nur recht und billig, denn einstweilen wohnte und aß ich ja unentgeltlich bei den Richters.

Etwas verwundert beobachteten sie, dass ich, sowie ich nur Zeit dazu fand, am liebsten las, bastelte oder zeichnete. Dergleichen war in Arbeiter-Familien damals nicht üblich. Da verbrachte man seine karge freie Zeit eher mit irgendwelchen handwerklichen Arbeiten oder ging, zumal am Abend, in einen Verein. An beidem lag mir nichts. Ich zog mich vielmehr gern in das kleine Zimmer neben der Küche zurück, um meinen Lieblingsbeschäftigungen nachzugehen. Das Ehepaar Richter verbrachte die Abende meist in der Küche, obwohl auf der anderen Seite der Küche ein gemütlich eingerichtetes Wohnzimmer existierte. Aber dieses betrat man nur am Sonntag. Dann setzte sich Herr Richter auf das hochbeinige Sofa, schob das üppig bestickte Paradekissen beiseite und steckte sich eine Zigarre an (unter der Woche rauchte er Pfeife). Die beiden Töchter verbrachten die Abende und Wochenenden zumeist außerhalb des Hauses mit Freundinnen und Freunden aus dem Dorf.

Meine beiden älteren Schwestern sah ich nur unregelmäßig. Die Mutter mit den zwei jüngsten Geschwistern hingegen suchte ich täglich wenigstens einmal auf. Das Haus der Baaders mit dem Friseurladen lag nur etwa fünf Minuten von dem der Richters entfernt an der Durchfahrtsstraße, die aus Niederense hinaus zur Haar hoch und dann über Bremen nach Werl führte.

Bedrückt fragten wir uns immer wieder, wie lange wohl der unnatürliche Zustand der Trennung unserer Familie anhalten würde. Von uns aus konnten wir nichts tun, um ihn zu beenden oder wenigstens abzukürzen. Wir waren ganz und gar auf das mehr oder minder intensive Bemühen der Amtsvertreter, uns zu helfen, angewiesen. Diese allzusehr zu drängen - das hätte womöglich nur

ihren Unmut geschürt. Also blieb uns einstweilen nichts anderes als die stille Hoffnung auf eine Unterkunft, die es der Familie erlauben würde, wieder als solche zusammenzuleben.

Der Vater stößt zu uns

Die Mutter hatte gleich nach unserer Ankunft in unserem neuen Wohnort versucht, mit dem Vater in Sachsen-Anhalt brieflich Kontakt aufzunehmen. Sie war erfolgreich damit, denn die Postverbindung zwischen den Besatzungszonen einschließlich der sowjetischen funktionierte bereits. So konnte sie uns Kindern schon bald zu verstehen geben, dass der Vater in Kürze bei uns sein werde. Sie konnte uns nur keinen genauen Zeitpunkt für sein Eintreffen in Niederense angeben. Natürlich warteten wir nun Tag für Tag gespannt auf seine Rückkehr zu uns.

Und wirklich, eines Tages im Spätsommer, war der Vater da, gesund zum Glück und, von der abgetragenen Kleidung abgesehen, im Aussehen so wenig verändert seit seinem letzten Urlaub im Herbst 1944, dass wir älteren Geschwister kaum Mühe hatten, ihn zu erkennen und an den vertrauten Umgang mit ihm anzuknüpfen. Zu unserer Überraschung und Freude war der Vater nicht allein gekommen, sondern hatte seinen jüngsten Bruder mitgebracht, meinen Lieblingspatenonkel Paul.

Nun hörten wir auch, weshalb die Mutter uns keinen genauen Zeitpunkt für die Rückkunft des Vaters hatte nennen können. Die beiden Brüder hatten einen günstigen Moment abpassen müssen, um schwarz über die Grenze von der Sowjetischen in die Britische Zone gelangen zu können. Glücklicherweise war der ‚Eiserne Vorhang‘ damals noch nicht niedergegangen, denn der Kalte Krieg zwischen den ehemaligen Bundesgenossen in West und Ost begann erst einige Zeit später. Die Grenze war noch ziemlich löchrig. In Grenznähe lebende Sachsen-Anhaltiner und Thüringer verhalfen, für eine Gegenleistung in Form von Geld oder Naturalien, vielen nach Westen strebenden Mitbürgern dazu, nächtens an schwer kontrollierbaren

Stellen – meistens war das ein Waldgebiet – die von Rotarmisten bewachte Zonengrenze zu überwinden. So kamen auch der Vater und sein Bruder über die Demarkationslinie, ohne von einer russischen Patrouille entdeckt zu werden.

Der kleingewachsene, aber mutige Onkel Paul, der wie der Vater das Glück gehabt hatte, schon bald nach Kriegsende aus der Kriegsgefangenschaft entlassen zu werden, kehrte nach ein oder zwei Tagen wieder nach Plötzkau zurück. Wie er uns bald, in verschlüsselter Form, in einem Brief meldete, war er auch auf dem Rückweg unbehelligt über die Zonen-Grenze gelangt.

Am ersten Sonntag nach der Rückkehr des Vaters traf sich die ganze Familie zu einem Spaziergang. Wie überrascht war ich, als sich der Vater in einem Sonntagsanzug mit Weste präsentierte, den ich aus der Zeit in Schlesien noch gut in Erinnerung hatte. Es war ein grauer Anzug mit einem dezenten Nadelstreifen, der dem Vater gut stand. Die Mutter hatte den Anzug, nebst einer dazu passenden Krawatte, als einziges Kleidungsstück für ihren Mann durch alle Fährnisse von Flucht und Vertreibung hindurchretten können. Daher nun sah der Vater ganz so aus wie auf den letzten Sonntagsspaziergängen, die er während der Urlaube im Kriege mit der Familie in Hünern gemacht hatte.

Der Anblick des vertraut-sonntäglich gekleideten Vaters, den wir seit fast zwei Jahren nicht mehr gesehen hatten, stimmte mich so froh, wie ich es lange nicht mehr gewesen war. Der schlimme Krieg war vorbei, der Vater hatte seine Zeit als Wehrmachts-Soldat heil überstanden, die Familie war wieder vollständig, und so konnte ich mich für einige schöne Augenblicke in die glückliche Zeit unseres Lebens in dem beschaulichen schlesischen Hünern zurückversetzt fühlen.

Nach und nach erzählte uns der Vater ausführlich, wie es ihm seit seinem letzten Urlaub ergangen war. Er war als Funker bei einer Fernmelde-Einheit der Luftwaffe in Kroatien gewesen. Da er nicht den geringsten militärischen Ehrgeiz entwickelte, brachte er es, obwohl seit dem Spätherbst 1939 eingezogen, nur bis zum Obergefreiten. Dem im Zivilleben als selbständiger Bäckermeister

sein Brot verdienenden Familienvater vertraute man während der letzten Monate des Krieges eine Feldbäckerei an, in der er mit einer kleinen Gruppe sowjetischer Kriegsgefangener Brot buk. Sein Kompanie-Chef, offenbar ein gut informierter und nüchtern urteilender Hauptmann, setzte sich mit seiner Einheit, als der Zusammenbruch des Hitler-Staates absehbar wurde, noch beizeiten aus Kroatien ab und gelangte mit seinen Untergebenen über Österreich nach Bayern, wo man, wie erhofft, den siegreichen Amerikanern in die Hände fiel. So also entging der Vater der drohenden russischen Kriegsgefangenschaft. Die Amerikaner aber entließen den militärisch und politisch harmlosen Obergefreiten noch im Jahre 1945. Da er wusste, dass er nicht mehr nach Schlesien zurückkonnte, hatte er den Amerikanern als Heimat-Adresse den Ort Plötzkau in Sachsen-Anhalt angegeben, wo Verwandte von ihm lebten. Von dort aus forschte er dann so lange nach dem Verbleib seiner Familie, bis er Erfolg damit hatte.

Nun war also Frieden, und er hatte uns wiedergefunden, uns aber in einer Lage angetroffen, die in existenzieller Hinsicht kaum schlimmer sein konnte. Die Wohnsituation der geteilten Familie war auf längere Sicht unhaltbar. Und er selbst stand ohne Papiere und vor allem ohne Arbeit da. Wovon sollte er, sollte seine große Familie leben? Würde er bei uns in der Britischen Zone überhaupt bleiben dürfen?

Viel Neues und Schweres

Wieder Volksschüler

Ehe es dem Vater gelang, von der zuständigen Behörde in Soest die Erlaubnis für einen dauerhaften Aufenthalt in der Britischen Besatzungszone zu erhalten und Arbeit zu finden (beides glückte ihm etwas später), mussten er und die Mutter sich darum kümmern, dass ihre drei ältesten Kinder, die sich im schulpflichtigen Alter befanden, wieder am Schulunterricht teilnahmen. Inzwischen nämlich waren die Sommerferien zu Ende, und der Unterricht begann wieder.

Das schmucklose Niederenser Schulhaus stand in der Mitte des Ortes gleich neben einer kleinen Kapelle. Nicht weit von dem zweistöckigen Schulgebäude entfernt sah man ein villenartiges ockerfarbenes Einfamilien-Haus, umgeben von einem schönen Garten, das der einheimische Schulleiter Temme bewohnte. Wir hatten es allerdings mit dem Hauptlehrer Bartsch zu tun, der selbst Vertriebener war (er stammte, glaube ich, aus dem schlesischen Wallfahrtsort Albendorf) und erst seit kurzem an der Volksschule in Niederense unterrichtete. Der bebrillte schlanke Mittfünfziger erwies sich als ein erfahrener, tüchtiger Pädagoge.

Da ich schon dreizehn war, setzte Herr Bartsch mich, obwohl ich eindreiviertel Jahre lang in keiner Schule mehr gewesen war, gleich zu den Schülern des siebten und achten Schuljahrs. Mädchen und Jungen saßen in dem Klassenraum des zweiten Stocks zwar getrennt, wurden aber gemeinsam unterrichtet. Mir machte der Unterricht Spaß, und so war ich mit Eifer bei der Sache. Ich hatte bald keine Mühe damit, den Anforderungen zu genügen. Besonders gern machte Herr Bartsch Musikunterricht, der meist im gemeinsamen Singen deutscher Volkslieder bestand. Dabei begleitete er uns auf seiner Geige.

Meine Schwestern Dorothea und Katharina kamen in ihren Klassen gleichfalls binnen kurzem gut zurecht, wenn auch der elfjährigen

Dorothea das Lernen schwerer fiel. Die beiden wurden von den unverheirateten Damen „Fräulein“ Karthaus – einer schlanken Mittvierzigerin, die streng und vornehm wirkte – und „Fräulein“ Vielhaber – einer korpulenten Fünzigerin – unterrichtet.

Ich verstand mich mit meinen Mitschülern schon nach wenigen Wochen sehr gut. Natürlich hatten sie den ‚Neuen‘ erst neugierig und prüfend beäugt, aber ich bekam erstaunlicherweise keinerlei Misstrauen oder Abneigung zu spüren, obwohl ich doch ein ‚Flüchtlingsjunge‘ aus einer mittellosen Familie war.

Andere nicht-einheimische Mitschüler hatten es da schwerer. Das galt besonders für einen Jungen, der wegen seines weißblonden Haarschopfes und seiner milchweißen Haut den Spitznamen „Schimmel“ bekommen hatte. Er war das älteste Kind einer mehrköpfigen vaterlosen Familie aus Gelsenkirchen, die kurz vor Kriegsende ausgebombt worden war. Es gab im Dorf, außer den Vertriebenen, mehrere solcher ausgebombten Familien, die aus den Ruinen-Städten des Ruhrgebiets aufs Land evakuiert worden waren. Sie hatten es ebenfalls schwer, in der neuen dörflichen Gesellschaft Fuß zu fassen, denn die Niederenser empfanden sie ähnlich wie die ‚Flüchtlinge‘ als unerwünschte Belastung.

„Schimmel“ (seinen richtigen Namen habe ich vergessen) wurde oft gehänselt, weil sein jüngstes etwa einjähriges Geschwister eine auffällig dunkle Hautfarbe hatte, weshalb gemunkelt wurde, die Mutter, eine kleine Person, die einen ebenso weiß-blassen Teint hatte wie ihr ältester Sohn, habe sich gleich nach Kriegsende mit einem schwarzen Besatzungssoldaten eingelassen. Ich sehe noch, wie es in dem Gesicht dieses Klassenkameraden schmerzlich zuckte, wenn er sich die Spötteleien seiner Mitschüler anhören musste. Er tat mir leid; deshalb beteiligte ich mich nicht an den verletzenden Redereien, sondern war immer freundlich zu ihm.

Mit einem anderen Jungen aus der Klasse verband mich eine kurzzeitige Freundschaft. Er hieß Winfried Kröning und war der einzige Sohn einer jüngeren Frau, deren Mann als in Russland vermisst galt. Sie waren ebenfalls aus dem Ruhrgebiet nach Niederense

evakuiert worden und hatten eine winzige Wohnung in der Post-Straße. Der hellblonde Winfried war ein einzelgängerischer Typ, mit dem sich gleichwohl niemand aus der Klasse anlegte, da er über sehr kräftige Muskeln verfügte. So wagte auch niemand, ihn wegen seiner ausgeprägt ruhrgebietlerischen Redeweise („Na, wat sache nu?“) aufzuziehen.

Was mich auf ihn aufmerksam machte, war sein gelegentliches Raunen über etwas geheimnisvoll wirkende Unternehmungen, zu denen er angeblich nachmittags aufbrach und über deren konkreten Charakter er sich nicht auslassen wollte. Irgendwann lud er mich ein, sich an einer solchen Unternehmung zu beteiligen. Da ich neugierig geworden war, sagte ich zu. Ich zog also mit ihm los – mehrmals sogar.

Wir traten immer eine ziemlich lange Wanderung an. Er ging vorneweg mit betont großen und kraftvollen Schritten und führte mich weit hinter das Dorf, meist den Südhang des Haarstrangs hinauf. Dabei tat er immer wieder so, als müssten wir hinter einzelnen Bäumen oder Büschen der zahlreichen Feldgehölze irgendwelche Feinde, Agenten oder Unholde gewärtigen. Entweder musste ich mich auf sein geflüstertes Kommando hin ganz still verhalten oder aber schnell hinter einer kleinen Erhebung oder in einem Graben Deckung suchen. Ich duckte mich bereitwillig mit ihm, konnte aber beim besten Willen nie eine der von meinem Begleiter angeblich beobachteten geheimnisvoll-gefährlichen Gestalten ausmachen.

Darum langweilte ich mich bald. Ich verspürte wenig Neigung, mich auf so anstrengende Weise mit den Ausgeburten einer überhitzten Fantasie abzugeben. Woher Winfrieds fantastische Vorstellungen rührten, bekam ich nicht heraus. Einmal nur gab er mir beiläufig einen vagen Hinweis, aus dem ich folgerte, dass ihm wohl irgendwelche etwas dubiosen Abenteuer-Heftchen in die Hände gefallen waren, deren Helden sich anscheinend mit eben den Fantasmen herumschlugen, die der Zwölfjährige nun auch in Feld und Wald wahrzunehmen glaubte.

Da ich wenig Lust zeigte, mich an den wirklichkeitsfremden Streifzügen meines etwas eigenartigen Klassenkameraden noch weiter zu beteiligen, war es mit unseren merkwürdigen ‚Gelände-Spielen‘ schon nach kurzer Zeit vorbei. Winfrieds sonstige Interessen deckten oder berührten sich nicht mit meinen, so dass unsere kleine Freundschaft zugleich mit den Schein-Abenteuern in der Umgebung Niederenses zu Ende ging.

Von der Hexe getroffen

Ich wohnte einstweilen weiter bei den Richters, so wie auch die beiden älteren Schwestern weiter bei ihren Gastfamilien wohnen blieben. Noch sah es nicht danach aus, als würde unsere geteilte siebenköpfige Familie eine gemeinsame Bleibe finden.

Der Vater hatte vorerst immer noch damit zu tun, nach seinem illegalen Grenzübertritt bei den zuständigen Behörden des Amtes Bremen und des Kreises Soest die Legalisierung seines Aufenthalts in der Britischen Zone zu erreichen. An einem schwülwarmen Spätsommertag musste er deswegen nach Soest fahren. Er fragte mich, ob ich Lust hätte, ihn zu begleiten. Weil ich die Stadt noch nicht kannte, wollte ich nur zu gern mit.

Von Niederense nach Soest gelangte man damals fast ausschließlich mit der Ruhr-Lippe-Eisenbahn. Private Autos besaß eineinhalb Jahre nach dem Krieg noch kaum jemand. Niederense lag an der Hauptstrecke der Kleinbahn, welche die Mittel-Städte Hamm an der Lippe und Arnsberg an der Ruhr miteinander verband. Die Züge hielten in allen Dörfern und kleinen Städten, die die Bahnlinie berührte. Von manchen Bahnhöfen der Kleinbahn führten noch kürzere Nebenstrecken zu etwas abgelegenen Orten. Die Bahn fuhr mehrmals am Tage und war nicht teuer. Daher wurde sie von den Bewohnern der Kreise Arnsberg, Soest und Hamm eifrig genutzt.

Am späten Vormittag stiegen wir am Niederenser Bahnhof, einem großzügig bemessenen dreieckigen Platz mit einem stattlichen Fach-

werkbau als Stationsgebäude, in den Soester Zug. Die Dampflok hatte immer einige Mühe, die an sie angehängten fünf oder sechs kleinen Waggons den Haarstrang hoch zu ziehen. Sie keuchte und pustete große weißgraue Dampfwolken in den Himmel. Ich saß in einem Abteil neben dem Vater und schaute in die spätsommerliche Börde-Landschaft. Die meisten Felder waren schon abgeerntet. An den Bäumen der Straßen-Alleen leuchteten rote und gelbe Äpfel. Hier und da pflügte ein Bauer mit einem Pferdegespann einen Acker um. Darüber ein seidig-blauer Himmel.

Bald wurde es mir zu heiß in dem Abteil. Ich ging nach draußen auf eine der beiden Plattformen an den Enden jedes Waggons. Die Plattformen waren durch Eisengeländer gesichert. Ich lehnte mich dagegen und genoss den Fahrtwind, der mich angenehm kühl umwehte. So ließ sich die schwüle, drückende Luft besser ertragen. Ich blieb auf der Plattform, bis wir Soest erreichten. Auch auf der Rückfahrt zwei oder drei Stunden später hielt ich mich die ganze Zeit über zusammen mit einigen anderen jüngeren Fahrgästen auf der Plattform auf und genoss wieder den erfrischenden Zugwind.

Am nächsten Morgen wurde ich zu gewohnter Zeit von Frau Richter geweckt. Aber als ich wie sonst aus dem Bett springen wollte, um mich zu waschen und anzuziehen, kam ich nicht hoch. Ich lag wie angenagelt auf dem Rücken und konnte mich kaum rühren. Auch jeder weitere angestrengte Versuch, mich aufzurichten, scheiterte, und zwar an scheußlichen Schmerzen im Rücken und im Hüftbereich. Schließlich rief ich laut nach Frau Richter, die schon nebenan in der Küche hantierte. Sie kam in mein Zimmerchen und hörte sich an, was ich ihr aufgereggt schilderte. Sie begriff schnell, dass ich ihr nichts vormachte, sondern dass es mir tatsächlich unmöglich war, an diesem Morgen aufzustehen und zur Schule zu gehen, und verständigte dann rasch meine Eltern.

Die Mutter kam, um nach mir zu sehen. Da es damals keinen Arzt in Niederense gab, versuchten beide Frauen mir mit altbewährten Hausmitteln zu helfen. Ich hatte ja am Vortage meinen erhitzten Körper auf der Plattform der Eisenbahn anhaltend der Zugluft ausgesetzt. Auf diese Weise hatte ich mir, wie die beiden vermuteten,

einen ‚Hexenschuß‘ zugezogen. Ich musste nun im Bett bleiben und mich warmhalten. Mit heißen Packungen und Einreibungen gelang es den zwei Frauen tatsächlich, mich wieder auf die Beine zu bringen. Freilich musste ich mehrere Tage aus der Schule wegbleiben, ehe die verhärteten Rücken-Muskeln sich lockerten und die Schmerzen verschwanden. Das Wort Hexenschuß hatte ich schon gehört. Von ihm war gelegentlich in Unterhaltungen älterer Menschen die Rede. Daß die Hexe sogar auf unvorsichtige Kinder schoß, hatte ich nun selber schmerzlich erfahren müssen.

Zum Glück musste ich meine Bekanntschaft mit den Beschwerden und Unzukömmlichkeiten, die einem ein Hexenschuß verursacht, erst dreißig Jahre später erneuern. So lange ließ mich die Hexe in Ruhe.

Ein anderes Deutsch

In sprachlicher Hinsicht war das verbindende Element zwischen Schlesiern und Westfalen auch damals selbstredend das beiden Stämmen vertraute Hochdeutsche. Insofern gab es zwischen Einheimischen und Vertriebenen keine Verständigungsschwierigkeiten. Dennoch hatten wir Neuankömmlinge gleich bei den ersten Begegnungen mit den westfälischen Alteingesessenen den unabweisbaren Eindruck, dass wir es mit Menschen zu tun hatten, die irgendwie „anders“ sprachen als wir. Nach und nach registrierten wir im einzelnen, wo dieser Eindruck herrührte.

Eine der Rede-Eigentümlichkeiten der Niederenser, die uns zuerst auffielen, war das Zustimmung heischende „woll?“ am Ende eines Satzes, wo wir „nicht“ oder „nicht wahr?“ sagten. Als nächstes irritierten uns die Uhrzeit-Angaben. „Viertel nach vier“ entsprach unserem ‚viertel fünf‘ und „Viertel vor fünf“ unserem ‚dreiviertel fünf‘ usw. Auch dass bei der aus zwei Wort-Bestandteilen zusammengesetzten Bezeichnung „Bürgermeister“ der zweite Bestandteil – und nicht wie bei uns der erste – betont wurde, erregte sogleich unsere Verwunderung, und genauso verblüffte uns, dass in

Niederense auch bei der Amtsbezeichnung „Pastor“ die zweite Silbe den Akzent trug.

Weil ich anfangs in einer alteingesessenen Arbeiter-Familie lebte, wurde ich tagaus, tagein mit den Besonderheiten der ortsüblichen westfälischen Redeweise konfrontiert. Wenn ich die Eltern besuchte, war deshalb ein immer wiederkehrendes Thema unserer Unterhaltungen die ‚andere‘ Sprache der Einheimischen. Wir machten uns gegenseitig schmunzelnd mit neu gehörten niederensischen Sprach-Eigentümlichkeiten bekannt.

Der Vater berichtete zum Beispiel, dass ein westfälischer Dörfler bei seiner Begegnung mit einem Bekannten, den er längere Zeit nicht gesehen hatte, die Unterhaltung mit der Frage eröffnet habe: „Na, wie isses?“ – statt mit dem uns vertrauten: „Na, wie geht es?“. Ich konnte als meine Beobachtungen beisteuern, dass die Richters „Kappes“ statt ‚Kraut‘ sagten, „Rotkohl“ statt ‚Blaukraut‘, „Reibeplätzchen“ statt ‚Kartoffelpuffer‘ und „Ossenkopp“ statt ‚Maiblume‘ oder ‚Löwenzahn‘, wie wir diese Blume in Schlesien genannt hatten.

Schnell begriffen wir, dass der Sonnabend in Niederense „Samstag“ hieß und dass, wenn von „Blagen“ die Rede war, Kinder gemeint waren. Wurde man für etwas verantwortlich gemacht, das schiefgegangen war, hieß es: „Das bist du in Schuld“ statt ‚Daran bist du schuld‘ – wie wir sagten.

Ein fast unerschöpfliches Vergnügen bereitete uns anfangs eine Niederenser Redegepflogenheit, die als geradezu mißverständlich oder missdeutbar angesehen werden kann. Die ‚Eingeborenen‘ sagten nämlich: „Ich gehe gleich nach Baaders“ und meinten: ‚Ich gehe gleich zu Baaders‘, nicht etwa: ‚Ich gehe gleich, nachdem (auch) Baaders gegangen sind‘.

Sehr beliebt war bei den einheimischen Sprechern die Verlaufsform der Verben zusammen mit dem Verhältniswort „am“. Kam etwa jemand an einem vorüber, während man den Weg fegte, hieß es: „Na, biste am Kehren?“ oder auch „Na, biste am Arbeiten?“ Oder ein Kind erzählte: „Wir waren so schön am Spielen, da machte die Mutter das

Fenster auf und rief: ‚Reinkommen!’“ Statt ‚Es regnet’, wie wir sagten, hieß es in Niederense: ‚Es is am Regnen.“ Regnete es stark, kommentierten das die Niederenser emphatisch mit ‚Kähr, wat is dat am Plähstern!“ (Auf hochdeutsch: ‚Mann, was gießt das!’)

Die köstlichen Eierkuchen, die Frau Richter des öfteren zu Mittag in der Pfanne auf ihrem weißen Küppersbusch-Herd buk und zusammen mit einem Gericht aus Speck und Pferdebohnen (einer Hülsenfrucht, die für uns auch neu war) auf den Tisch brachte, hießen auf niederensisch ‚Pfannekuchen“. Das war für mich fast ein bisschen verwirrend, denn ‚Pfannkuchen’ war in unserer niederschlesischen Heimat der Name für das Gebäck gewesen, das die Westfalen ihrerseits spaßigerweise ‚Berliner“ nannten. Häufiger allerdings noch als ‚Pfannekuchen“ hörte ich bei den Richters die Variante ‚Pannekauken“. Und das war, wie man mich rasch belehrte, platt-deutsch oder, wie man im Alltag einfach sagte, ‚Platt“.

‚Platt’ aber sprachen die Richters, die Eltern wie die Töchter, meistens, wenn sie unter sich waren oder auch, wenn sie etwas beredeten, das ich, der ihnen aufgenötigte Mitbewohner, nicht verstehen sollte. Es dauerte ziemlich lange, bis ich das in Niederense gebräuchliche Platt einigermaßen verstehen konnte – sprechen gelernt habe ich es auch in den gut zwölf Jahren nicht, in denen unsere Familie dort wohnen bleiben würde. Als erstes verstand ich immer wiederkehrende kurze Aussagen oder Anweisungen wie: ‚Liesken, cheh die Tiuffeln hal’n!“ Mit diesem Satz forderte Frau Richter ihre älteste Tochter Liesken (die plattdeutsche Kurzform für Elisabeth) oft kurz vor Mittag auf, die Kartoffeln aus dem Keller zu holen, die sie für die Vorbereitung der täglichen Hauptmahlzeit brauchte.

Bei manchen Niederensern ging freilich die Abweichung von der Hochsprache so weit, dass ich das Gefühl hatte, sie malträtierten die deutsche Grammatik nach Strich und Faden.

Das beobachtete ich zum Beispiel bei einem Herrn Luig, der sich nach Feierabend im Nebenberuf als Friseur betätigte. Ich ließ bei ihm meinen üppigen Haarwuchs stutzen, weil seine Preise ausgesprochen kundenfreundlich waren. Er hatte ein kleines Zimmer seiner Wohnung

als Friseursalon hergerichtet und schnitt dort Jungen und Männern am Spätnachmittag die Haare. Haarkünstler unterhalten sich bekanntlich gern mit ihren Kunden. So war es auch bei dem Amateur-Friseur Luig. Deshalb hatte ich manche Gelegenheit, mich im stillen über seine sprachlichen Fehlschüsse zu amüsieren. Als er einmal seine ‚Kopf-Arbeit‘ unterbrach und das Fenster öffnete, um frische Luft in die Stube zu lassen, sah er unter sich ein Fahrrad an der Hausmauer lehnen, das da offenbar nicht hingehörte. Er rief einige draußen herumlungernde Halbwüchsige an, darunter seinen Sohn: „Wer hört das Fahrrad?“ (Auf hochdeutsch: Wem gehört das Fahrrad?) Prompt kam die Antwort seines Filius, der bei ihm ja sprachlich in die Schule gegangen war: „Ich.“ (Auf hochdeutsch: Mir.) Herr Luig befahl darauf: „Bring dat im Hof.“

Die Einheimischen ihrerseits waren sicherlich auch über Besonderheiten und scheinbare ‚Unkorrektheiten‘ unseres schlesischen Sprachgebrauchs verwundert und mokierten sich darüber wohl auch. Aber sie ließen uns das nicht merken. Denn sie waren sich, als die alteingesessenen Bewohner, natürlich sicher, dass sie das ‚richtigere‘ Deutsch sprachen.

Da wir Vertriebenen bei weitem in der Minderzahl waren und uns überdies sozial in einer sehr schwachen, abhängigen Position befanden, war es unvermeidlich, dass sich die jüngeren „Flüchtlinge“ – wie wir, sachlich unrichtig, von den Niederensern fast ausschließlich genannt wurden – sprachlich nach und nach den Einheimischen anpassten. Für mich war es beispielsweise verblüffend und beinahe erschreckend, zu beobachten, wie rasch und vorbehaltlos meine älteste Schwester Dorothea die Redeweise und auch den Tonfall der Niederenser nachmachte. Ich fühlte mich ihr deshalb geradezu ein wenig entfremdet. Bei Kindern und Jugendlichen vollzog sich die Anpassung meist auf naive Weise in dem unbewussten Streben, einer drohenden Ausgrenzung entgegenzuwirken und sich deshalb wenigstens sprachlich von den Altersgenossen aus den ansässigen Familien möglichst bald nicht mehr zu unterscheiden.

Auch ich übernahm mit der Zeit manche westfälischen Ausdrücke und Wendungen, aber ich tat das zumeist bewusst und gebrauchte sie,

wenn ich sie in den Mund nahm, eher ein bisschen amüsiert und ironisch. Sprachlicher Maßstab blieb für mich das Hochdeutsche, zu dessen möglichst korrektem Gebrauch uns die Eltern seit jeher angehalten hatten. Von ihm abweichende regionalsprachliche Wörter und Redeweisen empfand ich damals als nachrangig und ein wenig minderwertig. Wohl auch deshalb habe ich mir, leider, so wenig Mühe gegeben, das Plattdeutsche sprechen zu lernen.

Bei Kunstmaler Haake

Meine freien Stunden brachte ich zunehmend gern mit einer Beschäftigung zu, für die meine Wirtsleute gar keinen Sinn hatten: Ich zeichnete und malte. Um mich zu schulen, zeichnete ich häufiger auch etwas künstlerisch Anspruchsvolleres ab, einen Bilddruck etwa oder eine Reproduktion auf einem Kalenderblatt. Was ich in der Schule an Zeichnungen ablieferte, fand stets den besonderen Beifall des Lehrers Bartsch.

Immerhin waren es die Richters, von denen ich hörte, dass am Ende der ruhigen, schmalen Straße, an der ihr Haus stand, ein richtiger „Kunstmaler“ wohne. Vielleicht, meinten sie, sollte ich den einmal aufsuchen und ihm meine Malereien zeigen. Eines Tages nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, griff mir die Zeichnungen, die ich für meine gelungensten hielt, und machte mich auf den Weg.

Neben dem unauffälligen Haus, in welchem der Maler mit Frau und Kind lebte, stand, beschattet von einigen hohen, alten Linden, eine Art größerer Holzschuppen mit großen Fenstern. In dieser Klause arbeitete der Maler Haake, ein noch junger sympathischer Mann aus Schlesien, der als Soldat im Krieg einen Unterschenkel eingebüßt hatte und der sich nun mit Hilfe von Krücken fortbewegen musste.

Er empfing mich sehr freundlich, schaute sich meine Malversuche interessiert an und erklärte mir dann, wo und wie ich manches besser machen könnte. Danach zeigte er mir einige seiner eigenen Arbeiten, Landschaften vor allem, aber auch etliche Porträts. Im stillen

registrierte ich beschämt, wie unendlich weit ich nicht nur maltechnisch von dem entfernt war, was ich da zu sehen bekam. Am meisten beeindruckten mich die in Öl gemalten Bilder. Auf meine Frage, ob ich es auch wagen dürfte, ein Ölbild zu malen, riet mir Herr Haake, damit noch zu warten. Ich sollte erst noch mehr zeichnen und dann mit Wasserfarben malen – möglichst Motive, die ich in der freien Natur vorfände. Auch die Anfertigung von Detail-Studien empfahl er mir. So sollte ich etwa eine Baumwurzel oder die Spiegelung in einem Gewässer zeichnen. Er lud mich ein, wiederzukommen. Er wollte mir gern weiter raten und helfen.

Herr Haake lebte freilich damals nicht etwa von der Malerei, sondern hielt sich, seine Frau – auch sie eine vertriebene Schlesierin – und eine kleine Tochter mit verschiedenen handwerklichen Arbeiten, mit Porträtfotos, mit Uhrreparaturen und ähnlichem über Wasser. Die Haakes lebten auf diese Weise mehr schlecht als recht.

Deshalb gab es zwischen den beiden jungen Ehegatten, wie ich später hörte, öfter Streit. Sie war die Tochter eines wohlhabenden schlesischen Bauern aus dem Eulengebirge und hatte ihren Mann während des Krieges kennengelernt. Das junge Mädchen verliebte sich in den schmucken, gutaussehenden Soldaten. Sie verlobten sich und heirateten sehr bald. Dann wurde der junge Ehemann an der Front schwer verwundet. Nun war die verwöhnte Großbauern-Tochter durch ihre Heirat an einen ‚Kriegskrüppel‘ gebunden, der ihr das gute Leben, das sie bis zum Kriegsende gewohnt gewesen war, nicht mehr bieten konnte. Bei meinen späteren Besuchen in Herrn Haakes Werkstatt-Bude oder seiner Wohnung spürte ich etwas von der Mißstimmung, die zwischen den beiden Eheleuten herrschte. Die junge Frau war immer ziemlich unwirsch und leicht gereizt.

Als ich ein dreiviertel Jahr später wieder aufs Gymnasium kam und dort Zeichenunterricht hatte, geriet ich in einen Konflikt. Der Zeichenlehrer nämlich, Herr Voß, war zwar angetan davon, dass ich auch außerhalb der schulischen Zeichenstunden eifrig zeichnete und malte, aber die naturalistische Manier, die ich unter dem Einfluß von Herrn Haake mir zuzulegen angefangen hatte, fand nicht seine Billigung. Mit der Zeit indes überzeugten mich die künstlerischen

Anschauungen und Ansprüche unseres Zeichenlehrers, und so entfernte ich mich von den Vorbildern, die ich bei Herrn Haake kennengelernt hatte. Dementsprechend hörten auch meine Besuche bei ihm nach und nach auf.

Neue Zeitvertreibe

Ausser dem Zeichnen und Malen gab es, seit ich in Niederense zur Schule ging, einen weiteren, für mich ganz neuen Zeitvertreib, zu dem mich meine Schulkameraden verlockten: das Fußballspielen.

Erstaunt beobachtete ich, wie diese fast jeden Tag nach dem Unterricht auf dem großen Platz vor dem Schulhaus mit ihren Tornistern zwei Tore markierten und zwei Mannschaften bildeten. Einer der Jungen schaffte es immer, einen kleinen Ball – meist einen alten Tennisball – zu besorgen. Damit spielten die Dorfjungen bei fast jedem Wetter so begeistert und selbstvergessen Fußball, dass sie oft nicht daran dachten, beizeiten nach Hause zu gehen, wo die Mütter mit dem Mittagessen auf sie warteten.

Ich sah dem Treiben anfangs nur gebannt zu. In Schlesien, während des Krieges, hatte ich, mehr durch Zufall, zweimal ein richtiges Fußball-Spiel gesehen, hatte aber auf dem Dorfe und auch später als externer Schüler in der Kleinstadt Brieg nie die Möglichkeit gehabt, dieses fesselnde, abwechslungsreiche Mannschaftsspiel selbst zu lernen.

Erst wurde ich nur gelegentlich aufgefordert mitzumachen – etwa wenn ein Spieler in einer der beiden Mannschaften fehlte. Da ich die Technik im Umgang mit dem Ball, die man als Feldspieler braucht, nicht beherrschte, setzte man mich meist als Tormann ein. Ich war voll Eifer bei der Sache und gab mir die größte Mühe. Daher löste ich, weil ich flink und geschickt war, meine Aufgabe in kurzer Zeit zur Zufriedenheit meiner Mitspieler. Aber auch balltechnisch machte ich rasch Fortschritte. Ich lernte das Stoppen, das Dribbeln, das Passen, das Flanken, das Köpfen und das aufs-Tor-Schießen.

Der Mutter bereitete ich mit meinem neuen Zeitvertreib allerdings ziemlichen Kummer. Denn die tägliche Fußballspielerei bekam den wenigen Schuhen, die ich besaß, denkbar schlecht. Ein Paar neuer Schuhe mit Holzsohlen hielt nur wenige Tage. Das derbe khakifarbene Tuch, aus dem das Oberteil der primitiven Schuhe bestand, riß sehr schnell und ließ sich nicht mehr reparieren.

Die Sorge mit den Schuhen hatte erst im Frühjahr 1947 ein Ende; denn da wurde ich, dank meiner Fortschritte als reaktionsschneller und fangsicherer Torwart, immer öfter gedrängt, in der Schüler-Mannschaft des Vereins TuS (= Turn- und Sportverein) Niederense mitzuspielen. Ich ließ mich nicht lange bitten. Dem stolzen Debütanten stellte der Verein ein Paar gebrauchter Fußballschuhe, eine gesteppte Torwarthose und Knieschoner zur Verfügung.

Ich bewährte mich in der Schüler-Mannschaft, und so durfte ich später auch als Torhüter in der Jugend-Mannschaft spielen. Unter meinen Mannschaftskameraden war ich wohlgefallen. Nie hörte ich von einem von ihnen eine abfällige Bemerkung, weil ich nur ein ‚Flüchtlingsjunge‘ war. Sie schätzten vielmehr meinen Einsatzwillen und meine Torwart-Qualitäten. An manchen hart erkämpften Siegen hatte ich erheblichen Anteil.

Mein Ehrgeiz war es allerdings, auch einmal als Feldspieler aufgestellt zu werden. Deshalb trainierte ich fleißig, um meine läuferischen und balltechnischen Fähigkeiten weiter zu verbessern.

Als ich dann mit Achtzehn aus der Jugend-Mannschaft ausscheiden musste, wurde ich versuchsweise als Linksaußen in der zweiten Mannschaft, der sogenannten Reserve-Mannschaft des Vereins, aufgestellt. Doch schon in der nächsten Spiel-Saison durfte ich in die erste Mannschaft aufrücken. Dort wurde die Rechtsaußen-Position binnen kurzem mein Stammposten. Da ich sehr wendig und sprintschnell war, wurden Flankenläufe meine Stärke. Ich spielte in der ersten Mannschaft ohne Unterbrechung mit bis in die Mitte der fünfziger Jahre. Erst nach dem Beginn meines Studiums in Münster/Westfalen schied ich aus der Mannschaft aus. Noch vor

meinem Ausscheiden wurden wir Kreismeister und stiegen in die nächsthöhere Spielklasse auf.

Mein in Niederense wach gewordenes Interesse für sportliche Aktivitäten beschränkte sich jedoch nicht auf das Fußballspielen.

Der TuS Niederense unterhielt, seinem Namen entsprechend, auch Abteilungen für Geräteturnen und Leichtathletik. Angeregt durch den Turnunterricht am Gymnasium, das ich seit dem Frühjahr 1947 wieder besuchte, beteiligte ich mich eine Zeitlang an den Geräteübungen, die ein noch recht junger neuer Dorfpolizist namens Böhmer in dem 1950 vom Verein gemieteten Festsaal der Bahnhofsgastwirtschaft leitete. (Über eine eigene Turnhalle verfügte der Verein damals noch nicht.) Aber obwohl ich zunächst viel Mühe darauf verwandte, mich auch im Turnen an Reck, Bock, Barren und am Boden zu verbessern, gelangte ich über ein durchschnittliches Können nicht hinaus. Das nahm mir den Spaß an der Sache, und so verließ ich nach etwa einem Jahr die Turnabteilung wieder.

Etwas anderes war es mit der Leichtathletik. Schon in den ersten Jahren der Volksschule, die ich in der schlesischen Heimat besuchte, hatten mir, im Gegensatz zu gymnastischen Übungen, Laufen und Springen großes Vergnügen bereitet. Ende der vierziger Jahre machte ich versuchsweise bei den vom Niederenser Sportverein durchgeführten Vorübungen für einen leichtathletischen Dreikampf (100 m-Lauf, Weitsprung, Kugelstoßen) mit. Dabei erzielte ich so gute Ergebnisse, dass man mich aufforderte, beim nächsten Amtssportfest als Dreikämpfer mitzumachen.

In wechselnder Reihenfolge richtete immer einer der Orte, die zum Amt Bremen gehörten, auf seinem Sportgelände das Amtssportfest aus. Im Sommer 1950 war das Dorf Höingen an der Reihe. Da ich mir keine Sprinter-Schuhe leisten konnte, absolvierte ich meine Übungen barfuß. Während das Kugelstoßen meine Sache nicht war, gehörte ich zu den Besten im 100 m-Lauf. Im Weitsprung vollends überraschte ich nicht nur meine Vereinskameraden, sondern auch mich selbst. Bei einem meiner drei Versuche nämlich übersprang ich die Sechs-Meter-Marke. So weit sprang, wie sich im Laufe des Wettkampfs

herausstellte, kein Sportler aus dem ganzen Amt Bremen. Mit meinen barfuß übersprungenen sechs Metern war ich also Amtsmeister im Weitsprung geworden!

Auch in den folgenden Jahren erreichte ich als Leichtathlet, sowohl im Verein wie in der Schule, respektable Ergebnisse. Bei einer der nächsten Amtsmeisterschaften, die bei warmem, trockenem Wetter auf dem Niederenser Sportplatz stattfanden, ließ ich mich allerdings zu etwas überreden, was mir eine Lauf-Disziplin für immer verleidete.

Zu den Amtsmeisterschaften gehörte als Mittelstrecken-Disziplin auch ein 1.500 m-Lauf. Der für diesen Lauf gemeldete Niederenser Teilnehmer muß aus irgendeinem Grunde in letzter Minute ausgefallen sein, so dass nun kein Sportler unseres Vereins bei dem Lauf über die 1.500 m-Distanz dabei sein würde. Aufgeregt und ziemlich ratlos diskutierten die Vereins-Offiziellen. Der Lauf wurde aufgerufen, und die Läufer der anderen Vereine des Amtes Bremen – wohl ein gutes Dutzend – begaben sich an den Start. Da muß einer der Männer, die zum Vereinsvorstand gehörten, im letzten Moment seinen Kollegen vorgeschlagen haben, mich für den TuS Niederense starten zu lassen. Jedenfalls kamen sie eilends auf mich zu und bestürmten mich, ich solle doch mitmachen.

Ich hatte erst vor einer guten halben Stunde meine Dreikampf-Übungen hinter mich gebracht und wollte nun in Ruhe den Rest des Sportfestes als interessierter Zuschauer erleben. „Mach doch“, hieß es, „du kannst doch gut laufen, du schaffst das schon. Es wäre ja eine Blamage, wenn jetzt keiner aus unserem Verein dabei wäre.“ Mit solch beschwörenden Sätzen redete man auf mich ein. Ich zögerte und gab zu bedenken, dass ich völlig unvorbereitet sei, noch nie hätte ich für solch eine lange Strecke trainiert. Aber man ließ nicht locker. Auch schmeichelte mir, dass man mir zutraute, untrainiert mit den Konkurrenten aus den anderen Gemeinden mithalten zu können. Kurzum, ich willigte endlich ein, legte meine Oberkleidung ab und verfügte mich, wohlgermerkt wiederum barfuß, schnellstens an den Startplatz. Es waren mehrere Runden zu laufen, die über unseren Sportplatz auf dem Steetsberg führten. Unser grasbewachsenes

Sportplatz-Gelände war einigermaßen uneben, so dass man einmal leicht bergan und ein anderes Mal leicht bergab rennen musste.

Der Lauf begann nun, und schon nach einer Runde schien sich rächen zu wollen, dass ich es gewagt hatte, mich ganz unvorbereitet mit anscheinend geübten Mittelstrecken-Läufern messen zu wollen. Ich fiel mehr und mehr zurück und lief bald am Ende des Feldes. Das fand ich natürlich blamabel. So riß ich mich mit aller Macht zusammen, biß die Zähne zusammen und versuchte zunächst, wenigstens den Anschluß an die Läufer vor mir nicht zu verlieren. Als die Schluß-Runde angekündigt wurde, mobilisierte ich verzweifelt meine letzten Kraftreserven und, siehe da, ich stieß unversehens nach vorn vor und überholte einen Kontrahenten nach dem anderen, die mich schon völlig abgehängt geglaubt hatten. Ich ging, mir selbst unfassbar, als Dritter durchs Ziel, von den Anhängern des TuS begeistert beklatscht.

Freilich war ich am Ende meiner Kräfte. Gleich nach dem Ziel-Durchgang ließ ich mich völlig außer Atem und restlos erschöpft zu Boden fallen. Mein Herz schlug wie rasend – die Folge einer im Grunde unverantwortbaren Überanstrengung. Auch noch daheim, eine Stunde nach dem Ende der Sport-Veranstaltung, hatte sich der Herzschlag noch nicht wieder normalisiert. Ich fühlte mich elend.

Die Erinnerung an diese unsinnige Überanstrengung verblasste nie. Mittel- und vollends Langstrecken-Läufe waren mir fortan so zuwider, dass ich mich vor ihnen, zum Beispiel beim Schulsport, drückte, wo immer mir das möglich war. Einen bleibenden physischen Schaden habe ich indes nicht davongetragen.

Meine große Stärke blieb der Weitsprung. Wenige Jahre später vertrat ich den Verein in der Sparte Weitsprung beim Gau-Turnfest im westfälischen Bigge. Mit einem Sprung von knapp sechs Metern wurde ich Jugend-Gaumeister.

Am Neheimer Gymnasium gehörte ich als Mittel- und Oberstufen-Schüler zu den zehn Sportlern, welche die Sportlehrer für die westfälischen Banner-Wettkämpfe aussuchten. Bei diesem regionalen Sport-Wettbewerb, an dem die Schule schon in den zwanziger Jahren

teilgenommen hatte, wurden die besten Leichtathleten und Mannschaften der westfälischen Gymnasien ermittelt.

Anfang der fünfziger Jahre stellte man an meinem Gymnasium auch Schulmannschaften für Fußball und Feldhandball auf. Ich spielte in beiden Mannschaften mit, denn auch im Handball kam mir meine Antrittsschnelligkeit zugute.

Daß ich ein ‚Flüchtlingsjunge‘ war, bereitete mir zu keiner Zeit Schwierigkeiten bei meinem Bestreben, ein gleichberechtigter Sports- und Vereinskamerad zu werden. Ich leistete etwas, war zurückhaltend und bemühte mich, freundlich im Umgang mit den Mannschaftskameraden und fair gegenüber den Gegnern zu sein. Meine Leistungen und mein Verhalten verhalfen mir, dem zugewanderten Schlesier-Jungen, dazu, im Sport anerkannt und geachtet zu werden. Der Club verzichtete sogar darauf, von mir die Zahlung der Vereinsbeiträge zu verlangen. Ohne mir damals dessen bewusst zu sein, betrieb ich mit meinen erfolgreich ausgeübten sportlichen Aktivitäten auf besonders taugliche Weise eine raschere und nahezu reibungslos gelingende Anpassung an mein neues soziales Umfeld.

Wiedervereinigung der Familie

Die Vier-Teilung der Familie dauerte etwa ein Vierteljahr. Endlich – es mag Ende Oktober oder Anfang November 1946 gewesen sein – erfuhren wir, dass eine Unterkunft für unsere ganze Familie gefunden sei und für uns bereitstehe. Als wir sie sahen, war unsere Freude jedoch schnell verflogen.

Die uns zugedachte Wohnung lag am südöstlichen Ende des Ortes und befand sich im Hochparterre der Bahnhofsgaststätte ‚Himmelpforten‘, die von dem Pächter Heinrich Jost und seiner Frau geführt wurde. Das große um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert von der Ruhr-Lippe-Eisenbahn-Gesellschaft errichtete doppelgiebelige Gebäude sah schmuck aus. Eine breite Treppe führte zu einer teilweise farbig verglasten Veranda, von der aus man hinüber zum Bahnhof und auf

die Straße nach Neheim blickte. Das Mauerwerk des Kellergeschosses bestand aus massiven Bruchsteinen. Für das obere Stockwerk hatte man Kalkstein verwendet und die beiden frontseitigen Giebel mit offenem Fachwerk verziert, wie man es von Häusern kennt, die um die gleiche Zeit in deutschen Sommerfrischen und Seebädern entstanden. An den hinteren Teil des geräumigen Hauses war noch ein Holzschuppen angebaut, der den Josts als Stall für Kleinvieh diente.

Der eindrucksvolle Bau war, wie ich später erfuhr, den amerikanischen Truppen anscheinend gleich aufgefallen, als sie bei Kriegsende Niederense besetzten. Er wurde von ihnen mit Beschlag belegt und erst ein halbes Jahr später wieder freigegeben. Der neben der Gaststube liegende Saal, in welchem bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs Vereinsfeste und Familienfeiern stattfanden, wurde nach dem Auszug der Amerikaner bis zu der Zeit, als wir unsere Behausung in der Bahnhofsgastwirtschaft bezogen, als Notunterkunft für Flüchtlinge genutzt. Mit Hilfe von Wolldecken, die man über zuvor gespannte Wäscheleinen warf, teilte man den Saal so auf, dass jede Familie ungefähr vier Quadratmeter Wohnfläche erhielt. Der Gaststätten-Betrieb, der 1939 eingestellt werden musste, wurde erst kurz nach unserem Einzug in das Haus wieder aufgenommen.

Die Unterkunft, die unserer wiedervereinigten Familie in dem äußerlich so ansehnlichen Gaststätten-Gebäude zugewiesen worden war, konnte unansehnlicher nicht sein. Sie bestand aus zwei hohen Räumen, die überdies noch durch einen nicht zur Wohnung gehörigen ‚öffentlichen‘ Flur voneinander getrennt waren. Die Wohnfläche betrug insgesamt vielleicht fünfunddreißig Quadratmeter.

Wir verfügten über keinen eigenen Wasseranschluß, keine eigene Toilette und natürlich kein eigenes Bad – das Fehlen des letzteren war damals jedoch nichts Besonderes. Der Flur, der zwischen beiden Räumen entlangführte, war zugleich auch der Zugang zur Gaststube und, nach der entgegengesetzten Seite hin, zum Pissoir für die Wirtshausgäste und Bahnreisenden. Ein Keller- oder Bodenraum gehörte ebenfalls nicht zu unserer neuen Bleibe. Lediglich ein kleiner Holzverschlag unter der Treppe im Flur, auf der man in den ersten Stock gelangte, wurde uns als Abstellmöglichkeit überlassen.

Unser Einzug in diese Behausung ging rasch vonstatten, da wir kaum etwas mitbrachten. Möbel, Teppiche, Geschirr und was sonst zu einem zivilen Haushalt gehört, besaßen wir nicht. Dementsprechend dürftig fiel die Einrichtung der beiden Zimmer aus.

Die etwas größere Stube, ein ehemaliger sogenannter Gesellschaftsraum, der zur Straße und zum Bahnhof hin lag, hatte drei riesige Fenster, von denen zwei auf die überdachte Veranda hinausgingen. Dieser größere Raum wurde unsere Wohnküche. In einer Ecke wurden ein alter, mit Holz und Kohle zu befeuernder Kochherd und ein Kanonen-Ofen aufgestellt, die durch ein überlanges, in der Höhe abknickendes Ofenrohr mit dem Kamin verbunden waren. In die andere, von den Fenstern abgekehrte Ecke wurde ein doppelstöckiges metallenes Bett geschoben, dessen untere Etage mir als Schlafgelegenheit zgedacht war. An die Wand links von der Eingangstür rückten wir einen alten, gerade noch brauchbaren Schrank. In der Mitte des Raumes stand ein langer ehemaliger Gasthaus-Tisch. An ihm wurde gegessen, geschrieben, gelesen, gestopft, genäht, gespielt, gemalt und gebastelt. Und natürlich machten wir auch unsere Schularbeiten an ihm.

An die Wand zwischen den beiden Fenstern der Veranda-Seite kam etwas später noch ein primitives Schränkchen, das der Vater aus billigen Holzschwarten zusammennagelte. Darin brachte die Mutter Essvorräte unter, aber auch einige wichtige Unterlagen, ein paar Wert-sachen und das Haushaltsgeld. Gegen neugierige Blicke von Wirts-haus-Gästen und wartenden Reisenden, die in der warmen Jahreszeit gern auf der Veranda Platz nahmen, schützten wir uns durch Schei-ben-Gardinen und durch Vorhänge, die man abends zuziehen konnte.

Um zu unserem zweiten Raum zu gelangen, der kleiner war und nur ein Fenster hatte, mussten wir durch den öffentlichen Flur gehen, der zum Pissoir führte. Der Raum wurde als Schlafzimmer eingerichtet. Wie die spärlichen Einrichtungsgegenstände in der Wohnküche waren auch die wenigen alten Möbelstücke im Schlafrum geschenkt oder geborgt. Zu ihnen gehörten vor allem ein etwas größerer Kleider-Schrank und ein schlichtes Bettgestell aus Holz, das als Ehebett für

die Eltern diene. Irgendwie wurden in dem Raum auch noch primitive Schlafgelegenheiten für vier Kinder geschaffen. Die Enge in diesem ‚Schlafzimmer‘ war kaum zu überbieten.

Im Flur, gegenüber der Tür zu unserem zweiten Zimmer, befanden sich in einer Nische ein Spiegel und ein Waschbecken mit Kaltwasser-Anschluß. Hier, praktisch in der Öffentlichkeit also, mussten wir alle täglich Toilette machen. Hier auch holte die Mutter das Wasser zum Kochen, zum Abwaschen und zum Baden des Kleinkindes Siegfried. Als Abort dienten uns das öffentliche Männer-Pissoir und eines der beiden ebenso öffentlichen Wasser-Klosetts am Ende des Flurs.

Dies waren die räumlichen Bedingungen, unter denen es uns ermöglicht wurde, wieder als eine ungeteilte Familie zu leben. Die Eltern können angesichts dieser ‚Lösung‘ unseres Wohnungsproblems nur fassungslos gewesen sein. Dennoch habe ich keine Erinnerung daran, dass sie deshalb laute Klagelieder angestimmt hätten. Ihnen war nur zu bewusst, wie groß die allgemeine Wohnungsnot in Deutschlands Städten und Dörfern anderthalb Jahre nach dem verlorenen Kriege war, als in den Westzonen fast zehn Millionen zugewanderte Ostdeutsche mit einer Unterkunft versorgt werden mussten. Sie akzeptierten die neue Bleibe in der stillen Hoffnung, dass es doch einmal wieder besser werden müsste. Die von uns allen erhoffte Chance jedenfalls, sich nun auf der Grundlage erträglicher Wohnverhältnisse in der neuen westfälischen Heimat einleben zu können, war uns noch nicht gewährt worden. Da war es nur ein schwacher Trost, dass wir als Familie wieder beisammen waren.

Daß wir ein halbes Dutzend Jahre auf eine Verbesserung unserer Wohnsituation würden warten müssen, ahnte jedoch keiner von uns.

„Wir sind doch keine Versuchsanstalt!“

Anfang 1947 nahm Herr Bartsch Gelegenheit, mit dem Vater über mich zu sprechen. Mein Lehrer in der Niederenser Schule versuchte in diesem Gespräch, den Vater davon zu überzeugen, dass es wenig Sinn habe, mich weiter in die Volksschule zu schicken; er könne mir da nicht mehr viel beibringen. Weil er wusste, dass ich bereits von August 1943 bis Januar 1945 im schlesischen Brieg die Oberschule für Jungen besucht hatte, riet er dem Vater nachdrücklich, mich zum nächstmöglichen Termin im Neheimer Gymnasium anzumelden.

Das war für die Eltern eine schwere Entscheidung. Um die höhere Schule in Neheim zu besuchen, würde ich jeden Tag mit der Bahn in die sieben Kilometer entfernte Kleinstadt fahren müssen. Außer den Fahrtkosten wäre auch das Geld für neue Schulbücher aufzubringen. Und schließlich müssten die Eltern die Hoffnung begraben, dass ich in einem Jahr als Lehrling oder Arbeiter schon regelmäßig etwas verdienen würde. Trotz alledem – die Eltern fanden sich, wenn auch schweren Herzens, bereit, Herrn Bartschens Rat zu befolgen.

Der Vater suchte den damaligen Leiter des Neheimer Gymnasiums, den Oberstudiendirektor Dr. Franz Overmann, auf. In Betracht kam mit Rücksicht auf mein Alter und meine ‚Vorbildung‘ der Eintritt in die Quinta. Als der Herr Direktor jedoch hörte, dass ich in der Brieger Sexta mit Englisch begonnen hatte (das war in der Hitler-Zeit an den Oberschulen die Regel gewesen) und noch kein Latein konnte, wollte er den Vater ohne weitere Umstände abschlägig bescheiden. Im Neheimer Gymnasium nämlich fingen die Sextaner seit der Wiedereröffnung des Schulbetriebs nach dem Kriegsende wieder, wie vor der Nazi-Ära, mit Latein an. Englisch kam erst in der Quarta hinzu.

Aber der Vater gab nicht gleich auf. Er bat Dr. Overmann, es mit mir wenigstens einmal zu versuchen. Da versetzte dieser aufgebracht: „Wir sind doch keine Versuchsanstalt!“ Dann jedoch besann er sich auf einmal und erklärte sich, wiewohl noch etwas widerstrebend, bereit, mich nach den Osterferien 1947 in die Quinta seiner Anstalt aufzunehmen, wofern die Eltern dafür sorgten, dass ich sofort nach

dem Wiederbeginn des Unterrichts im April regelmäßig Nachhilfe-Stunden in Latein bekäme. Er nannte dem Vater auch gleich Namen und Adresse eines alten pensionierten Oberstudienrats, der in der Neheimer Innenstadt wohnte. Dieser hatte früher am Gymnasium Latein und Griechisch unterrichtet.

Als der Vater aus Neheim zurückkam und mir mitteilte, dass ich versuchsweise in das dortige Gymnasium aufgenommen sei, war ich überglücklich. Schon länger fühlte ich mich in der Niederenser Volksschule nicht mehr am richtigen Platz, ja, ich fühlte mich dort, als ehemaliger Gymnasiast, im Grunde unterfordert. Nun also hatte ich die beschwingende Gewissheit, dass ich in Kürze in die höhere Schule zurückkehren durfte.

In meiner Freude über die gute Nachricht, die der Vater aus Neheim mitgebracht hatte, nahm ich mir vor, beim Erlernen der neuen Sprache so eifrig wie möglich zu sein. Ich realisierte als Dreizehnjähriger freilich nicht so recht, dass ich den Eltern mit den Honoraren für voraussichtlich ziemlich viele Nachhilfestunden eine weitere finanzielle Last aufbürden würde.

Die Eltern nahmen das seufzend in Kauf. Sie hielten trotz ihrer bedrückenden Lebensumstände an der Überzeugung fest, dass jedem ihrer Kinder eine seiner Begabung entsprechende Ausbildung zuteil werden sollte. Der krasse soziale Abstieg, zu dem Flucht und Vertreibung sie und ihre Familie gezwungen hatten, sollte nun nicht auch noch die Lebens- und Zukunftschancen ihrer Kinder zunichte machen.

So ermöglichten sie es später ebenfalls meiner Schwester Katharina, auf das Mädchen-Lyzeum in Neheim zu wechseln, und meiner Schwester Renate, die Handelsschule in Soest zu besuchen. Und auch meine Zwillingbrüder, die erst 1948 in unserer neuen westfälischen Heimat geboren wurden, durften 1958 mit dem Besuch des Neheimer Gymnasiums beginnen. Bruder Siegfried absolvierte nach dem Abschluß einer Tischler-Lehre und seiner Bundeswehr-Zeit ein Musikstudium an den Hochschulen in Köln und Detmold und wurde Fagottist in angesehenen Symphonie-Orchestern. Lediglich meine

älteste Schwester Dorothea begnügte sich mit dem Volksschul-Abschluß, da ihr das Lernen partout keinen Spaß machte.

Unser erster Winter in Niederense

Der erste Winter, den wir in Niederense erlebten, war bitterkalt und schneereich. Er erinnerte uns an den bösen schlesischen Winter 1945, als wir im Januar vor der Roten Armee flohen.

Wir hatten Mühe, das hohe Zimmer mit den großen Fenstern, das als Aufenthaltsraum für die ganze Familie diente, ausreichend zu erwärmen. Die Kälte, die draußen herrschte, trieb uns Kinder meist schon nach kurzer Zeit ins Haus zurück. Schlitten, Schlittschuhe oder Skier hatten wir nicht. Solche Wintersport-Geräte für uns Kinder neu anzuschaffen konnten sich die Eltern nicht leisten.

Ich war aus den wenigen warmen Sachen, die ich noch besaß, völlig herausgewachsen. Daher sah sich die Mutter nach einer Möglichkeit um, mir billig neue Winterkleidung zu beschaffen. Durch eine Bekannte, auch eine Vertriebene, die gern für andere Leute schneiderte, gelangte sie in den Besitz einer graublauen Wolldecke, die aus ehemaligen Wehrmachtsbeständen stammte. Sie beschloß, mir daraus eine Art sportlichen Winter-Anzugs zu nähen. Die Schneiderin stand ihr mit Rat und Tat bei. Der fertige Anzug bestand aus einer blusenartigen Jacke und einem Paar ‚Überfallhosen‘, wie man sie in den Hitler-Jahren winters im Jungvolk getragen hatte. Mangels farblich besser passender Knöpfe musste die Mutter knallrote Tuchknöpfe verwenden. Warm war der Anzug in der Tat, aber wegen des steifen, dicken Stoffs konnte ich mich nicht sonderlich gut darin bewegen. Immerhin fror ich nun nicht mehr, wenn ich nach draußen ging.

Um so mehr bedauerte ich es jetzt, weder Schlittschuhe noch Skier zu haben. In Schlesien hatte ich bis zur Flucht vor den Russen beides besessen, und beide Sportarten, das Schlittschuh- wie das Ski-Laufen, hatte ich mit großem Vergnügen betrieben. Der Winter war mir deshalb fast lieber gewesen als der Sommer. Nun schaute ich traurig

zu, wie etliche Klassenkameraden aus der Niederenser Volksschule mit ihren Schlitten oder Skiern zwischen schneebedeckten Fichten einen steilen Hang heruntersausten, über den ein Weg in das südwestlich von Niederense gelegene Nachbardorf Höingen führte.

Günther Engelbach, ein jüngerer Mitschüler aus einer Ausgebombten-Familie, der sich mit seinen Skiern an dem munteren Treiben beteiligte, muß mein bekümmertes Gesicht bemerkt haben. Er fragte mich, ob ich Lust hätte, auf seinen ‚Brettern‘ auch mal das Skifahren zu probieren. Erfreut bejahte ich und sagte ihm, dass ich früher selbst Schneeschuhe besessen hätte und viel damit gefahren sei. Um so lieber vertraute er mir nun seine an. Ich schnallte sie unter, und los ging’s. Das Fahren mit den geliehenen Skiern klappte sehr gut, ich hatte nichts verlernt. Auch die Abfahrten auf dem abschüssigen Weg gelangen mir ohne Sturz. Ich war glücklich, als der Schulkamerad anbot, mir die Skier auch an den Tagen zu überlassen, an denen er sie selbst nicht brauchte.

Einen großen Teich oder kleinen See, auf denen man hätte Schlittschuh laufen können, gab es in Niederense nicht. Die Strömung in der Möhne war zu stark, deshalb froh sie nicht zu. Ich sah darum auch niemanden in dem Dorf, der diesen eleganten Sport trieb. So blieb mir das Bedauern darüber erspart, dass ich als Junge aus einer armen Vertriebenen-Familie in diesem strengen Winter ohne Schlittschuhe auskommen musste.

Die späteren Winter, die wir in Niederense erlebten, waren nie mehr so kalt und schneereich, dass man hätte Ski laufen können. Der Winter 1946/47 in dem westfälischen Dorf blieb der einzige, in dem ich an das Wintersport-Vergnügen unserer schlesischen Jahre anknüpfen konnte.

Gottfried Keller und eine lebenswürdige Bibliothekarin

Ich las gern, seit ich lesen konnte. Und ich las so ziemlich alles, was mir an Lesbarem in die Finger kam. In dem Jahr nach unserer

Rückkehr von der Flucht in unseren schlesischen Heimatort hatte ich mir dort einigen Lesestoff nur auf heimliche und nicht ungefährliche Weise ‚organisieren‘ können. Diese Zeit war nun zum Glück vorbei, ich konnte jetzt lesen, was und soviel ich wollte, vorausgesetzt, ich war imstande, es mir zu beschaffen.

Die Eltern freilich hatten kein Geld übrig, um mir Bücher oder Zeitschriften zu kaufen. Darum nahm ich jede Gelegenheit wahr, mir Bücher von Klassenkameraden zu borgen, wenn es solche in den Häusern ihrer Eltern gab.

Doch glückte es mir nicht, auf diese Weise auch an Karl May-Bände heranzukommen. In der Villa eines Fabrikanten, in der wir auf unserer winterlichen Flucht übernachteten, war ich überraschend von dessen Sohn mit dem Band ‚Winnetou I‘ beschenkt worden. Die Lektüre dieses Buches hatte mich so in ihren Bann geschlagen, dass ich seither immer hoffte, weitere Erzählungen dieses Schriftstellers lesen zu können. Meinen Schulkameraden in Niederense war Karl May aber unbekannt; keiner besaß ein Buch von ihm. Ich musste mich also weiter gedulden. Erst auf dem Gymnasium in Neheim bekam ich dann neue Bände dieses so spannend erzählenden Autors in die Hand.

Mit deutschsprachiger Hochliteratur war ich trotz meiner Vielleserei bis dahin noch nicht in Berührung gekommen. Da erhielt ich von Frau Jost, der Pächtersfrau, ein abgegriffenes weißes Heftchen mit dem blauschwarzen Titel ‚Die drei gerechten Kammacher‘, das von einem Verfasser namens Gottfried Keller stammte. Die Mutter mag Frau Jost gegenüber gelegentlich erwähnt haben, dass ihr Ältester besonders gerne lese. Da war der Frau des Gastwirts wohl dieses broschiierte schmale Heftchen eingefallen, dessen Verlust sie als gewohnheitsmäßige Nichtleserin glaubte leicht verschmerzen zu können. So überließ sie es mir. Der Name des Autors sagte mir nichts, ich hatte ihn noch nie gehört. Im schlesischen Haus meiner Eltern hatte es keine schöne Literatur gegeben. Dergleichen las man im Kleinbürgertum kaum.

Das Lesen der Kellerschen Erzählung machte mir Mühe, weil die Sprache, in der die Geschichte geschrieben war, und die Lebenswelt,

die sie schilderte, mir sehr fremd waren. Der Erzähler gebrauchte Wörter und Wendungen, die ich nicht kannte, und zudem höchst kuriose Namen. So hieß die kleingeistige Heldin der Novelle, die einen vielberedeten „Gültbrief“ besaß, sonderbarerweise Züs Bünslin. Die Kammacher-Gesellen schliefen in einem „zweispännigen Bett“. Der sächsische Geselle Jobst holte sich sonntags bei der „Wäscherin“ den „Vatermörder“ und führte vor dem Tor des Städtchens Seldwyla langweilige Gespräche „mit andern Herumständern“. Auch die Ironie, mit welcher der Autor die spießigen Schwächen und Untugenden seiner Figuren beschrieb, machte mir den Zugang zu dieser Art von Lesestoff nicht eben leicht.

Aber trotz der Schwierigkeiten, die ich mit der Lektüre der Kellerschen Novelle hatte, fühlte ich mich von der Neu- und Andersartigkeit dieses Büchleins angezogen und gefesselt. Ich spürte deutlich, dass sich mir hier eine geistige Welt öffnete, auf deren Reiz ich nicht verzichten mochte.

Mein Interesse an Büchern aus dem Reich der schönen Literatur wurde jedoch erst entscheidend gestärkt und gesteigert, als ich wenige Jahre später im Deutschunterricht des Gymnasiums weitere Werke und Autoren kennenlernte, die zwar, ähnlich wie die Erzählung des Schweizer Klassikers Keller, größere Anstrengungen bei der Lektüre ihrer Bücher verlangten, dafür jedoch auch neue, den Geist eigentümlich weitende Genüsse bereithielten.

Einstweilen war ich weiter auf der Suche nach irgendwie interessantem Lesestoff, einer Suche, bei der mir niemand zur Seite stand. Da hörte ich davon, dass die katholische Gemeinde Niederense über eine Leihbibliothek verfüge, die allerdings nur sonntags nach dem Hochamt für eine Stunde geöffnet sei. Gleich am darauffolgenden Sonntag fand ich mich pünktlich nach dem Hauptgottesdienst vor der Kapelle ein. Dort war die sogenannte Borromäus-Bücherei in einem kleinen Vorraum untergebracht. Warum die Bücherei so hieß, wurde mir nicht klar. Nur dass der Namensgeber der kleinen Bibliothek ein katholischer Heiliger war, fand ich heraus – nicht aber, dass er ein besonders strammer Anti-Protestant gewesen war.

Die Ausleihe der Bücher besorgte ein junges Mädchen, dessen Anmut und Freundlichkeit mich sogleich bezauberten. Fräulein Plaßwilm mochte drei oder vier Jahre älter sein als ich. Sie hatte üppiges kastanienbraunes Haar mit Korkenzieher-Locken und war sonntäglich adrett gekleidet. So ein feines Mädchen hatte ich lange nicht mehr gesehen. Obwohl sich die lebenswürdige Bibliothekarin über mein reges Interesse an Büchern zu freuen schien und mich nett beriet und bediente, war ich ganz verlegen, denn Kontakt mit solch einer reizenden jungen Dame hatte ich noch nie gehabt. Ich war zudem mehr als bescheiden angezogen und fühlte mich deshalb ziemlich unbehaglich vor der sonntagsfein gekleideten und mir so vornehm erscheinenden Bibliothekarin.

Fortan versäumte ich keine der sonntäglichen Ausleihstunden mehr, bis ich den Bestand mich interessierender Bände ausgelesen hatte. Sehr reichhaltig war die dörfliche Bücherei leider nicht. Außer katholisierendem Erbauungsschrifttum, dem ich nichts abgewinnen konnte, verfügte die Leihbibliothek aber auch über eine ganze Reihe spannender Jugend-, Abenteuer- und Reisebücher. Karl May-Bände waren zu meiner Enttäuschung nicht darunter. Dafür stieß ich auf einige Werke des Amerika-Reisenden Friedrich Gerstäcker – ich erinnere mich an ‚Die Regulatoren in Arkansas‘ und ‚Die Flusspiraten des Mississippi‘ – und des schwedischen Asienforschers Sven Hedin, von dem mich besonders seine Bücher ‚Auf großer Fahrt‘ und ‚Von Pol zu Pol‘ fesselten.

Damals konnte ich nicht daran denken, mir selbst eine kleine Bücher-Sammlung anzulegen. Das gelang mir erst etliche Jahre später. Angeregt durch den Deutschunterricht auf dem Gymnasium, kaufte ich mir nach und nach erschwingliche Ausgaben deutscher und ausländischer Autoren, die ich besonders schätzte. Am ehesten konnte ich die preisgünstigen Reclam-Heftchen erstehen.

Später ergab es sich einmal, dass ich mit meinem Fahrrad Fräulein Plaßwilm auf dem Weg nach Neheim einholte, wohin sie ebenfalls mit dem Rad unterwegs war. Ich fragte sie schüchtern, ob ich sie begleiten dürfe, da ich das gleiche Ziel hätte. Sie nickte freundlich, und während wir langsam nebeneinander her radelten, erzählte sie mir, dass sie bei

ihren Eltern in der Post-Straße wohne, auswärts eine höhere Schule besuche und Lehrerin werden wolle. Ich, der Dreizehnjährige, siezte sie übrigens, sie war ja einige Jahre älter als ich. Das war damals durchaus so üblich.

Bald danach ging sie zu meinem Bedauern aus Niederense fort – sie wollte, glaube ich, nach dem Abitur eine Lehrerbildungsanstalt besuchen. Ich verlor sie jedenfalls aus den Augen.

Gymnasiast in Neheim

Wieder auf dem Gymnasium

Als ich im Frühjahr 1947 in die Quinta des Neheimer Gymnasiums eintrat, war ich schon fast vierzehn Jahre alt. Ich war einer der ältesten Schüler in der Klasse. Der Vorsprung der Klassenkameraden in Latein, den ich aufzuholen hatte, betrug anderthalb Jahre. Das war keine ganz einfache Sache. Ich musste diese Fremdsprache ja völlig neu lernen, und daneben musste ich auch in allen anderen Fächern den Anschluß an den Kenntnisstand meiner neuen Mitschüler zu erreichen suchen.

Die Klasse war sehr groß. Von den mehr als vierzig Schülern stammten gut zwei Drittel aus Neheim-Hüsten. Das restliche Drittel bestand aus Fahrschülern, die täglich aus den umliegenden Gemeinden des Kreises Arnberg kamen. Aus Niederense, das ja zum Kreis Soest gehörte, besuchte außer mir nur ein weiterer Schüler die Neheimer Quinta. Mit ihm schloß ich bald Freundschaft. Er hieß Hermann Lutter und war der Sohn eines Architekten, der mit seiner Familie in der Mitte des Ortes eine kleine hübsche Villa mit einem großen Garten bewohnte. Hermann, ein allerwege zu Allotria und Streichen aufgelegter Bursche, fuhr im Gegensatz zu mir, der ich tagaus, tagein die Kleinbahn benutzen musste, mit dem Fahrrad zur Schule.

Das Jungen-Gymnasium befand sich damals nicht in seinem angestammten Gebäude an der innerstädtischen Goethe-Straße. Dieses war noch mit belgischen Besatzungssoldaten belegt. Daher waren wir Jungen behelfsweise am Stadtrand in den beiden unteren Etagen einer dreistöckigen Klosterschule untergebracht worden, die dem Orden der Ursulinen gehörte. Die aus Werl kommenden Schulschwesterinnen hatten in Neheim schon 1920 auf privater Basis eine höhere Mädchenschule gegründet – ein Progymnasium, an dem die Schülerinnen das Zeugnis

der Mittleren Reife erwerben konnten. 1930 war ein Klostertrakt hinzugekommen, in dem die Ordensfrauen lebten.

Obwohl wir in demselben Haus wie die Schülerinnen des Ursula-Lyzeums unterrichtet wurden, bekamen wir keinerlei Kontakt mit den Mädchen. Die Schulschwestern hatten die Trennung zwischen ihren Schülerinnen und uns Jungen so geschickt organisiert, dass es für uns praktisch unmöglich war, den Mädchen zu begegnen. Diese begannen und beendeten ihren Unterricht zu anderen Zeiten als wir. Und auch die Pausen waren so gelegt, dass wir die Mädchen nicht zu Gesicht bekamen.

Eine wichtige Sache war für uns in den ausgehenden vierziger Jahren die Schulspeisung. Noch immer waren Nahrungsmittel rationiert. Sie blieben es bis zum Mai 1950. Man bekam sie so lange regulär nur auf Lebensmittel-Marken. Bis zum Ende der Rationierung erhielten wir Schüler in der großen Pause ein kleines Rosinen-Brötchen und einen großen Schlag sämiger Kakao-Suppe. So etwas Leckeres gab es zu Hause kaum einmal. Doch auch alle meine Mitschüler ließen sich den nahrhaften Imbiß nicht entgehen. Überdies bekamen wir am Ende eines Schuljahres sowie zu Beginn der Weihnachts- und Osterferien zwei oder drei Täfelchen Schokolade – eine Sonderzuteilung, deren Ausgabe immer der Klassenlehrer selbst vornahm. Die Austeilung der köstlichen Süßigkeiten wurde von uns stets mit großem Hallo begrüßt.

In den ersten Monaten nach meinem Eintritt in die Quinta des Neheimer Gymnasiums musste ich häufig zweimal am Tage in die Kleinstadt fahren. Nachmittags nämlich hatte ich dort meine Nachhilfe-Stunden.

Der überwiegend katholische Ort bestand aus den dicht beieinander liegenden Stadt-Gemeinden Neheim und Hüsten, die sich 1941 zu der Doppelstadt Neheim-Hüsten zusammengeschlossen hatten. Die an Niederense vorbeifließende Möhne mündete dort in die größere Ruhr. Diese ist es auch, welche die beiden ‚Stadt-Teile‘ voneinander trennt. Von Zerstörungen während des Krieges schien der Ort fast völlig verschont geblieben zu sein (eine Täuschung, wie ich später erfuhr).

Zerstörte Straßen und Häuser jedenfalls bekam ich nicht zu sehen, als ich die Zwei-Flüsse-Stadt im Herbst 1946 kennenlernte.

Ich war von der industriell geprägten Kleinstadt wenig angetan, denn ich verglich sie im stillen mit der etwa gleich großen Gartenstadt Brieg, in der ich bis Januar 1945 die Oberschule besucht hatte. Brieg hatte viele wunderschöne Grünanlagen gehabt und den Besucher durch sein prächtiges Piasten-Schloß und durch seine Renaissance- und Barock-Bauten beeindruckt.

Neheim-Hüsten dagegen zeichnete sich weder durch historisch noch architektonisch ansprechende Bauten aus. Die meisten Häuser und Kirchen der Kleinbürger-Stadt waren ziemlich gesichtslos. Selbst die wegen ihrer stattlichen Größe gelegentlich ‚Sauerländer Dom‘ genannte Hauptkirche St. Johannes Baptist in der Stadtmitte, die erst Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts fertiggestellt worden war, taugte kaum als Sehenswürdigkeit. Deswegen spielte auch der Fremdenverkehr für die Stadt keine Rolle, obwohl ihre bergige, waldreiche Umgebung durchaus reizvoll war.

Mit dem Morgenzug, den ich nun Tag für Tag bestieg, fuhren auch viele Arbeiter und Angestellte, die in den Neheimer Fabriken beschäftigt waren. Größter Arbeitgeber der sauerländischen ‚Lampenstadt‘ war die Leuchten-Fabrik der Gebrüder Kaiser & Co., in der fast tausend Menschen angestellt waren. Sie erreichte in den fünfziger Jahren in ihrer Branche eine nationale, ja sogar eine internationale Spitzenposition. Dreiviertel der Firmen der Zwei-Flüsse-Stadt, in denen außer Beleuchtungskörpern aller Art auch Kleinmöbel, Türen und Fenster hergestellt wurden, waren mittelständische Betriebe. Flüchtlinge und Vertriebene in Niederense, die in Neheim Arbeit suchten, fanden unschwer welche, zumal ja in ganz Westdeutschland bald der große wirtschaftliche Aufschwung einsetzte, der den Bedarf an Arbeitskräften stark anwachsen ließ. Mit der Kleinbahn gelangten die in Neheimer Betrieben beschäftigten Niederenser bequem zu ihren Arbeitsstellen. Zu ihnen gehörte auch mein Vater.

Neheim war zudem für die Niederenser Einkaufsstadt, weil es besser zu erreichen war als die wesentlich weiter entfernt liegende Kreisstadt

Soest. Ein Anziehungspunkt für uns Dörfler waren auch zwei Kinos in der beschaulichen Kleinstadt. Und mich zog sehr bald ein Buchladen in der Hauptgeschäftsstraße besonders an. Leider konnte ich mir, da ich nie ein regelmäßiges Taschengeld bezog, jahrelang nur selten das Vergnügen machen, dort einen der vielversprechenden Titel zu ersteinen. Oft musste ich mich mit dem Anschauen und Anlesen von Büchern begnügen.

Zwei Nachhilfe-Lehrer

Mein erster Latein-Lehrer war der alte und schon etwas gebrechlich wirkend pensionierte Altphilologe, den der Direktor des Gymnasiums meinem Vater empfohlen hatte. Er war Junggeselle oder Witwer und hatte im Obergeschoß eines Hauses in der Hauptgeschäftsstraße Neheims eine ziemlich dunkle, stickige und nur bescheiden eingerichtete Wohnung, in der er mich meist um zwei oder drei Uhr nachmittags empfing. Er lieh mir als Lernmaterial eine alte Grammatik und ein zerlesenes Latein-Buch für Anfänger und ließ mich Vokabeln, Deklinationen, Konjugationen und die Formen der unregelmäßigen Verben pauken.

Der Sommer 1947 war besonders heiß. Die Hitze machte dem alten Herrn, der schon hoch in den Siebzigern stand, sehr zu schaffen. Er schnaufte hörbar, wenn er die schmale dunkle Treppe von seiner Wohnung herunterkam, um mir die Haustür zu öffnen. Während der Stunden wischte er sich öfter den Schweiß von der Stirn. Dennoch lockerte er nie die unscheinbare Krawatte oder legte die abgetragene Jacke ab. Ich musste immer rechts von ihm Platz nehmen. Dann hörte er ab, was ich daheim gelernt hatte; anschließend musste ich aus dem Lateinischen oder ins Lateinische übersetzen.

Er begnügte sich zum Glück mit einem sehr geringen Honorar und fragte mich manchmal, ob ich ihm nicht statt des Geldes Naturalien mitbringen könnte; auf dem Lande gäbe es davon doch sicher mehr als in der Stadt. Einmal brachte ich ihm deshalb zum Beispiel eine kleine Milchkanne voll frischer Himbeeren mit. In der Himbeer-Zeit hatte

die Mutter mich und die zwei ältesten Schwestern zu einer Stelle am Hang des Steetsberges jenseits der Möhne mitgenommen, wo die prächtigsten Himbeeren wuchsen. Wir hatten fleißig gesucht, und so konnte ich eine meiner Nachhilfe-Stunden mit selbst gepflücktem Beerenobst bezahlen.

Der alte Oberstudienrat war mit meinen Lernfortschritten meistens zufrieden. Nur ein einziges Mal verlor er die Geduld und schrie mich an. Ich hatte irgend etwas Neues nicht rasch genug begriffen. Doch er beruhigte sich schnell wieder. Ich kam bei ihm zügig voran, so dass ich hoffte, meine Mitschüler im Fach Latein schon in einigen Monaten einholen zu können. Ich war zunächst für ein halbes Jahr davon dispensiert, Klassen-Arbeiten mitzuschreiben.

Aber dann passierte etwas, was niemand hatte voraussehen können: Mitten in dem heißen, gewittrigen Sommer starb der alte Nachhilfe-Lehrer. Ich war betrübt und ratlos, wusste ich doch nicht, wie es nun mit mir weitergehen sollte.

Da machte mich ein Mitschüler darauf aufmerksam, dass es in der Innenstadt Neheims noch einen anderen, sehr viel jüngeren Herrn gebe, der Nachhilfe-Stunden in modernen Sprachen, aber auch in Latein erteile. Sein Name ist mir ebenso wie der des plötzlich verstorbenen alten Oberstudienrats entfallen.

Ich meldete mich noch vor dem Beginn der Sommerferien bei dem neuen Sprachlehrer an. Er wohnte in einer ruhigen Straße etwas abseits des Stadt-Zentrums und hielt seinen Nachhilfe-Unterricht im Wohnzimmer seiner Erdgeschoß-Wohnung ab. Er gab seine Stunden, so mein Eindruck, am laufenden Band. Sein Nachhilfe-Metier betrieb er kühl und unbeteiligt – geschäftsmäßig sozusagen. Wenn ich nachmittags kam, verabschiedete er meist gerade einen anderen Nachhilfe-Schüler, und wenn ich ging, stand schon der nächste vor der Tür. Anscheinend lebte dieser Herr von den Einnahmen, die ihm das Stunden-Geben bescherte. Dementsprechend war er auch um einiges teurer als sein hochbetagter Vorgänger.

Ich wunderte mich darüber, dass er keine Anstellung an einer Schule hatte. Weshalb nicht, habe ich nicht erfahren. Es ist nicht ausgeschlossen, dass er in der Nazi-Zeit Lehrer gewesen war und nun, weil er womöglich durch seine Vergangenheit zu sehr belastet war, nicht wieder eingestellt wurde. Deshalb war er jetzt auf das Geld, das er durch den Nachhilfe-Unterricht verdiente, vielleicht angewiesen, um zu überleben.

Er machte es sich während der Nachhilfe-Stunden immer ganz bequem. Wenn ich nach dem Anklopfen das durch herabgelassene Jalousien stark abgedunkelte Wohnzimmer betrat, lag er ohne Schuhe ausgestreckt auf dem Sofa. Vor dem Sofa stand ein großer Esstisch aus dunklem Holz. Er fand es nicht nötig, sich zu erheben, um mich zu begrüßen, sondern sagte einfach zu mir: „Setz dich an den Tisch“ und begann ohne Umschweife mit dem Abhören der Vokabeln und Stammformen, die ich neu gelernt hatte. Auch das Übersetzen-Lassen und das Besprechen neuer Lektionen erledigte er im Liegen.

Immerhin machte ich bei ihm gleichfalls ordentliche Fortschritte. Mein Bestreben war es natürlich, möglichst gut voranzukommen, um nicht mehr allzu viele Stunden nehmen zu müssen. Ich wollte die Eltern finanziell nicht mehr als unbedingt nötig zusätzlich belasten.

Bei diesem Bestreben begünstigte mich ein besonderer Umstand; er war der Notsituation zuzuschreiben, die an den Schulen so kurze Zeit nach dem verlorenen Kriege herrschte. Es gab 1947/48 für die meisten Schulfächer noch keine von der britischen Besatzungsmacht zugelassenen Lehrbücher – auch für den Latein-Unterricht nicht. Der Latein-Lehrer unserer Quinta behalf sich damit, dass er die Lektionen und Übungsaufgaben von einem Schüler an die große Wandtafel schreiben und von uns abschreiben ließ. Das An- und Abschreiben neuer Lektionen und Vokabeln kostete begreiflicherweise viel Zeit. Darum war die Klasse mit der Bewältigung des für sie vorgesehenen Lehrstoffs merklich im Rückstand. So hatte ich die Chance, den Kenntnisstand meiner Klassenkameraden schneller zu erreichen, als das in normalen Zeiten möglich gewesen wäre.

In der Tat traute ich mich bereits im Spätherbst des Jahres 1947, im schulischen Latein-Unterricht mitzuarbeiten. Und einige Wochen vor den Weihnachtsferien konnte ich daran denken, mit den Nachhilfe-Stunden aufzuhören, zumal sich mein zweiter Nachhilfe-Lehrer ebenfalls sicher war, dass ich den Anschluß an die Klasse jetzt ohne große Mühe finden würde.

Er behielt recht.

Die Lehrer der ersten Neheimer Jahre

Unterrichtet wurden wir 1947/48 von alten und älteren Lehrern. Jüngere und junge Lehrer waren im Krieg gefallen, galten als vermisst oder waren noch in Gefangenschaft. Andere hatten sich vermutlich zu sehr mit dem Nazi-Regime eingelassen, mussten unter Umständen den Ausgang einer Entnazifizierungs-Prozedur abwarten und wurden vorerhand nicht oder gar nicht wieder eingestellt. Als die Schule 1947 den Unterrichtsbetrieb wieder aufnahm, wurde Dr. Overmann für knapp zwei Jahre Leiter der Anstalt.

Die jüngeren und jungen Lehrer, die erst von etwa 1949 an in ausreichender Zahl zur Verfügung standen, hatten ihr Studium in den dreißiger und beginnenden vierziger Jahren, also in der Zeit des Dritten Reiches, absolviert, und das hatte damals in der Regel nur der tun dürfen, der den braunen Machthabern und Funktionären nicht gerade missfallen hatte. Ich nehme daher an, dass sich viele unserer späteren Lehrer, die in den Dreißigern oder Vierzigern standen, einem Entnazifizierungs-Verfahren unterziehen mussten. Und erst wenn sie als nicht belastet, minderbelastet oder als Mitläufer eingestuft worden waren, konnten sie ab 1949 ihren Beruf (wieder) ausüben.

Noch im Jahre 1948 übernahm ein neuer Mann die Leitung des Gymnasiums. Der Nachfolger Dr. Overmanns, ein Mittfünfziger, hieß Dr. Konrad Maria Krug und war eine beeindruckende Erscheinung: Er war groß und schlank, hatte ein ausdrucksvolles Gesicht und reiches, gewelltes graumeliertes Haupthaar. Irgendwo im Gebiß blitzte ein

Goldzahn. Der neue Oberstudiendirektor war immer elegant angezogen und strahlte Autorität aus. Dr. Krug hatte Germanistik und katholische Theologie studiert. Er kam aus dem Ruhr-Gebiet, wo er in Witten seit der Mitte der zwanziger Jahre als künstlerischer Leiter der Heimatspiele der Provinz Westfalen gewirkt hatte.

Wir hatten bei ihm zwar nie normalen Unterricht, erlebten ihn aber gelegentlich, wenn er unerwartet eine Vertretungsstunde übernahm, so dass er improvisieren musste. Solch eine Gelegenheit nutzte er dann dazu, um - auswendig – dichterische Texte zu rezitieren – zum Beispiel Theodor Storms Liebesgedicht ‚Die Nachtigall‘. Das konnte er großartig. Mit seiner schauspielerisch geschulten sonoren Stimme und effektiv eingesetzten begleitenden Gesten schlug er uns in seinen Bann. Ähnlich intensiv konnte er aber auch erzählen – spannend oder humorvoll.

Wegen des Mangels an unbelasteten Fachkräften mussten manche Kollegiums-Mitglieder anfänglich auch in Fächern unterrichten, für die sie nicht ausgebildet waren. So musste der Zeichenlehrer Voß eine Zeitlang in den unteren Klassen Erdkunde-Unterricht geben und sogar Turnstunden abhalten. Keiner unserer Lehrer aber kam bei irgendeiner Gelegenheit darauf zu sprechen, wie es an unserer Lehranstalt zwischen 1933 und 1945 zugegangen war, was ja nahegelegen hätte, wenn uns zu erklären war, warum bestimmte Fachlehrer fehlten.

Große Mühe oder gar Verdruß machten wir den alten Lehrern nicht. Die gelegentlichen Streiche, die ihnen manche von uns spielten, waren harmlos.

Einmal, wohl im Mai 1948, hatten ein paar Scherzbolde in der Klasse eine Handvoll Maikäfer mitgebracht, die sie kurz vor dem Beginn einer Deutschstunde Studienrat Bernhard Kaulings unter dem Deckel des Lehrerpultes versteckten. Der Deckel hatte ein kreisrundes Loch, unter dem ein Tintenfasschen Platz finden sollte. Aus diesem Loch krabbelten die braunen Tierchen während der Stunde heraus, pumpten kurz und starteten. Die Fenster hatten wir vorher absichtlich alle geschlossen. Die aufgeregten durch den Klassenraum surrenden Käfer konnten also nicht entkommen. Aber was uns einen Heidenspaß

machte, erregte natürlich das Missfallen des gutmütigen alten Deutschlehrers.

Doch er war nur einige Augenblicke lang ärgerlich, dann befahl er sogleich, die Fenster zu öffnen. Die im Klassenraum herumbrummenden ‚Flieger‘ fanden schnell den Weg ins Freie, und binnen kurzem war die Ruhe wieder hergestellt. „Bomber“, so der Spitzname Kaulings, verzichtete großmütig darauf, nach den Urhebern des Streichs zu fahnden, und setzte seinen Unterricht in gewohnt väterlich-freundlicher Weise fort.

Wir amüsierten uns immer ein bisschen über seine matt glänzende Glatze und über seinen stattlichen Schmerbauch, über dem er beim Erzählen oder Erklären gern die Hände faltete. „Bomber“ machte einen sehr beschaulichen und nicht sonderlich anstrengenden Unterricht. Er war nachsichtig mit uns und zensierte unsere Leistungen mild. 1951 erreichte er, der seit 1927 in Neheim unterrichtet hatte, die Altersgrenze und ging in Pension.

Bei Studienrat Friedrich Rohrbach, unserem ersten Latein- und Klassenlehrer, erlaubten wir uns keine Streiche. „Spinner“, so nannten wir ihn unter uns, war ein hagerer mittelgroßer Mann hoch in den Sechzigern, er wirkte vornehm und machte einen etwas trockenen, aber durchaus soliden Unterricht. Er hatte, wie sein Kollege Kauling, die Hitler-Jahre anscheinend unbeschadet überstanden, denn er unterrichtete ohne Unterbrechung (sieht man von der vorübergehenden Schließung der Schule nach Kriegsende ab) bereits seit 1920 am Gymnasium. Meine ersten Klassenarbeiten in Latein, die ich im letzten Vierteljahr der Quinta schon mitschrieb, wurden noch von ihm begutachtet, und das erste Halbjahreszeugnis, das ich auf dem Neheimer Gymnasium erhielt, ist noch von ihm unterschrieben.

Kurz nach der Zeugnis-Konferenz traf ich Studienrat Rohrbach zufällig auf dem Bahnsteig des Niederenser Bahnhofs, wo er, im hellgrauen Sommer-Anzug und einen Hut auf dem asketischen Kopf, auf den Zug wartete. Er sah mich und sprach mich an. Freundlich ließ er mich wissen, dass mein erstes Zeugnis nach meinem Eintritt in die von ihm geführte Quinta recht gut ausgefallen sei, weshalb er mir Mut

machen könne, so wie bisher im Unterricht weiterzumachen. Herr Rohrbach bereitete mir mit dieser Mitteilung natürlich eine Riesenfreude. Ich hatte also das Probe-Halbjahr bestanden und konnte den Besuch des Gymnasiums fortsetzen. Nichts hatte ich mir sehnlicher gewünscht. Studienrat Rohrbach, der mir wohlwollte, trat indes noch vor dem Ende des Schuljahres 1948 in den Ruhestand.

Dem Gymnasium war inzwischen ein neuer, junger Lehrer zugewiesen worden, der Studienassessor Hermann Wappelt. Der Mittdreißiger war Altphilologe und übernahm den Latein-Unterricht in unserer Klasse. Zugleich wurde er unser neuer Klassenlehrer. Er löste „Spinner“ ab. Als der kaum mittelgroße neue Klassenleiter, in der Rechten eine schwere Aktentasche, die Klasse mit raschen, energischen Schritten das erste Mal betrat, musterten wir ihn neugierig und gespannt. Er stellte sich vor und erläuterte knapp, wie er den Unterricht gestalten wolle. Als zwei von uns in den vorderen Bänken ein bisschen später versuchten, etwas Unruhe zu stiften, sagte er in Richtung der beiden scharf: „Laßt die Faxen!“ Das wirkte – nachhaltig. Denn mit dieser nachdrücklich gesprochenen Warnung sicherte sich der neue Lehrer erstaunlicherweise ein für allemal seine Autorität bei uns.

Kurze Zeit später hatten wir einen Wandertag. Der junge Assessor wanderte mit uns bei strahlendem Frühlingswetter an die Möhnetal-Sperre. Nicht weit von ihr machten wir am Rande eines Dorf-Sportplatzes Rast. Dann spielten wir auf dem Platz Fußball. Unser junger Klassenleiter zog seine Anzug-Jacke aus und übernahm in einer der beiden Mannschaften den Posten des Torwarts. Er hielt bravourös. Wir waren begeistert. Unser neuer Lateinlehrer hatte sich nicht nur Respekt verschafft, sondern nun auch unsere Sympathien gewonnen. Herr Wappelt wurde schon nach nur gut zwei Jahren Studienrat. Er war ein vorzüglicher Lateiner und ein überzeugender Pädagoge. Unsere Klasse führte er bis zum Abitur.

In der Quarta, in die ich 1948 versetzt wurde, kam als neues Fach Englisch hinzu. Hier hatte ich es im Anfang etwas leichter als meine Klassenkameraden, denn ich verfügte ja noch über einige Englisch-Kenntnisse, die ich auf der Oberschule in Brieg erworben hatte. Der

Englisch-Lehrer, Studienrat Josef Thade, war ebenfalls ein jüngerer Mann – vielleicht Ende dreißig -, der etwas von einem englischen Gentleman an sich hatte. Er war immer besonders korrekt angezogen, trug im Gegensatz zu den Kollegen eine Weste zu seinem Anzug und hielt sich auffallend gerade. Als Lehrer war er streng und konsequent, aber stets fair. Gelegentlich erlaubte er sich bei seinen Kommentaren zu Schüler-Antworten treffsichere ironische Untertreibungen.

Auch in Mathematik erhielten wir einen neuen Lehrer - den Oberstudienrat Franz Hartwig (an den Namen seines Vorgängers kann ich mich nicht mehr erinnern). Er war ebenfalls noch ein jüngerer Mann, aber im Gegensatz zu dem schlanken Thade untersetzt und ein wenig korpulent. Sein Unterricht war ordentlich, wenn auch nicht besonders fesselnd. Hartwig geriet leicht in Zorn, und zwar vor allem dann, wenn er die Klasse betrat und wir noch nicht alle ruhig auf unseren Plätzen saßen. Er erregte sich über unsere angebliche Unerzogenheit und hielt uns eine dröhnende Standpauke, die häufig in dem zornigen Ausruf gipfelte: „Das sind die Folgen des Krieges!“ – womit er darauf anspielte, dass die meisten von uns in den Kriegsjahren ohne ihre Väter aufgewachsen waren. Er war überzeugt, dass wir uns gesitteter verhalten würden, wenn die Väter bei unserer häuslichen Erziehung hätten mitwirken können. Der von dem ärgerlichen Oberstudienrat gebrauchte emphatische Satz amüsierte uns derart, dass er in der Klasse zum geflügelten Wort wurde. Wir zitierten ihn ironisch unter uns bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten.

Etwas schwerer hatten es mit uns nur der Musik- und der Zeichenlehrer. Beide mochten um die vierzig herum sein. Sie sahen uns nur zweimal in der Woche und kannten uns deshalb nicht so gut.

Wenn in der Klasse Unruhe aufkam, regte sich der kleine Musiklehrer, Studienrat Dr. Otto Grimmelt, der eine Brille mit sehr dicken Gläsern trug, schnell auf und schimpfte dann laut. Eine besonders drastisch ausgedrückte Drohung, mit der er einen Störenfried zur Raison bringen wollte, vergaßen wir nicht: „Wenn du nicht gleich aufhörst, fliegst du hier raus – die Treppe runter, da kannst du dann unten deine Knöchelchen einzeln wieder zusammensuchen.“ „Poldi“, so der Spitzname des Musiklehrers, übte mit uns vor allem mehrstimmige

Chorsätze von Volks- und Kunstliedern ein, die er, kräftig mitsingend, auf dem Flügel begleitete. Auf diese Weise lernte ich erste klassische Musikstücke kennen: beispielsweise den Jägerchor aus Webers Oper ‚Der Freischütz‘, Beethovens Chorgesang ‚Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre‘ und Schuberts Lied ‚Das Wandern ist des Müllers Lust‘. Mir machten die Musik-Stunden Vergnügen.

Der Zeichenlehrer Josef Voß gab sich ebenfalls redliche Mühe mit uns. Da ich gern und auch recht ansprechend zeichnete, mochte er mich durchaus. Er sah in mir bald eine der Stützen seines Unterrichts, über die er froh war, weil viele andere, die am Kunstunterricht nicht sonderlich interessiert waren, ihm seine didaktische Arbeit nicht eben leicht machten. Oberschullehrer Voß, der einige Jahre darauf zum Studienrat avancierte, blieb unser Fachlehrer für Zeichnen und Kunstgeschichte bis zu unserem Abitur.

Ab 1949 gab es in allen Fächern wieder Schulbücher. Es handelte sich bei ihnen meist um ‚entnazifizierte‘ Unterrichtswerke. Sie waren vor dem Druck von der Britischen Militärregierung geprüft worden. So bereitete es den Lehrern keine Schwierigkeiten mehr, wieder Unterricht auf einer soliden Basis zu machen.

Wir schätzten unsere Lehrer durchaus. Daß fast alle einen Spitznamen hatten, bedeutete nicht, dass wir nicht Respekt vor ihren fachlichen und pädagogischen Fähigkeiten gehabt hätten. Die Übernamen bezogen sich durchweg auf eine persönliche charakterliche oder geistige Besonderheit der einzelnen Schulmeister. Die Erfindung und der Gebrauch der Scherznamen verdankten sich im übrigen auch einer alten Pennäler-Tradition.

Mitschüler und Schulfreunde

Mir imponierte bald besonders der Primus der Klasse, der dunkelhaarige Helmut Prien. Nach Schulschluß unterhielt ich mich gern mit ihm. Da konnten wir ein Stück des Heimwegs gemeinsam gehen. Er wohnte in der Innenstadt, und ich musste zu der in der Nähe

gelegenen Haltestation der Ruhr-Lippe-Eisenbahn. Prien war ernsthafter als die meisten Klassenkameraden. Er redete über die Unterrichtsgegenstände nicht in der altersüblichen flapsig-pennälerhaften Manier, sondern als jemand, der an diesen Gegenständen als solchen interessiert war. So sprach er mit mir ganz angelegentlich über die Götterwelt der Römer oder über die Bedeutung, die manche der gerade neu gelernten lateinischen Wörter für die Entwicklung des deutschen Sprachschatzes erlangt hatten. Priens Vater war Bankbeamter. Als er im Anschluß an eine Beförderung in eine andere Stadt versetzt wurde, musste auch seine Familie aus Neheim wegziehen. Ich bedauerte das sehr, denn ich hatte gehofft, dass aus dem freundlichen Kontakt mit dem ernstesten Helmut Prien eine länger haltende Freundschaft werden würde.

Eine stille Bewunderung empfand ich auch für den etwas freier erzogenen und immer gut aufgelegten blondlockigen Arzt-Sohn Josef Steinhäuser, der gern eine kurze Lederhose mit Trägern anhatte und auch sonst etwas aparter angezogen war. „Seppl“, wie wir ihn meist riefen, gehörte gleichfalls zu den besten Schülern der Klasse, erfüllte aber im Gegensatz zu dem strebsamen Prien die schulischen Leistungsanforderungen mit einer Leichtigkeit, die spielerisch wirkte. Die Schule schien ihn gar nicht anzustrengen. Seppl kam aus einem Ort im Kreis Arnsberg, wo der Vater seine Praxis hatte. Leider zog auch die Familie Steinhäuser schon nach wenigen Jahren in eine weiter entfernte Stadt um. Seppl sollte in ein Internat kommen, wie wir noch vor seinem Ausscheiden aus unserer Klasse von ihm hörten.

Dafür bekamen wir einen ‚Neuen‘. Das war ein großer, hoch aufgeschossener, schlanker Junge mit dunklem, welligem Haar. Jochen Pfitzner war der Sohn eines Reichsbahn-Inspektors, der nach Hüsten versetzt worden war. Seine Familie kam, glaube ich, aus dem niederschlesischen Liegnitz. Es zeigte sich rasch, dass er ebenfalls ein vorzüglicher Schüler war, der sich in allen Fächern hervortat, mit Ausnahme der Leibeserziehung. Sport und Turnen waren nicht sein Fall. Wir waren uns von Anfang an sympathisch. Später wurde aus der Sympathie eine Freundschaft, die bis ans Ende der Schulzeit hielt.

Wichtig war für mich damals noch der schon erwähnte Niederenser Mitschüler Hermann Lutter. Um möglichst unabhängig von der Bahnverbindung zwischen Niederense und Neheim-Hüsten zu sein, zog er es vor, insbesondere in der schönen Jahreszeit, aber auch an trockenen Tagen im Winter mit dem Fahrrad zur Schule zu fahren. Das kam für mich nicht in Frage, weil unsere Familie kein Fahrrad besaß und sich den Kauf eines solchen einstweilen auch gar nicht leisten konnte. Obschon wir also den Weg zur Schule und nach Hause nur selten gemeinsam machten, schloß sich Hermann eng an mich an. Er spielte ebenso wie ich leidenschaftlich gern Fußball, und so verbrachten wir einen großen Teil unserer freien Stunden am Nachmittag zusammen, wenn wir mit anderen Jungen aus dem Dorf auf dem Bahnhofs-Vorplatz oder auf eine großen Wiese hinter dem Dorf, dem Heuerwerth, Fußballspiele improvisierten.

Hermann hatte jedoch noch einen anderen Beweggrund, sich an mich zu halten. Er hatte bald heraus, dass ich meine Hausaufgaben regelmäßig und gewissenhaft erledigte. Da kam er nun beinahe jeden Nachmittag zu uns in die Bahnhofsgastwirtschaft und holte sich meine Hefte mit den von mir bearbeiteten Hausaufgaben. Zu Hause schrieb er sie einfach ab und brachte mir dann die Hefte wieder zurück. Ich überließ ihm die Resultate meiner Arbeit nicht ungerne, da wir ja gut miteinander standen und Sportskameraden waren. Auch waren seine frommen katholischen Eltern ausgesprochen nett zu mir. Dass sie ihn oft und oft ermahnten, die Aufgaben selber zu machen, fruchtete aber bei dem Leichtfuß Hermann herzlich wenig.

In der Schule hatte er, obwohl er ständig bei mir abschrieb, zum Kummer seiner Eltern ziemlich schnell schlechte Karten. Der freiberuflich arbeitende Architekt Lutter, sein Vater, war ein im Dorf angesehener Mann. Die Mutter, eine temperamentvolle, kräftige dunkelhaarige Frau, versah vorbildlich ihren großen Haushalt, denn Hermann war das zweitälteste von acht oder neun Geschwistern. Sie war stets ausnehmend freundlich zu mir, weil sie es gern sah, dass der allzu leichtlebige Hermann mit mir Umgang hatte.

Eine gespaltenen Existenz

Auch mit meinen anderen neuen Mitschülern verstand ich mich ausnahmslos gut. Ich hatte keinen Widersacher in der Klasse. Man half mir kameradschaftlich gerade dort, wo ich zunächst auch außerhalb des Latein-Unterrichts etwas Mühe hatte, Versäumtes aufzuholen.

Und nur ein Jahr nach meinem Eintritt in die Klasse wurde ich sogar zum Klassensprecher gewählt.

Daß mir, dem neuen augenscheinlich bedürftigen Auswärts-Schüler, die Klassenkameraden schon nach so kurzer Zeit so viel Vertrauen schenkten, dass sie mich zu ihrem Sprecher machten, hatte seinen Grund gewiß auch darin, dass ich der älteste Schüler der Klasse war. Zu meinem Erfolg bei der Wahl trug indessen besonders eine kleine Episode bei, die sich außerhalb der Schule abspielte.

An Tagen, an denen wir mittags schon etwas früher Unterrichtsschluß hatten, mußten die meisten Fahrschüler aus der Klasse an die anderthalb Stunden bis zur Abfahrt ihres Zuges überbrücken. Das taten wir am liebsten, indem wir Fußball spielten. Leider aber sahen es die Ursulinen, die Hausherrinnen unseres Schulgebäudes, gar nicht gern, wenn wir uns auf dem Schulhof austobten. Unsere Zurufe und unser Geschrei während des Spiels störten den Unterricht der Mädchen-Klassen, die besonders nahe am Hof lagen. Also mussten wir uns eine andere Spielfläche suchen.

Die fanden wir am Fuße der Erhebung, auf der das Schulgebäude und der Kloster-Trakt errichtet worden waren. Dort gab es eine anscheinend von niemandem benutzte und darum auch nicht eingezäunte größere Wiese. Wir glaubten da das Richtige gefunden zu haben, übersahen aber, dass am Rande der scheinbar herrenlosen Grünfläche einige Einfamilien-Häuser mit kleinen Gemüse-Gärten standen, wo man unseren das Spiel begleitenden Lärm natürlich hören musste. Die

Nicht-Beachtung dieses Umstandes hatte für uns binnen kurzem unerfreuliche Folgen.

Ein gehbehinderter Rentner, der in einem der erwähnten Häuser wohnte, näherte sich schon bald der Rasenfläche, auf der wir mit Hingabe spielten, schimpfte laut und drohte uns mit seinem Krückstock. Er versuchte sogar, uns den Ball wegzunehmen, was ihm aber misslang, weil einer von uns sich diesen rasch griff, einen Haken schlug und davonlief. Wir anderen schnappten uns unsere Schultaschen und schlichen enttäuscht davon. Der erboste Mann rief uns wütend hinterher: „Laßt euch hier bloß nicht wieder blicken!“

So schnell wollten wir freilich nicht aufgeben. Vielleicht war ja beim nächsten Mal der misslaunige Invalide nicht zu Hause, und niemand würde uns den Spaß verderben. Doch wir hatten uns getäuscht. Ja, es kam sogar noch schlimmer als beim letzten Mal. Wir hatten erst kurze Zeit gespielt, da traf einer von uns den Ball so unglücklich, dass er im hohen Bogen über den Zaun des Gartens flog, der zu dem Hause des hinkenden Rentners gehörte. Noch ehe wir ein Mittel gefunden hatten, wieder an den Ball zu kommen, erschien der zornige alte Mann vor seiner Haustür, erspähte den Ball in seinem Gärtchen und ‚beschlagnahmte‘ ihn kurzerhand. Mit einem triumphierenden Blick rief er uns zu: „Der bleibt hier!“ und verschwand im Haus. Wir standen in einiger Entfernung mit hängenden Köpfen und wussten nicht, was wir nun tun sollten. Besonders geknickt war natürlich der Klassenkamerad, dem der Ball gehörte. So ein Ball war damals eine kostbare Sache. Sein Verlust würde dem Mitschüler daheim ziemlichen Ärger eintragen. Wir standen beisammen und berieten, doch keiner wusste fürs erste einen Ausweg aus der misslichen Situation.

Da meldete ich mich zu Wort und schlug folgendes vor: Ich gehe zu dem Haus des verärgerten alten Mannes, klinge an der Tür, rede mit ihm und bitte ihn, uns den Ball zurückzugeben. Die anderen waren überrascht, stimmten aber sogleich erleichtert zu, obwohl sie nicht recht glaubten, dass ich etwas erreichen würde. Mit einem mulmigen Gefühl in der Magengrube zog ich also los, läutete zaghaft und wartete mit klopfendem Herzen auf das, was nun passieren würde. Der zornige Rentner öffnete und sah verblüfft einen von den Burschen vor

sich stehen, die er meinte soeben erfolgreich vertrieben zu haben. Ich grüßte und bat ihn dann höflich um die Rückgabe des Balls. Ich versuchte ihn zu besänftigen, indem ich darauf hinwies, dass wir doch nur ab und zu in der Nähe seines Hauses spielten und dass unser Spiel auch bloß immer eine knappe Stunde dauere, weil wir dann zu unseren Zügen müssten. Ich versprach, dass wir von nun an ganz vorsichtig sein würden, damit der Ball nicht wieder in seinen Garten fiele. Das Unerwartete geschah. Der alte Mann brummte zuerst noch etwas Unfreundliches, aber er gab sich mit meinen Erklärungen und meinem Versprechen anscheinend zufrieden, holte wortlos den Ball aus dem Flur des Hauses und übergab ihn mir. Meine Klassenkameraden, die sich, während ich mit dem Rentner sprach, im Hintergrund gehalten hatten, stürzten nun begeistert auf mich zu, weil die Sache wider Erwarten so gut ausgegangen war. Besonders froh und dankbar war der Ball-Besitzer.

In den nächsten Tagen wurde der Vorfall von denen, die ihn miterlebt hatten, natürlich in der Klasse verbreitet. Mein beherztes Verhalten in der Ball-Angelegenheit trug dann wohl entscheidend dazu bei, dass sich meine Mitschüler bei der nächsten Klassensprecher-Wahl mit großer Mehrheit für mich entschieden.

Es war üblich, dass der Klassensprecher kleine Anliegen der Klasse zu Beginn der Unterrichtsstunde des Lehrers, von dem die Klasse etwas wollte, stehend vortrug. Dazu gehörten ein bisschen Mut und auch etwas diplomatisches Geschick, um das Gewünschte bei dem betreffenden Lehrer zu erreichen. Ich erlaubte mir aber mit der Zeit auch, Lehrer anzusprechen, bevor sie am Ende einer Stunde den Klassenraum verließen, wenn es sich um Anliegen einzelner von uns handelte. Beispielsweise kam es öfters vor, dass ein Klassenkamerad meinte, eine Strafarbeit sei ihm zu Unrecht auferlegt worden. Eine ruhig und höflich unter vier Augen vorgebrachte Bitte verfehlte bei den Lehrern fast nie ihre Wirkung, und so erreichte ich häufig - auch für einzelne - mehr, als diese erwarteten.

Zugute kam mir bei meinen ‚Demarchen‘ für die Klasse nicht nur, dass ich aufgrund meines Alters - ich war beinahe anderthalb Jahre älter als die meisten meiner Klassenkameraden - etwas reifer war,

sondern auch, dass ich ein guter und verlässlicher Schüler war, dem deshalb die Lehrer schwerer etwas abschlugen als einem Schwachmatikus oder Störenfried. Daß ich als Klassensprecher meist erfolgreich agierte, hob mein Ansehen bei den Mitschülern, weshalb sie mich viele Jahre hindurch in meinem Amt bestätigten. Erst am Ende der Mittelstufe stellte ich mich nicht mehr zur Wahl.

Als Klassensprecher genoß ich die Anerkennung meiner Mitschüler sehr. Dass ich bald zu den Besten der Klasse gehörte, war eine zusätzliche Genugtuung für mich, vor allem jedoch ein Ausgleich für die erbärmliche soziale Situation, in welcher ich mit meiner Familie in Niederense leben musste. Über diese Situation sprach ich mit keinem meiner Klassenkameraden. Sie empfand ich als so schämlich, dass ich mich ihrer fast schämte. Es kam mir nie in den Sinn, einen Neheimer Mitschüler zu mir einzuladen – auch keinen befreundeten; erst recht nicht, nachdem ich mehrmals Gelegenheit gehabt hatte, die gutbürgerlichen Wohnungen der Familien einiger meiner Neheimer Klassenkameraden kennenzulernen. Der einzige, der unsere schäbigen Wohnverhältnisse kannte, war mein Niederenser Sportfreund Hermann Lutter – aber der ignorierte sie.

Ich führte, ohne dass ich mir das recht klar machte, als Gymnasiast eine zweigeteilte Existenz: Einerseits war ich der eifrige, erfolgreiche Schüler und angesehene Klassensprecher, andererseits der sich oft minderwertig fühlende Flüchtlingsjunge, der sich wegen seiner sozialen Bedürftigkeit genierte und sie zu verstecken suchte. Diese gespaltene Existenz führte ich im Prinzip bis fast zum Ende meiner Schulzeit. Dann hatte ich durch meine verschiedenen Leistungen endlich mein Selbstbewusstsein so gefestigt, dass ich meinte, meine soziale Benachteiligung und die meiner Familie nicht mehr schamhaft tarnen zu müssen. Daß es mir 1955 gelang, Abitur zu machen und damit zu den wenigen aufzuschließen, die im Dorf solch eine ‚Bildungsstufe‘ erreicht hatten, bestärkte mich vollends in der Überzeugung, dass ich es nicht mehr nötig hatte, mich wegen unserer materiellen und sozialen Defizite als Vertriebener mit Minderwertigkeitsgefühlen zu plagen.

Heimsuchungen und Enttäuschungen

Familien-Katastrophen

Schon im Spätsommer 1947 schwante der Mutter nichts Gutes, und sehr bald war sie sich dessen sicher: Sie war schwanger. Ihren zwei- und vierzigsten Geburtstag im November 1947 mußte sie in der kummervollen Gewissheit begehen, dass sie am Ende des kommenden Winters noch ein sechstes Kind gebären würde.

Angesichts ihres Alters und der desolaten Lebensumstände ihrer Familie muß das für sie, aber auch für den Vater eine niederschmetternde Aussicht gewesen sein. Die Geburt des zu erwartenden Kindes eventuell mit zweifelhaften Mitteln zu verhindern, kam für die Eltern nicht in Betracht. Sie waren beide tief gläubig und betrachteten Kinder als segensreiche Geschenke Gottes – wenn es diesmal auch danach aussah, als würde die nicht mehr abzuwendende Vergrößerung der Familie eher eine harte Schickung Gottes werden.

Je weiter die Schwangerschaft fortschritt, desto mehr machte sie der Mutter auch körperlich und gesundheitlich zu schaffen. Uns Kindern verschwiegen die Eltern so lange wie irgend möglich, dass sich die Mutter in anderen Umständen befand. Mir war zum ersten Mal im Herbst 1947 die Veränderung der Mutter aufgefallen, als ich sie in Neheim nach der Schule auf dem kleinen Bahnsteig der Haltestation traf, von der aus wir mit dem Zug gemeinsam nach Niederense zurückfahren. Die Mutter war am Vormittag in der Stadt gewesen, um einige Besorgungen zu machen. Da sie mir ansah, dass ich ‚etwas gemerkt‘ hatte, vertraute sie mir an, dass wir ein weiteres Geschwisterchen zu erwarten hätten.

In den letzten Monaten der Schwangerschaft schwoll ihr Leib stark an. Sie musste befürchten, dass sie ein besonders schergewichtiges Kind austrug und dass ihr deshalb wohl eine schwierige Geburt bevorstand. Trotz der wachsenden körperlichen Beschwerden konnte die Mutter

die häuslichen Arbeiten für die große Familie nicht einschränken. Dennoch hörten wir Kinder sie niemals laut klagen.

Ende Februar 1948 setzten die Wehen ein. Die Geburt stand unmittelbar bevor. In Anbetracht unserer Wohnsituation war an eine Hausgeburt nicht zu denken. (Wir fünf noch in Schlesien geborenen Kinder waren mit Unterstützung einer Hebamme alle zu Hause zur Welt gekommen.) Die Mutter wurde in ein von katholischen Schwestern geführtes kleines Krankenhaus im Nachbarort Bremen gebracht. Die Geburt erwies sich in der Tat als schwierig, ja gefährlich, zumal sich rasch herausstellte, dass nicht ein, sondern zwei Kinder aus dem Mutterleib drängten. Die Mutter gebar Zwillinge!

Wegen der komplizierten Geburt war es zunächst sehr zweifelhaft, ob die beiden neugeborenen Jungen mit dem Leben davonkommen würden. Dr. Schaeffer, ein älterer erfahrener Landarzt, welcher der Mutter beistand, glaubte offenbar nicht, dass die beiden Säuglinge überleben würden. So entschloß er sich rasch zur Nottaufe und gab den beiden Jungen die Namen Max und Moritz. Der Arzt kämpfte jedoch weiter um das Leben der beiden Säuglinge, und tatsächlich gelang es ihm und den Schwestern doch noch, die zwei Neugeborenen am Leben zu erhalten.

Der Zweitgeborene der Zwillinge indes hatte die Geburt nicht ganz ohne Schaden überstanden. Sein Kopf war beim Geburtsvorgang gequetscht worden. Zunächst schien es indes so, als sei doch noch alles gut gegangen (Der Schaden machte sich erst anderthalb Jahrzehnte später bemerkbar, war zum Glück aber reparabel.). Die Mutter erholte sich Gott sei Dank bald von der schweren Geburt und kehrte in unsere beengte Wohnung zurück.

Die beiden neuen kleinen Brüder, die bei der regulären Taufe die Namen Werner und Hartmut erhielten, mussten nun ebenfalls noch im Schlafzimmer der Eltern untergebracht werden. Denn immer noch bestand für uns keine Aussicht auf eine größere Wohnung. Wir mussten, selbst als nunmehr neunköpfige Familie, weiter mit den zwei mittelgroßen Zimmern in der Bahnhofswirtschaft auskommen. Die

körperliche und seelische Belastung für die Mutter war enorm. Daß sie durchhielt, mutet mich im nachhinein wie ein Wunder an.

Zwillingsgeburten waren damals in dem Dorf etwas ziemlich Seltenes. Als die Mutter im Frühjahr die beiden Säuglinge zuerst ausfahren konnte, wurde sie allenthalben, besonders von Frauen und kleineren Kindern, aufgehalten. Man wollte die winzigen Zwillingsbrüder anschauen und bestaunen. Unverkennbar war, dass auch einheimische Frauen der hart geprüften Flüchtlingsfrau für das, was sie Tag um Tag für ihre Familie leistete, ihren Respekt bekundeten – was der Mutter guttat.

Es standen ihr freilich weitere schwere Jahre bevor. Schon die lange Kriegszeit hatte viel von ihr verlangt, auch wenn ihr damals eine ausnehmend tüchtige und loyale junge Haushaltshilfe zur Seite gestanden hatte. Aber in den Jahren 1940 bis 1945, als der Vater in Frankreich und Kroatien Soldat war, hatte die Mutter außer uns Kindern das Haus und den Garten zu versorgen sowie das Lebensmittel-Geschäft weiterzuführen gehabt. Flucht und Vertreibung zusammen mit fünf Kindern durchzustehen – das jüngste noch im Säuglingsalter – kostete sie viel Lebenskraft.

Nun, im westdeutschen Niederense, lebten wir zwar in Frieden und Freiheit, aber unsere materielle Not war derart, dass die Mutter weiterhin mehr als alle anderen Familien-Mitglieder unter ihr zu leiden hatte. Sie war unausgesetzt und bei weitem am meisten gefordert. Seit 1940 hatte sie nie eine längere Pause einlegen, geschweige denn Ferien machen können.

Erst das 1950 in der Bundesrepublik gegründete Müttergenesungswerk verschaffte der ständig Überforderten einen wirklichen Urlaub. Im Spätsommer 1951 durfte sie auf Einladung dieser neuen segensreichen Einrichtung in einem Heim auf der Nordsee-Insel Juist zusammen mit anderen gesundheitlich gefährdeten oder permanent überlasteten Müttern einen dreiwöchigen Urlaub verbringen. Sie genöß diese sorgenfreien, entspannten Wochen in vollen Zügen. Etwas Ähnliches hatte sie, auch in jungen Jahren und vor ihrer Ehe, nie erlebt. Aus der Post, die wir von ihr erhielten, ersahen wir, wie

glücklich sie sich fühlte. In dem Juister Heim hatte die Mutter ausreichend Muße, um in Ruhe lesen, sich unterhalten, Spaziergänge am Strand machen oder mit anderen gemeinsam singen zu können. Sie kam ausgeruht und gekräftigt zurück.

Indes, die Erholung hielt nicht lange vor. Kaum war die Mutter zurück, musste sie notgedrungen die alten Lasten in der Familie wieder schultern. Mehr als eine schöne Atempause war der Juist-Aufenthalt für die fast Sechsvierzigjährige nicht gewesen. Es sollte der einzige sorgenfreie Urlaub ihres arbeitsreichen Lebens gewesen sein.

Schon bald machte sich stärker bemerkbar, was Sympton einer unablässigen physischen und seelischen Überbeanspruchung war: Die Mutter litt bereits seit einiger Zeit an periodisch auftretenden Kopfschmerzen, die immer ärger wurden.

Seit kurzem praktizierte in Niederense ein junger Mediziner. Er war der Sohn des Arztes, der unseren Zwillingsbrüdern auf die Welt geholfen hatte. Der junge Dr. Schaeffer gab sich große Mühe, um der Mutter Erleichterung zu verschaffen. Unter anderem ließ er sie Blutegel an die Schläfen ansetzen, die nach einer Weile, wenn sie sich mit Blut vollgesogen hatten, in zwei bereitstehende, mit Wasser gefüllte Gläser herabfielen. Auf diese Weise glaubte der Arzt Mutters überhöhten Blutdruck, den er als Grundursache der Kopfschmerzen ansah, absenken zu können. Wenn er uns ältere Kinder im Dorf traf, sprach er besorgt auf uns ein und beschwor uns, die Mutter möglichst zu schonen, sonst würde sie nicht mehr lange durchhalten.

Diese jedoch schonte sich selbst nicht. Sie mutete sich im Gegenteil noch mehr zu. So übernahm sie es, die schmutzige Sportkleidung der Ersten Fußball-Mannschaft des TuS Niederense zu waschen (mit der Hand, wohlgemerkt!) und zu bügeln. Sie wollte ein bisschen dazuverdienen, weil der Lohn, den der Vater als nunmehriger Streckenwärter der Kleinbahn heimbrachte, nach wie vor allzu knapp ausfiel.

Die unablässig tätige Mutter blieb uns bloß noch wenige Jahre erhalten. Nur anderthalb Monate nach ihrer Silber-Hochzeit (ich studierte damals schon an der Universität Münster) starb sie, zweiundfünfzigjährig, am 7. November 1957 an einem Hirnschlag, ohne ihre schlesische Heimat noch

einmal wiedergesehen zu haben. Ihr früher Tod war für unsere kinderreiche Familie eine noch schlimmere Katastrophe als die Geburt der Zwillinge im Februar 1948.

Es fiel mir schwer, beim Tode der Mutter, der auch mich persönlich schwer traf, die bekannten Verse des 90. Psalms „Unser Leben ... wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“ nicht als bittere Ironie zu verstehen, denn „Mühe und Arbeit“, das war das Leben der so selbstlosen und treu sorgenden Mutter in der Tat gewesen. Aber ob sie das je auch als „köstlich“ empfunden hat, wage ich sehr zu bezweifeln. Die Mutter war diejenige von uns, die nur die Mühen der Anpassung an das neue Leben in Westdeutschland zu kosten bekam, aber kaum mehr etwas von den Früchten.

Ein Gewissen im Koma

Das Jahr 1948 brachte den Westzonen die Währungsreform. Auch drei Jahre nach dem Zusammenbruch der braunen Diktatur und dem Ende des Krieges war das Warenangebot noch dürftig. Für das alte Zahlungsmittel Reichsmark konnte man nur wenig bekommen. Das änderte sich schlagartig nach der Ausgabe der neuen Währung – der Deutschen Mark – am 21. Juni. Nur wenige Tage danach durfte man darüber staunen, wie voll die Regale in den Geschäften waren und wie verlockend ihre Schaufenster bestückt waren.

Allerdings konnte man sich von den neuen Herrlichkeiten zunächst bloß wenig leisten. Denn am Tag der Währungsreform hatten alle Bürger der westlichen Zonen nur ein sogenanntes Kopfgeld von 40,- Deutsch-Mark bekommen, zu denen kurze Zeit später nochmals 20,- DM hinzukamen. Dennoch nahmen Handel und Geschäfte einen frappierenden Aufschwung, weil zugleich mit der Geldreform die freie Marktwirtschaft eingeführt worden war. Der Kunde wurde, da er mit der neuen Mark bezahlen konnte, von den Geschäftsleuten mit einem Male wieder geschätzt und umworben.

Zwar konnten die sparsamen und vorsichtigen Eltern, die sich um keinen Preis verschulden wollten, mit dem knappen neuen Geld keine großen Sprünge machen, doch nach und nach wurde es ihnen nun

möglich, das eine oder andere dringend Benötigte zu erstehen, das vorher mit der wertarmen Reichsmark nicht zu haben gewesen war.

Wenn ich mittags nach Schulschluß zu meiner Kleinbahn-Haltestelle unterwegs war, kam ich an den beiden großen Schaufenstern eines Geschäftes vorüber, in deren einem gleich nach der Währungsreform ein funkelnagelneues Herrenfahrrad der Firma Miele ausgestellt war. Das stach mir in die Augen. Der Preis allerdings – hundertundzwanzig neue Mark – erschien mir schwindelerregend hoch. Die Eltern dazu zu überreden, mir dieses Rad zu kaufen, schien mir deshalb aussichtslos.

Und doch hätte ich zu gern ein Fahrrad gehabt. Mit einem Rad war man unabhängig vom Fahrplan der Züge, man brauchte keine Monatskarte mehr zu bezahlen, man war auch sonst viel mobiler und konnte manche schöne Tour allein oder mit Freunden unternehmen. Kurzum, nichts schien mir wünschenswerter als der Besitz eines Fahrrades.

Die Chance jedoch, es auf normalem Wege zu bekommen, war für mich gleich Null. Als ich nämlich wagte, die Eltern schüchtern darum zu bitten, vielleicht jeden Monat, wenn der Vater seinen Lohn bekommen hatte, zehn oder fünfzehn Mark zurückzulegen, um so die für den Kauf erforderliche Summe anzusparen, gaben sie mir klar zu verstehen, dass das keinesfalls in Frage käme: Es würde sonst das Geld für den Unterhalt der großen Familie nicht mehr reichen.

Diese Antwort brachte mich auf eine verwegene Idee. Wie wäre es, wenn ich den Eltern bewiese, dass es sehr wohl möglich wäre, im Laufe mehrerer Monate genügend Geld von Vaters Lohn für den Kauf eines Fahrrades abzuzweigen, ohne dass die ganze Familie mehr Not litte als vorher? Die Verlockung, diesen Gedanken in die Tat umzusetzen, wurde durch einen bedenklichen Umstand verstärkt: Die Mutter deponierte ihr monatliches Haushaltsgeld vertrauensselig in dem unverschießbaren Küchen-Schränkchen, das der Vater gebastelt hatte und das in dem Küchen-Raum aufgestellt worden war, in dem ich als einziger schlief.

Dreist beschloß ich, am späten Abend, wenn die ganze übrige Familie in dem anderen Zimmer zu Bett gegangen war, alle zwei oder drei Wochen aus dem armseligen Küchen-Schränkchen einen Zehn- oder gar einen Zwanzig-Mark-Schein zu entnehmen und an einem sicheren Platz zu verstecken. Gedacht – getan.

Bald geschah, was geschehen musste. Ich hörte, wie die Mutter dem Vater gegenüber äußerte, dass sie etwas von ihrem Haushaltsgeld vermisse. Gestern, meinte sie, hätten doch noch achtzig Mark in dem Schränkchen gelegen, es seien aber nur noch siebenzig da. Sie zuckte resignierend mit den Schultern, denn ganz sicher war sie ihrer Sache nicht.

Ich war vorsichtig und geschickt genug, längere Zeit verstreichen zu lassen, ehe ich wieder etwas Geld entwendete. Dennoch zeigte sich die Mutter nun öfter beunruhigt, weil sie in dem Schränkchen weniger Geld vorfand, als sie hineingelegt zu haben meinte. Aber völlig sicher war sie nie, weshalb sie sich dann wieder beruhigte in der Meinung, sich doch wohl getäuscht zu haben. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, dass jemand aus der Familie sie bestahl. Und so fiel auch keinerlei Verdacht auf mich.

Mit der geschilderten Vorgehensweise gelang es mir tatsächlich, bis Weihnachten insgesamt hundertundzwanzig Mark auf die Seite zu bringen, ohne dass mein niederträchtiges Tun entdeckt wurde.

Am 24. Dezember vormittags – es war ein kühler und trockener Tag, noch war kein Schnee gefallen – entfernte ich mich unter dem Vorwand, ich müsste noch mal ins Dorf zu meinem Schulfreund Hermann. In Wahrheit fuhr ich mit der Kleinbahn nach Neheim-Hüsten. Dort angekommen, begab ich mich auf dem schnellsten Wege und mit vor Aufregung heftig pochendem Herzen in das Geschäft, in dessen Schaufenster seit langem das von mir so sehr begehrte Miele-Fahrrad glänzte.

In dem Laden war außer mir kein anderer Kunde. Als ich meinen Kaufwunsch vorbrachte, schaute mich der Ladeninhaber ziemlich verwundert an: ein Fünfzehnjähriger, der an Heiligabend selbständig

ein ja nicht ganz billiges Fahrrad erstehen wollte – das war weiß Gott nichts Alltägliches. Doch da ich nicht wie ein Dieb oder Hallodri aussah, hatte er keinen Anlaß, mir wegen der recht ansehnlichen Summe, die ich ihm da auf den Ladentisch blätterte, zu misstrauen. Schließlich war die Sache ja für ihn auch ein einträgliches Geschäft. Daher zögerte er nicht weiter, sondern prüfte den Luftdruck der Reifen, schraubte den Sattel in der für mich passenden Höhe fest und übergab mir dann das neue Gefährt. Freudig erregt nahm ich es in Empfang, radelte eilig damit aus der Stadt und dann an der Möhne entlang zurück nach Niederense. Auf einem Umweg gelangte ich zu dem Haus der Lutters, wo mich Hermann schon erwartete. Er half mir, das neuerworbene gute Stück im Keller unterzustellen. Am Abend, kurz vor der Einbescherung, wollte ich es abholen.

Gespannter als sonst sah ich dem Christ-Abend entgegen. Ich konnte es kaum erwarten, zu erleben, wie überrascht und verblüfft Eltern und Geschwister sein würden. Besonders fieberte ich dem Triumph entgegen, den ich glaubte auskosten zu können, wenn ich den Eltern unter Hinweis auf das dann vor ihnen stehende neue Rad bewiesen hätte, dass ich doch recht gehabt hatte mit meinem Glauben daran, dass die Familie auch ohne das von mir beiseite geschaffte Geld hatte auskommen können. Zwar war mir irgendwo tief im Innern doch nicht ganz so wohl bei der Vorstellung, wie meine monatelang heimlich vorbereitete Aktion aufgenommen werden würde, aber noch lag mir unbegreiflicherweise der Gedanke fern, dass ich etwas Unerhörtes getan hatte.

Im Laufe des Nachmittags traf noch ein Gast ein – Onkel Alfred, ein schon als Kleinkind erblindeter Bruder der Mutter. Er lebte seit der Vertreibung aus seiner oberschlesischen Heimat in einer Art Heim im westfälischen Stukenbrock. Trotz der wohnungsmäßigen und sozialen Notsituation, in der wir uns befanden, hatte die großherzige Mutter ihren blinden Bruder zu uns eingeladen, damit er die Weihnachtstage nicht allein in seinem Heim verbringen müsste. (Der blinde Mann war bemerkenswerterweise nicht von seinen Geschwistern Walter und Emilie eingeladen worden, die seit den zwanziger bzw. dreißiger Jahren in angenehmen Verhältnissen im Saarland lebten und den Krieg ohne Schaden und Verluste überstanden hatten.)

Nach dem Besuch der Christ-Vesper und dem Abendessen, das nach alter schlesischer Tradition bei uns aus weißen Kalbfleisch-Würstchen, Brot, Sauerkraut und der süßen dunkelbraunen ‚polnischen Soße‘ bestand, entfernte ich mich rasch unter einem Vorwand, um das Rad rechtzeitig zur Einbescherung zur Hand zu haben. Als diese beginnen sollte, holte ich das erst vor einigen Stunden erworbene Miele-Produkt die Treppe hoch, rollte es in die Stube und lehnte es in der Nähe des schlicht geschmückten Christbaums an den Tisch. Die ganze in dem Raum versammelte Familie schaute mir sprachlos zu. Dann kamen natürlich gleich die Fragen: „Was ist das für ein Rad? Wo hast du das her? Wem gehört das?“ Da meinte ich, nun sei mein großer Augenblick gekommen, und ich erklärte rasch und voller Genugtuung, wie ich es angestellt hatte, um in den Besitz dieses nagelneuen Gefährts zu kommen.

Aber falls ich wirklich geglaubt hatte, nun würden Eltern und Geschwister nach der ersten Verblüffung anerkennen, was für ein fabuloser Streich mir da gelungen war, begriff ich jetzt innerhalb weniger Minuten, dass ich mich einer aberwitzigen Selbst-Täuschung hingegeben hatte. Als ich nämlich meine Erklärung beendet hatte, hörte alles Fragen schlagartig auf, und es trat ein bleiernes Schweigen ein. Die Eltern schauten sich an, fassungslos und blaß, dann standen sie auf und verließen zusammen mit Onkel Alfred, welcher der Szene ebenfalls entgeistert beigewohnt hatte, wortlos das Zimmer. Ich blieb mit den Geschwistern wie vor den Kopf geschlagen zurück.

Der Heilige Abend des Jahres 1948 wurde für mich der bedrückendste Vorabend des Weihnachtsfestes, den ich bis dahin erlebt hatte. Zudem hatte ich natürlich der ganzen Familie den Heiligen Abend und die Weihnachtstage auf unverzeihliche und unerträgliche Weise verdorben. Am schlimmsten war für mich, dass die Eltern nicht schimpften und mir keine lauten Vorwürfe machten. Das Entsetzen darüber, dass ich, dem sie unter Opfern den weiteren Besuch des Gymnasiums ermöglichten, ihr Vertrauen missbraucht und sie heimlich bestohlen hatte, machte sie stumm. Nie hätten sie mir solch eine Übeltat zugekraut. Sie vermieden es tagelang, mich anzusehen, und sprachen mit mir nur das Nötigste.

Erst das anhaltende Schweigen der Eltern bewirkte, dass mir endlich wieder das Gewissen schlug, das ich so lange mit Schein-Gründen erfolgreich zum Schweigen gebracht hatte, um mir nicht das kraß Egoistische meines Tuns eingestehen zu müssen. In meiner Zerknirschung konnte ich nun nur eines tun: mir vornehmen, jede künftige Gelegenheit zu einer irgendwie gearteten Wiedergutmachung zu nutzen, um so das Vertrauen der Eltern zurückzugewinnen.

Dazu gehörte jedenfalls auch, dass ich mich in jeder Weise darum bemühte, in der Schule bestmögliche Leistungen zu erbringen. Das gelang mir. Bis zum Ende des Schuljahrs avancierte ich zum Klassenbesten. Zu meiner Erleichterung, aber zugleich auch zu meiner Beschämung trugen mir die Eltern mein schändliches Fehlverhalten doch nicht allzulange nach. Auch erzählten sie keinem Außenstehenden von der Dieberei ihres ältesten Sohnes. Ich versuchte deshalb alles, um sie in der Hoffnung zu bestärken, dass ihnen ihr Ältester etwas Ähnliches nie wieder antun würde.

Man muß die ganze Geschichte wohl auch als ein Lehrstück dafür betrachten, was für hässliche Ausgeburten der Mangel zeitigen kann – selbst bei Menschen und in Familien, denen normalerweise nichts ferner liegt als kriminelles Handeln. Hier war es speziell die andauernde Mangelsituation, unter der wir Zuwanderer litten. Ich wollte als halbwüchsiger Vertriebenen-Junge gegenüber meinem einheimischen Klassenfreund wenigstens in einem Punkt endlich nicht länger materiell benachteiligt sein. Wahrscheinlich ist dies das stärkste unbewusste Motiv für mein bedenkenloses Vorgehen gewesen.

Als Altlutheraner in der westdeutschen Diaspora

Die Eltern waren strenggläubige und kirchentreue Altlutheraner, wie man die Angehörigen der 1841 in Breslau gegründeten ‚Evangelisch-Lutherischen Kirche in Preußen‘ meist nannte.

Im neunzehnten Jahrhundert hatten sich die schlesischen Altlutheraner im Widerstand gegen den preußischen Staat als selbständige Glaubensgemeinschaft durchgesetzt und bildeten mehrere Schwerpunkt-Gemeinden in ihrer Heimat-Provinz. 1945 waren diese ostdeutschen Lutheraner infolge von Flucht und Vertreibung zerstreut worden und lebten nun größtenteils an den verschiedensten Orten in Westdeutschland. Die Kirchenleitung versuchte im Verein mit den Pfarrern, die den Krieg überlebt hatten, die Zerstreuten zu sammeln. Es entstanden auf diese Weise kleine Diaspora-Gemeinden – eine davon auch in Neheim-Hüsten.

Sie gehörte als Predigtort zu der evangelisch-lutherischen Parochie Dortmund. Ein gutes Dutzend altlutherischer Familien, die nach ihrer Vertreibung und Deportation in den Einzugsbereich Neheim-Hüstens verschlagen worden waren, traf sich schon seit 1947 im Abstand von mehreren Wochen zu Gottesdiensten in einem Hüstener Gasthof-Saal und, etwas später, in der Privatwohnung eines ausgebombten Essener Ehepaares, das im gleichen Ortsteil lebte. Dem Predigtort Neheim-Hüsten war als betreuender Geistlicher ein Pastor namens Fuhrmann zugewiesen worden. Ihn hatten die Polen aus dem oberschlesischen Oppeln vertrieben. Er amtierte nun als Pfarrer einer größeren altlutherischen Gemeinde in Dortmund. Unsere Familie nahm an den Gottesdiensten in Hüsten regelmäßig teil.

Unter den anderen Gottesdienst-Besuchern fiel mir besonders ein verwitweter hochgewachsener älterer Herr mit Namen Wodtke auf. Als er zum ersten Mal zu einem der Gottesdienste in der Hüstener Privatwohnung erschien, war Pastor Fuhrmann aufs höchste überrascht und zugleich zuinnerst bewegt. Er schritt rasch auf ihn zu und umarmte ihn herzlich. Herr Wodtke war ebenso gerührt. Er war vor der Vertreibung Glied der Gemeinde Fuhrmanns in Oppeln gewesen, wo er eine große Fabrik besessen hatte. Mich beeindruckte das herzbewegende Wiedersehen der beiden, weil ich vorher noch nie erlebt hatte, dass sich nicht-verwandte Männer umarmten.

In der Folgezeit wurde der ehemalige Industrielle mehrmals von seiner schönen, dunkellockigen Tochter begleitet, deren Erscheinung von der übrigen biedereren Teilnehmern an den gottesdienstlichen Feiern

auffällig abstach. Die Wodtke-Tochter war Kunst-Studentin. Sie fertigte eine Bleistift-Zeichnung an, die einen Christus-Kopf mit der Dornenkrone zeigte. Diese Zeichnung diente bei den Hüstener Gottesdiensten als kleines behelfsmäßiges Altar-Bild. Ich bewunderte die künstlerische Fertigkeit der Studentin und musste mir beim Anblick ihrer Arbeit beschämt eingestehen, wie weit ich doch mit meinen eigenen zeichnerischen Bemühungen noch zurück war.

Die Eltern nahmen mich und die beiden älteren Schwestern zu den vierwöchentlich abgehaltenen Gottesdiensten möglichst immer mit in der Hoffnung, uns auf diese Weise zu solch treu-frommen Lutheranern zu machen, wie sie selbst es waren. Daheim wurde vor und nach jeder gemeinsamen Mahlzeit gebetet. Abends versammelte der Vater die Familie um den Küchentisch und hielt den Abendsegen. Er verlas dabei ein Kalenderblatt mit Auslegungen eines Bibelspruchs, die von altlutherischen Theologen verfasst waren, sprach ein Abendgebet und sang mit uns einen zu der jeweiligen Phase des Kirchenjahres passenden Gesangbuch-Choral.

Auf für uns unerklärlichen Wegen muss schon etwa zwei Jahre nach Kriegsende die lutherische Missouri-Synode im amerikanischen St. Louis von unserer Vertriebenen-Existenz im westfälischen Niederense erfahren haben. Denn sehr bald, nachdem auch unsere Familie mit etlichen der berühmten CARE-Pakete beglückt worden war (sie enthielten unter anderem Konserven, Reis, Mehl und Erdnussbutter), bekamen wir eine Zeitlang Pakete mit einem ähnlichen Inhalt von den Glaubensbrüdern am Missouri. Sie hatten aber auch noch einige getragene Kleidungsstücke sowie ein oder zwei Exemplare der geistlichen Zeitschrift ‚Der Lutheraner‘ mit eingepackt. Die forciert erbaulichen Artikel darin waren in einem für uns etwas befremdlichen, weil altertümelnden und salbungsvollen Deutsch geschrieben. Der Empfang der amerikanischen Pakete war immer eine große Sache, und wir waren den uns namentlich unbekanntem fernem Spendern unendlich dankbar für die inhaltsreichen Sendungen.

Da in Niederense keine eigenständige evangelische Gemeinde existierte, wurden die wenigen Protestanten, die es seit dem Zuzug von Ausgebombten, Flüchtlingen und Vertriebenen im Dorf gab, von

einem protestantischen Pfarrer aus dem benachbarten Neheim kirchlich betreut. Dort bestand eine größere unierte Gemeinde mit einer eigenen Kirche und einem dazugehörigen Pfarrhaus. In Neheim, das bis 1800 rein katholisch gewesen war, hatte im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts die Zahl der evangelischen Christen erheblich zugenommen. In den fünfziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts dann lebten in der Zwei-Flüsse-Stadt an die viertausend Protestanten.

Der Neheimer Pfarrer, ein silberhaariger Hüne von Mann, der nun regelmäßig nach Niederense kam, hieß Frederking und amtierte bereits seit 1931 in der Kleinstadt-Gemeinde. Er unterrichtete nebenamtlich das Fach Evangelische Religion am Jungen-Gymnasium – auch in meiner Klasse. Alle vierzehn Tage kam er sonntags nach Niederense und hielt da in der Anna-Kapelle, welche die katholische Gemeinde für diesen Zweck zur Verfügung stellte, einen Gottesdienst für die kleine Schar von Protestanten, die in den ersten Nachkriegsjahren in dem Dorf an der Haar untergekommen waren.

Da meine älteste Schwester Dorothea und ich im Konfirmanden-Alter waren, machten sich die Eltern Gedanken darüber, wie wir am besten auf die Einsegnung vorbereitet werden könnten. Für diese kam nach ihrer unverrückbaren Überzeugung die unierte Kirche nicht in Betracht. Wir fühlten uns auch der kleinen evangelischen Gemeinde in Niederense nur halb und notgedrungen zugehörig. Die Anpassung an die einheimische Dorf-Gesellschaft wäre uns natürlich viel leichter geworden, wären wir Katholiken gewesen. Daß wir, die Familie Nickisch, auch noch nicht einmal ‚normale‘ Protestanten waren, erschwerte uns die Eingliederung in die dörfliche Gemeinschaft zusätzlich. Ein stiller Herzenswunsch der Eltern war es darum, einmal in einer möglichst rein altlutherischen Umgebung zu leben. Daß dieser Wunsch auf nicht absehbare Zeit keine Aussicht auf Erfüllung hatte, war ihnen allerdings klar.

Um jedoch ihre Kinder auch in der Diaspora-Situation so eng wie unter den gegebenen ungünstigen Umständen irgend möglich an die altlutherische Kirche zu binden, schickten die Eltern meine Schwester und mich nicht in den Konfirmanden-Unterricht der evangelischen

Kirche in Neheim, sondern zu mehrtägigen Konfirmanden-Freizeiten, die das altlutherische Oberkirchen-Kollegium an verschiedenen Orten Westfalens organisierte. Drei dieser Freizeiten besuchten meine Schwester und ich im Lauf des Jahres 1948: eine im bergischen Radevormwald, eine weitere in Essen und eine dritte und letzte in Dortmund, wo Herr Fuhrmann als Pastor wirkte.

Während die Kleinstadt Radevormwald den Krieg recht glimpflich überstanden hatte, sahen die Großstädte Essen und Dortmund fürchterlich aus. Es gab dort ganze Straßenzüge, die nur mehr aus großen, von Unkraut überwucherten Trümmerhaufen bestanden.

Im bergischen Radevormwald beherbergten und beköstigten uns zwei kleinbürgerliche Familien, deren schlichte Häuser nicht weit von der altlutherischen Kirche standen, in der der Gemeindepfarrer Voelkel die Unterrichtsstunden während der einwöchigen Vorbereitungszeit abhielt.

In Essen waren wir während der Freizeit bei einem älteren Ehepaar Rappaport untergebracht. Es wohnte zusammen mit einem jungen Pastor und seiner Frau in einer Villa, die vom Krieg verschont geblieben war, und verfügte sogar über ein Auto, in welchem Herr Rappaport nach dem Frühstück in sein Büro fuhr. Er bekleidete anscheinend einen wichtigen Posten in der Industrie. In seiner schwarzen Limousine nahm er uns zu unserem vormittäglichen Konfirmanden-Unterricht mit.

In Dortmund wohnten wir bei einem kinderlosen Ehepaar namens Reiter. Der Mann arbeitete bei den Städtischen Verkehrsbetrieben als Straßenbahnfahrer. Zwischen trostlosen Steinhaufen und Häuser-Ruinen hatte die Dortmunder altlutherische Gemeinde eine Baracken-Kirche errichtet, in deren Sakristei wir zusammen mit einigen anderen gleichaltrigen Kindern bei Pastor Fuhrmann Bibel-Sprüche, Gesangbuch-Verse und die Artikel des Kleinen Lutherschen Katechismus paukten.

Dorotheas und meine Konfirmation sollte im Frühjahr 1949 in Hüsten am Sonntag Quasimodogeniti stattfinden.

Die Eltern fragten sich sorgenvoll, wie sie es fertigbringen sollten, uns für den feierlichen Anlaß angemessen auszustatten. Da erfreute uns völlig unerwartet ein Geldsegen, den sie kurioserweise mir zu verdanken hatten. Ich war in der Quarta wegen meines sehr guten Osterzeugnisses, mit dem ich in die Untertertia versetzt wurde, zum Klassenbesten aufgerückt. Mit dem Zeugnis übergab mir der Klassenlehrer Wappelt einen Brief an den Vater. Dabei eröffnete er mir und der Klasse, dass der Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen mir für meine überdurchschnittlichen schulischen Leistungen eine Prämie gewährt habe. Nach meiner Erinnerung bestand die Prämie aus zweihundertundfünfzig Mark.

Das war für uns in unserer damaligen Lage, ein dreiviertel Jahr nach der Währungsreform, ein beträchtliches Sümmchen. Die Eltern kauften mir von dem Prämiengeld einen dunklen Anzug, ein Oberhemd, eine Krawatte und ein Paar Halbschuhe für die Konfirmation. Dorothea erhielt ein dunkles Kleid mit weißem Kragen. So waren wir für den Einsegnungstag ansprechend eingekleidet.

Dem Akt der Konfirmation selbst, die am 24. April 1949 in dem schon erwähnten Hüstener Gasthaus-Saal stattfand, gingen Beichte und Prüfung voraus. Bei den Altlutheranern war es damals üblich, dass sich die Konfirmanden anlässlich der Einsegnung einer sogenannten Einzel- oder Privatbeichte unterzogen. Sie wurde mir von dem Pastor in einem separaten Raum abgenommen. Er erwartete da von mir ein eingehendes Bekenntnis meiner Sünden. Ich aber empfand es als hochgradig peinlich und quälend, dass ein mir ziemlich fremder Mensch das Recht haben sollte, mit seinen Fragen und Forderungen derart in mein Inneres einzudringen, und gab deshalb nur widerwillig und einsilbig Auskunft. Ich kam mir vor wie jemand, den man zwingt, sich aushorchen zu lassen und sein Inneres zu entblößen.

Nach der Erteilung der Absolution versuchte mir der Geistliche noch den Gedanken schmackhaft zu machen, ich könnte ja vielleicht später einmal als Missionar für die evangelisch-lutherische Kirche im heidnischen Afrika wirken (er hatte von den Eltern gehört, dass ich ein guter Schüler war und dass mir besonders das Sprachen-Lernen Spaß

machte). Doch ich verspürte wenig Neigung, mich mit diesem Gedanken auch nur vorübergehend anzufreunden.

Prüfung und Einsegnung verliefen dann in gewohnter Weise und Form. Die Mittel, der kirchlichen eine größere häusliche Feier folgen zu lassen, besaßen die Eltern nicht. Auch hatte es uns unsere trostlose Wohnsituation verboten, die zahlreichen Paten nach Niederense einzuladen. Die meisten von ihnen lebten zudem nach der Vertreibung oder nach ihrer Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft so weit weg von uns, dass man ihnen damals eine Reise zu uns nicht hätte zumuten können. Und wir hätten ja auch keine Möglichkeit gehabt, sie bei uns übernachten zu lassen.

Gefühlsmäßig hatten mich die Einsegnung und meine erste Teilnahme am Abendmahl merkwürdig wenig berührt. Das Erlebnis der Einzel-Beichte gar hinterließ bei mir einen faden Geschmack. Ich wollte dergleichen nicht noch einmal erleben.

Vergebliche Hoffnungen

Die Ostdeutschen mochten sich in den ersten Jahren nach ihrer Flucht oder Vertreibung nicht vorstellen, dass sie nicht in absehbarer Zeit in ihre Heimat zurückkehren könnten. Bis dahin galt es, die Erinnerung an diese und ihren erzwungenen Verlust lebendig zu erhalten.

Den völkerrechtlichen Anspruch auf Rückgabe der ostdeutschen Gebiete, die Sowjetrußland, Polen und die Tschechoslowakei seit 1945 besetzt hielten, vertraten die demokratischen Parteien, die in den westlichen Besatzungszonen entstanden waren, und später die Regierung der in Westdeutschland gegründeten Bundesrepublik. Diese Politik, die auf die Rückgewinnung der ostdeutschen Provinzen und auf die Rückkehr ihrer vormaligen Bewohner gerichtet war, wurde von den nunmehr im Westen Deutschlands lebenden Ostpreußen, Schlesiern und Sudetendeutschen eifrig unterstützt. Daher war es nur folgerichtig, dass die ostdeutschen Migranten der westdeutschen Öffentlichkeit zeigten, wie ernst es ihnen mit ihrem

Wunsch war, so bald wie möglich in ihre ostdeutsche Heimat zurückzugehen.

In Niederense lebten seit 1947 schätzungsweise mehr als hundert Vertriebene, ganz überwiegend Schlesier. Eine ehemalige Krankenschwester, die aus dem niederschlesischen Jauer stammende, etwa vierzigjährige Frau Zantner, entfaltete schon sehr früh allerlei Aktivitäten, die auf den Zusammenhalt der Schlesier in ihrem neuen Wohnort abzielten. Die kleine rührige und redegewandte Frau, die ihr glattes dunkles Haar am Hinterkopf zu einem Knoten geflochten trug, besuchte die Familien der Vertriebenen und warb freundlich-bestimmt dafür, sich häufiger auch im größeren Rahmen zu treffen. Sie arrangierte deshalb Feiern, die meist im Festsaal des ‚Lindenhofes‘, des größten Gasthofes am Ort, stattfanden. Besonders eignete sich für solche Treffen die Vorweihnachtszeit. Dann wurde die Zusammenkunft als Weihnachtsfeier gestaltet.

Die Zusammenkünfte begannen in der Regel mit einer kleinen Rede Frau Zantners. Dann sang man Heimat- und Volkslieder und hörte sich Gedichte und kleine lustige Geschichten in schlesischer Mundart an. Wenn das Programm abgewickelt war, blieben die Teilnehmer noch eine Weile bei Kaffee und Kuchen beisammen und tauschten Erinnerungen an die verlorene Heimat und Erlebnisse aus den Tagen der Flucht und Vertreibung aus. Meist beschloß man die Feier mit dem Absingen des gefühlig-wehmütigen Schlesier-Liedes („O du Heimat lieb und traut, ...“) oder auch des nicht weniger eingängig-sentimentalen Riesengebirgs-Liedes („Blaue Berge, grüne Täler, ...“). Mich überredete Frau Zantner einige Male dazu, schlesische Mundart-Gedichte aufzusagen, und in einer der Weihnachtsfeiern trug ich sogar auswendig den Text der Weihnachtsgeschichte nach Lukas 2 vor.

Unsere Mutter bewunderte das couragierte Auftreten und die agitatorische Energie Frau Zantners (sie soll in Berlin als Operationsschwester bei dem berühmten Chirurgen Sauerbruch gearbeitet haben). Besonders imponierte der Mutter, dass diese Frau keine Scheu hatte, öffentliche Ansprachen zu halten, und dass sie der Sache der Vertriebenen so viel Zeit opferte. Wirklich tat Frau Zantner Jahre

hindurch alles Erdenkliche, um das Zusammengehörigkeitsgefühl der vertriebenen Schlesier im westfälischen Niederense zu stärken.

Sie lebte mit ihrer Tochter und ihrem Sohn ebenfalls recht beengt im Oberstock eines Hauses, das einem einheimischen Konditor-Meister gehörte. Ihr Mann war noch in Gefangenschaft. Eines Tages war zu hören, er sei überraschend heimgekehrt. Bald darauf lernten wir ihn auch kennen. Er war erheblich älter und größer als seine Frau und war ein sehr stiller, um nicht zu sagen verschlossener, wortkarger Mann, der bei den Bemühungen seiner Frau für die Niederenser Vertriebenen immer im Hintergrund blieb. Man erfuhr dann – nicht von ihm selbst, denn er sprach nicht über dieses Thema -, dass er vor 1945 nicht Soldat, sondern bei der Polizei gewesen war. Weshalb er so lange als Gefangener festgehalten worden war und nicht wieder in den Polizeidienst übernommen wurde, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Auch Frau Zanter sprach über diese Sache nicht, obwohl sie uns häufiger auch privat besuchte und mit der Mutter recht vertraut war. Herr Zantner fand später eine Beschäftigung in untergeordneter Stellung in einer der Neheimer Lampen-Fabriken.

Eine andere, intimere Art von Treffen, an denen wir in den ersten Jahren nach der Vertreibung teilnahmen, waren Zusammenkünfte, zu denen die Gräfin Strachwitz alljährlich einlud. Sie war mit ihrer Familie – die ehemalige Schlossherrin hatte von ihren elf Kindern noch neun bei sich – im Juli 1946 im Nachbarort Bremen untergekommen und verfügte dort über einen größeren, wohnzimmerartigen Raum, der sich für ein privates Treffen einer kleinen Gruppe von Menschen eignete. Es handelte sich bei dieser Gruppe um die wenigen Schlesier aus Hünern, die im Bahnhof Uelzen Ende Juni 1947 überraschend von den übrigen deportierten Bewohnern ihres Heimatortes getrennt worden waren. Das waren außer unserer Familie und der der Gräfin noch drei oder vier Personen; unter ihnen eine alte ehemalige Dienerin der Grafen-Familie, die unverheiratet gebliebene kropfhalsige Emilie, und das gleichfalls ledig gebliebene kleine, ältliche mausäugige Fräulein Hauff, die Tochter des Hüner'schen Försters.

Das Treffen fand immer am 22. Januar statt. Das war der Tag, an dem im eisig-kalten Winter 1945 unsere Flucht vor der Roten Armee begonnen hatte, der Tag also, an dem sich der Verlust unserer Heimat erstmals abzeichnete. Wir – die Eltern, die beiden älteren Schwestern und ich – machten uns dann zu Fuß auf den fast vier Kilometer langen Weg, der über den windigen Haarstrang nach Bremen führte. Die Gräfin wärmte uns mit einem heißen Tee auf, ehe man sich einige gemütliche Stunden lang den Erinnerungsgesprächen über die schlesische Heimat und die friedlichen Jahre in dem alten Bauerndorf Hünern widmete.

Der Kontakt mit der gräflichen Familie beschränkte sich indes nicht auf das nostalgische winterliche Treffen. Auch in der schönen Jahreszeit ergaben sich Gelegenheiten, die Verbindung zu den Strachwitzens aufrechtzuerhalten. An einem heißen Sommertag des Jahres 1947 zum Beispiel waren meine Schwester Dorothea und ich zu Fuß nach Bremen gewandert, um bei der Gräfin etwas abzuholen. Wir waren barfuß und wenig ansprechend gekleidet. Kaum waren wir angekommen, wurden wir beiden, ganz überraschend, eingeladen, den Geburtstag einer greisen Dame mitzufeiern, die ebenfalls aus Schlesien stammte, mit den Strachwitzens verwandt und bei ihnen zu Gast war. Die Feier zu Ehren der alten Dame – einer Gräfin Schaffgotsch, wenn ich mich recht erinnere – fand im rustikalen Gastzimmer eines einfachen Bremer Landgasthauses statt, wo für die kleine Geburtstagsgesellschaft der Kaffeetisch gedeckt war. Außer Kaffee und Kuchen gab es auch ‚Reibeplätzchen‘ nach westfälischer Art.

Das Gastwirtsehepaar, das bediente, schaute uns beide, die wir da barfüßig und ein wenig abgerissen mit am Tische saßen, ziemlich von oben herab an. Sie fragten sich vermutlich, wie die zwei armen Kinder hier dazwischengeraten sein mochten. Ich kam mir unter den abschätzigen Blicken der Bremer Gastwirtsleute so deplaziert vor wie kaum je wieder. Erträglich machte die Situation für uns Kinder nur, wie souverän die Gräfin und ihr Geburtstag feiernder Gast die unangenehm taxierenden Blicke des Paares ignorierten und wie freundlich sie uns ermunterten, zuzugreifen.

Auch als in späteren Jahren die hiervor beschriebenen Treffen seltener wurden und schließlich gar nicht mehr stattfanden, blieb die Verbindung zwischen der gräflichen und unserer Familie in lockerer Form bestehen. 1952 oder 1953, als die Strachwitzens bereits in einem kleinen Einfamilien-Haus wohnten, das sie mit der finanziellen Hilfe westlicher Verwandter hatten bauen können, bat mich die Gräfin, ihrem Sohn Georg Nachhilfe-Unterricht in Latein zu geben. Er kam mit dem Fach auf dem Gymnasium nicht zurecht. Ich fuhr darum einige Monate lang regelmäßig mit dem Fahrrad nach Bremen und versuchte, dem jungen Grafen in Latein auf die Sprünge zu helfen.

Graf Oskar, das Haupt der Familie, kam erst 1948 oder 1949 aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Er war zwar körperlich unversehrt, aber gesundheitlich und vor allem psychisch so sehr beschädigt, dass er getrennt von seiner Familie im Haus des Bremer katholischen Pfarrers untergebracht werden musste. Bald liefen über ihn und sein Verhalten bedrückende Gerüchte um. So soll er nächtens angefangen haben in seinem Zimmer Holz zu hacken, wobei er einen Stuhl als Holzklotz benutzte. Tagsüber war er in Bremen und Umgebung oft ruhelos unterwegs.

Mir begegnete er einmal in der Nähe des Niederenser Bahnhofs. Der ehemals stattliche, kräftige Mann war stark abgemagert und schlecht rasiert. Er wirkte in seinem abgetragenen Lodenmantel und seinen plumpen Schuhen mit dicken Holzsohlen ein wenig heruntergekommen. Ich erkannte ihn gleich, aber er mich erstaunlicherweise auch, obwohl wir uns zuletzt vor vier oder fünf Jahren gesehen haben mochten. Mit seinem derben Wanderstock gestikulierend, fing er an laut auf mich einzureden. Ich konnte jedoch aus dem, was er sagte, nicht recht klug werden. So entfernte ich mich wieder ziemlich ratlos von ihm.

Man hörte bald mehrfach die Vermutung, dass ihn die Kriegserlebnisse und besonders der Verlust seiner Güter in Schlesien in geistige Verwirrung gestürzt hätten. Für seine Ehefrau und die Kinder wurde er zu einer schmerzlichen Belastung. Dem bedauernswerten Mann war indes nur noch eine kurze Lebensspanne beschieden.

Der enge Zusammenhalt, der anfangs zwischen den Vertriebenen bestand, lockerte sich, je weiter die Zeit fortschritt. Die anfangs gehegte Hoffnung, man werde in Kürze wieder nach Hause zurückkehren können, hielt begreiflicherweise die meisten Ostdeutschen davon ab, sich mit Eifer in die westdeutsche einheimische Gesellschaft einzugliedern. Die Sehnsucht nach einer Rückkehr in die alte Heimat war besonders stark bei denjenigen, welche die Gewissheit hatten, dass Haus und Hof den Krieg fast oder ganz unbeschädigt überstanden hatten. Das traf allerdings bei uns nicht zu. Unser Haus war bei den Kämpfen zwischen Wehrmacht und Roter Armee im Februar 1945 völlig zerstört worden. Das dämpfte in unserer Familie die Sehnsucht nach einer raschen Rückkehr.

Ansonsten neigten die Jüngeren unter den vertriebenen Ostdeutschen mehr dazu, sich der neuen Lebensumgebung anzupassen als auf die Heimkehr zu warten. Allgemein wurde die Hoffnung auf Rückkehr schwächer, als sich im Zeichen des Kalten Krieges das Verhältnis zwischen den Westmächten und den Staaten des Ostblocks abkühlte. Wenn selbst die Wiedervereinigung mit dem östlichen Teil Deutschlands, der inzwischen als eigenständiges Staatsgebilde ‚Deutsche Demokratische Republik‘ hieß, immer unwahrscheinlicher wurde, dann wurde es vollends unwahrscheinlich, dass noch eine Rückgabe der von Polen, der Tschechoslowakei und der Sowjetunion beanspruchten deutschen Ostgebiete und eine Rückwanderung der ehemaligen deutschen Bewohner dahin in Betracht kamen.

Inzwischen gab es bereits die eine oder andere Heirat zwischen Einheimischen und Flüchtlingen. Und als der westdeutsche Staat von 1950 an auf der Grundlage des Lastenausgleichsgesetzes Entschädigungsgelder und Eingliederungshilfen an die Vertriebenen zahlte, nutzten nicht wenige unter ihnen das Geld dazu, mit dem Bau eines Hauses zu beginnen, einen Betrieb oder ein Geschäft zu gründen. Man fasste also immer mehr Fuß in der neuen westdeutschen Heimat und rechnete immer weniger mit einer Heimkehr in die alte ostdeutsche.

Auch bei mir selbst lockerten sich Jahr für Jahr mehr die Bindungen an die Menschen, die mit mir Schlesien hatten verlassen müssen.

Auf irgendeine Weise hatten wir erfahren, dass der größere Teil der Bewohner Hünerns, der 1946 in Uelzen von uns getrennt worden war, im Emsland, und zwar in der Umgebung Meppens, angesiedelt worden war. Von dort erreichten mich im Laufe des Jahres 1947 ein paar mit Bleistift geschriebene Zeilen von Alfred Mai, dem Sohn unserer Nachbarsleute in Hünern. Wir waren Spiel- und später auch Schul-kameraden in der Volksschule gewesen. Ich war über die kleine briefliche Nachricht hochofren und antwortete vergnügt mit einem längeren Brief in der Erwartung, auf diese Weise ein Briefgespräch in Gang bringen zu können. Aber ich erhielt keine Antwort mehr. Das nahm mir die Lust zu weiteren Versuchen, den brieflichen Kontakt aufrechtzuerhalten.

Besuchsreisen ins Emsland zu machen kam aufgrund unserer finanziellen Notsituation nicht in Frage. Auch zwischen den Eltern, die erst 1932 in Hünern zugezogen waren, und den nun bei Meppen lebenden alteingesessenen Hünern'schen Dorfbewohnern kam keinerlei Verbindung mehr zustande. Man lebte zu weit entfernt voneinander und war vollauf damit beschäftigt, sich unter den schwierigen neuen Lebensumständen zu behaupten.

Die Eltern bemühten sich nur darum, nach und nach herauszubekommen, wohin die schlesischen Verwandten nach dem Kriegsende verschlagen worden waren. Das gelang erstaunlicherweise in recht kurzer Zeit. Mit den meisten hielt man dann brieflich Verbindung, und allmählich schaffte man es auch, sich hin und wieder zu besuchen. Aber selbst im Kreise der Verwandten wurden die Kontakte mit den Basen und Vettern, also den Angehörigen meiner Generation, vielfach schon nach wenigen Jahren des Lebens im Westen immer schwächer und rissen dann gutenteils ganz ab. Westdeutsche Bekannte, Freunde und Lebenspartner wurden wichtiger als die aus Schlesien stammenden gleichaltrigen Verwandten, mit denen einen nur noch eine matter werdende wehmütige Erinnerung an die verlorene Heimat verband.

Diese und die dort verlebten Jahre blieben einem zwar in Gedanken und Träumen gegenwärtig. Aber mit der Zeit wurden das Bild der Heimat und die Erinnerung an das vormalige Leben dort immer

schwächer. Überdies wurden auch die Gedanken, die um das Verlorene kreisten, verdrängt durch das, was man nun in der neuen Heimat Tag für Tag erlebte, kennenlernte und zu tun hatte. (Erst ein Viertel-Jahrhundert später eröffnete Polen den vertriebenen Schlesiern die Möglichkeit, ihre alte Heimat wenigstens besuchsweise wiederzusehen.)

Das Zusammenleben mit den Einheimischen wurde schon aus rein praktischen Gründen immer bedeutsamer als die Erinnerung an die Menschen, mit denen man vor Jahren Umgang gehabt hatte. Gerade für junge Leute eröffneten die neue Heimat und die Entwicklung im westlichen Teil Deutschlands, der sich unwahrscheinlich rasch von den desaströsen materiellen Kriegsfolgen erholte, große, verlockende Lebenschancen. Die jedoch konnte nur der ganz nutzen, der sich nicht darauf beschränkte, nostalgisch um das Verlorene zu klagen, sondern der bereit war, den Blick nach vorn zu richten und die neuen Chancen hoffnungsvoll und tatkräftig zu ergreifen.

Bei den Lehmanns und den Heimanns

Noch 1947 wurde es in der Jostschen Bahnhofswirtschaft sehr unruhig.

Bisher hatten in dem geräumigen Hause außer uns und der Familie des Gastwirts noch die des Bahnhofsvorstehers Knierim und eine weitere Vertriebenen-Familie namens Exner gewohnt.

Die vierköpfige Familie Knierim verfügte über eine Dienstwohnung im zweiten Stock. Herr Knierim musste bis zu seiner Dienststelle im Bahnhofsgebäude nur etwa fünfzig Schritt zurücklegen. Seine Arbeit bestand hauptsächlich darin, die ankommenden und abfahrenden Züge abzufertigen. Der meist schlecht rasierte Mittvierziger, der immer seine zerknitterte dunkelblaue Eisenbahner-Uniform anhatte, war auch stets etwas knurrig.

Das Ehepaar Exner wohnte mit seiner kleinen Tochter im Zwischengeschoß. Die Exners waren erheblich später als wir aus Schlesien vertrieben worden und lebten erst seit 1948 in dem Haus. Der leicht verwachsene Herr Exner mochte Anfang vierzig sein. Er kam öfter mal auf einen Sprung zu uns herein. In Schlesien war er, wie er erzählte, ein erfolgreicher Geschäftsmann gewesen und hatte erst spät geheiratet. Seine blonde lebhaftige Frau war beträchtlich jünger als er und drängte ihn unablässig, sich möglichst rasch wieder eine kaufmännische Existenz aufzubauen. Sie hatte es bald satt, in ihrer beengten Wohnung zu hausen und so dürftig zu leben, wie das die allermeisten Vertriebenen in jener Phase der Nachkriegszeit notgedrungen taten. Wirklich blieben die Exners nicht lange im Haus. Herr Exner muß andernorts etwas gefunden haben, was ihm den Neuaufbau eines Geschäfts oder einer Firma ermöglichte – jedenfalls zog er mit seiner kleinen Familie schon nach etwa zwei Jahren aus und verließ Niederense.

Zu dem raschen Weggang der Exners mag auch die oben angesprochene Unruhe beigetragen haben, die bald nach der Jahreswende 1946/47 das Gasthaus erfüllte. Sie hatte folgende Ursache: Ein gewisser Herr Lehmann, der mit seiner Frau und zwei Kindern neu in Niederense aufgetaucht war, richtete in dem im Hochparterre gelegenen Tanz- und Festsaal der Bahnhofswirtschaft einen kleinen Betrieb ein, in welchem maschinell Strickwaren hergestellt wurden. Da dieser Saal, seit wir mit in der Gastwirtschaft hausten, für dörfliche Festivitäten nicht genutzt worden war, hatte Herr Lehmann anscheinend keine Schwierigkeiten gehabt, mit der Gesellschaft, welcher das Gebäude gehörte, einen Mietvertrag für den Saal abzuschließen und vom Amt Bremen die Genehmigung zur Einrichtung eines Gewerbebetriebes zu erhalten.

Dass im selben Gebäude vier Familien mit über einem Dutzend Kindern wohnten, hatte die Soester Direktion der Bahn nicht davon abgehalten, Herrn Lehmanns Wünsche zu erfüllen. So mussten wir es nun hinnehmen, dass die ganze Woche hindurch tagsüber der nur wenig gedämpfte Lärm der Strickmaschinen zu vernehmen war und dass obendrein außer uns und den wartenden Bahnreisenden auch die von dem forschenden Jungunternehmer eingestellten Arbeiterinnen die

Toiletten im hinteren Teil des Hochparterres mit benutzen. Unsere Wohnsituation war also noch um einige Grade unerquicklicher geworden.

Die Verschlechterung der Wohnqualität in der Jostschen Gastwirtschaft bescherte unserer Familie allerdings auch einen kleinen Vorteil. 1950 beendete meine Schwester Dorothea die Schule. Sie hatte die Volksschule nur mit einiger Mühe abgeschlossen. Das Lernen war ihr immer schwergefallen. Daher war für sie der Besuch einer weiterführenden Schule nicht in Betracht gekommen. Kurzentschlossen wandte sich die Mutter nun an den Chef der kleinen Strickwaren-Fabrik im Hause und fragte ihn, ob er nicht noch eine Stelle für ihre älteste Tochter frei hätte. Er hatte. So wurde Dorothea gleich nach ihrem Schul-Abschluß Arbeiterin in Herrn Lehmanns Betrieb. Und auch der Mutter gab er die Möglichkeit, unter der Woche stundenweise in der Fabrik zu arbeiten. Dorothea führte etwas von ihrem Verdienst an die Eltern ab, so dass das monatlich insgesamt verfügbare Familien-Einkommen sich etwas erhöhte.

Herrn Lehmanns Pullover, Strickjacken und –westen schienen gut zu gehen. Denn schon bald suchte er nach einer Möglichkeit, seine Produktion auszuweiten. Der Saal der Bahnhofswirtschaft war ihm zu klein. Es gelang ihm dann erstaunlich schnell, brauchbare neue Betriebsräume zu finden, und zwar auf dem Höhenzug der Haar. Noch 1950 zog die Firma dorthin um. Die Maschinen wurden in barackenartigen Bauten aufgestellt. Ein Anbau diente als Büro und Verkaufsraum, und ein am Rande des Betriebsgeländes rasch hochgezogenes Einfamilien-Haus mit Garten bot der Familie Lehmann eine bequeme, geräumige Wohnung. In der vergrößerten Strickwaren-Fabrik fanden noch mehr Frauen und junge Mädchen aus Niederense und Umgebung Arbeit. Meine Schwester allerdings hatte inzwischen eine Stelle in der Küche eines großen Gutes in einem Nachbardorf angetreten. Sie wollte dort ‚Hauswirtschaft‘ lernen.

Durch die Mutter wohl erfuhr Herr Lehmann, dass ihr ältester Sohn das Gymnasium in Neheim besuchte und ein erfolgreicher Schüler war. Das Ehepaar Lehmann hatte zwei Kinder, um die es sich nicht sonderlich kümmerte, weil es von dem Aufbau des Betriebes und

der Einrichtung des neuen Hauses voll in Anspruch genommen war. Die beiden etwas vernachlässigten Kinder, der zehnjährige Ingo und die achtjährige Ingeborg, kamen deshalb in der Schule nicht so zurecht, wie die Eltern sich das wünschten. Darum meinten sie wohl, dass es tunlich wäre, sich die schulische Betreuung ihrer beiden Sprösslinge von einem Hauslehrer abnehmen zu lassen. Und warum sollte diese Aufgabe nicht ein preisgünstiger Gymnasiast übernehmen? Kurzum, eines Tages wurde ich gebeten, mich den Lehmanns vorzustellen.

Der umtriebige neue Unternehmer war ein kräftig gebauter, hochgewachsener Mann mit kurz geschorenem Haar. Er mochte Ende Dreißig sein. Sein Auftreten und seine Redeweise hatten etwas soldatisch Bestimmtes. Auf manche wirkte er aber auch arrogant. Irgendwann war im Dorf zu hören, er sei SS-Offizier gewesen. Er war häufig in Geschäften unterwegs, während seine etwas jüngere, sich leicht gelangweilt gebende rotblonde Frau viel Zeit darauf verwandte, als gepflegte Dame in Erscheinung zu treten. Mir begegneten beide durchaus freundlich.

Sie trauten mir, dem Siebzehnjährigen, anscheinend einiges zu. Ich sollte durch eine möglichst stetige Betreuung ihrer beiden lebhaften Kinder bei den Hausaufgaben dafür sorgen, dass sie in der Schule wieder besser abschnitten. Ohne lange zu überlegen, nahm ich das Angebot der Lehmanns an, denn es eröffnete mir die Aussicht, durch das regelmäßige Erteilen von Nachhilfe-Stunden etwas Geld zu verdienen.

So radelte ich nun an mehreren Nachmittagen in der Woche die steile Haar-Straße hinauf zu den Lehmanns. Dort gab ich den zwei Kindern des Strickwaren-Fabrikanten in einem der Kinderzimmer Stunden, und zwar in allen Fächern, in denen es bei den beiden haperte. Bei Ingo, dem etwas fahrig-nervösen Sextaner, war es vor allem das leidige Latein, mit dem er nicht zu Rande kam. Bei der ruhigeren, nicht unbegabten blonden Ingeborg hatte ich im wesentlichen nur darauf zu achten, dass sie sich bei der Erledigung ihrer häuslichen Aufgaben stärker konzentrierte. Mit beiden Kindern verstand ich mich gut. Sie genossen es allmählich, dass da jemand kam, der sich re-

gelmäßig und verlässlicher um sie kümmerte als die ständig anderweitig beschäftigten Eltern.

Herr Lehmann glaubte seinem Status als Arbeitgeber wohl einiges schuldig zu sein. Daher legte er sich eine neue schwarze Mercedes-Limousine zu. Er wollte in den Augen der Dorfbevölkerung nicht zurückstehen hinter den Besitzern der drei anderen Niederenser Fabrikbetriebe, von denen zwei schon vor dem Krieg existiert hatten: die 1900 gegründete Nagel-Fabrik Heimann und die 1921 eröffnete Fabrik für Schumacher-Bedarf Schiermeister & Junker. Die dritte Firma hatte ein älterer Bruder des Chefs der Nagel-Fabrik schon bald nach dem Ende des Krieges aufgemacht. In seinem Betrieb wurden Artikel für Büro-Bedarf hergestellt.

Zur Einweihung des imponierenden neuen Gefährts wollte Herr Lehmann mit seiner Familie eine kleine Tour in einen größeren Ort der Umgebung machen, wo in einem Kino Das ‚Dschungelbuch‘ gezeigt wurde. Man lud mich ein mitzukommen. Ich nahm gern an. Es war für mich eine angenehme Sache, auf diese Weise in den Genuß so einer Fahrt und eines Filmbesuchs zu kommen, ein Vergnügen, das ich mir selbst nicht hätte leisten können.

Zum neuen Status einer Unternehmer-Familie gehörte es auch, dass sich die Lehmanns zwei Haushaltshilfen leisteten. Die beiden Mädchen in meinem Alter machten den Haushalt ihrer ‚Herrschaft‘ umschichtig. Das eine von ihnen, die weißblonde kräftige J., kam täglich mit dem Rad aus Neheim, das andere, die großgewachsene dunkelhaarige Anneliese, stammte aus dem Dorf. Mich interessierte mehr die resolute J. mit ihren weiblicheren Formen. Aber die Arbeitszeiten der beiden waren so geregelt, dass ich die mich mehr anziehende J. sehr viel seltener zu sehen bekam als das andere Hausmädchen.

Einmal gelang es mir, sie auf dem Nachhause-Wege abzufangen. Sie war einverstanden damit, dass ich sie auf meinem Rad nach Neheim begleitete, da ich vorwendete, ich hätte in der Stadt etwas zu erledigen. Wir fuhren nebeneinander her (motorisierten Verkehr auf der Landstraße gab es damals kaum) und unterhielten uns dabei zum

ersten Mal etwas länger. Dabei muß sich aber wohl gezeigt haben, dass unsere Interessen nicht sonderlich übereinstimmten. Es blieb auf meiner Seite bei diesem einen Annäherungsversuch. Auch ergab sich später keine Gelegenheit mehr, das Mädchen zu treffen, als ich am Ende der Obertertia mit meinem Nachhilfe-Unterricht bei den Lehmann-Kindern aufhörte.

Die Kinder hatten, infolge meiner Bemühungen, allmählich gewisse Erfolge in der Schule. Das bereitete mir natürlich einige Genugtuung. Und die Eltern Ingos und Ingeborgs waren selbstredend auch zufrieden.

Weniger schön war, dass ich schon kurze Zeit nach dem Beginn meiner Nachhilfe-Aktivitäten im Hause der Lehmanns fast immer ziemlich lange auf die Auszahlung des vereinbarten Stunden-Geldes warten musste. Das machte mich hellhörig für Gerüchte im Dorf, dass auch den in Lehmanns Betrieb Beschäftigten immer wieder einmal ihre Vergütung nicht fristgerecht ausgezahlt wurde, sondern dass sie ihre Lohntüten erst mit erheblicher Verzögerung erhielten. Manchmal auch gewährte man mir lediglich eine Abschlagszahlung und vertröstete mich mit dem unbestimmten Hinweis, den „Rest“ bekäme ich „demnächst“. Aus diesen Umständen schloß ich (und andere taten das auch), dass der von Herrn Lehmann frisch ins Leben gerufene Betrieb nicht mehr so florierte, wie der neue Unternehmer sich das wohl vorgestellt hatte. (In der SS hatte man ja wohl auch etwas anderes gelernt und geprobt als den Aufbau und die Führung eines Unternehmens unter den Bedingungen der freien Marktwirtschaft.) Auch später, als ich den Lehmann-Kindern keinen Unterricht mehr erteilte, hörte ich mehrfach, dass das Unternehmen ihres Vaters mit finanziellen Problemen zu kämpfen habe. Im Dorf verübelte man den Lehmanns deshalb doppelt, dass sie, angesichts der instabilen Situation ihres hastig ausgeweiteten Betriebes und unregelmäßig ausgezahlter Löhne, auf zu großem Fuße lebten.

Während die betriebswirtschaftlichen Schwierigkeiten und der aufwendige Lebensstil Herrn Lehmanns durchaus beredet wurden – zumal die Auswirkungen der ersteren ja viele Leute im Dorf unmittelbar betrafen –, habe ich nie erlebt, dass jemand die Ver-

gangenheit des neuen Fabrik-Herren zum Gesprächsgegenstand machte. Diese Vergangenheit blieb dunkel, und niemand schien an ihrer Aufhellung interessiert – wie überhaupt die Verstrickungen sehr vieler Menschen in die furchtbaren Untaten des Regimes, dessen Zusammenbruch erst wenige Jahre zurücklag, bei den Leuten im Dorf kein Thema waren.

Am Ende der Obertertia machte ich, wie schon erwähnt, Schluß mit meiner Hauslehrer-Tätigkeit bei den Lehmanns. Weil ich nicht genau wusste, ob ich nach der Mittleren Reife das Gymnasium würde verlassen müssen, wollte ich mich in der Untersekunda mehr auf die Schule konzentrieren, um einen besonders guten Abschluß zu erreichen.

Aber dann erhielt ich als Untersekundaner zwei Angebote, denen ich nicht widerstehen konnte.

Der ältere der beiden Fabrikanten-Brüder Heimann hatte einen etwa zwölfjährigen Sohn namens Dieter, der auf dem Gymnasium nicht recht reüssierte. Sein Vater, ein großer, korpulenter Mann mit weißlich-ungesunder Gesichtsfarbe, empfing mich in seinem neuen Haus, das nur wenige Meter von dem Fabrikgebäude entfernt stand. Er bat mich, seinem Sohn Nachhilfe-Stunden, hauptsächlich in Latein, zu geben. Ich sagte gern zu, da die Stunden ordentlich bezahlt werden sollten, und versprach, mein Bestes zu versuchen.

Die komfortable Neubau-Wohnung der Fabrikanten-Familie war für mich leicht zu erreichen. Sie lag an der Straße, die nach Neheim führte, und zwar durch den kleinen Ortsteil Niederenses, der von dem übrigen Dorf durch die Möhne getrennt war. Ich brauchte mit dem Fahrrad nur ein paar Minuten, um zu der Heimannschen Wohnung zu gelangen. Der weißblonde, blasse, geistig nicht sehr bewegliche Filius der Heimanns machte es mir allerdings schwer. Obwohl ich mir große Mühe mit ihm gab, wollte sich auch nach einigen Monaten Nachhilfe-Unterricht kein nennenswerter Schulerfolg einstellen. Daher beschlossen die Eltern kurzerhand, ihren Sprössling in ein Internat zu geben. Der Junge sollte unbedingt einen gymnasialen Abschluß

erreichen. Er sollte schließlich einmal den väterlichen Betrieb übernehmen.

Mit dem zweiten Angebot, das ich kurze Zeit später erhielt, erging es mir entschieden besser.

Als ich mich um eine bezahlte Beschäftigung in der Nagel-Fabrik Heimann bemühte, lernte mich der Besitzer und Chef des Betriebs, der jüngere der beiden Heimann-Brüder, kennen. Ihm war wohl schon zu Ohren gekommen, dass ich in der Schule erfolgreich war. Deshalb fragte er mich, ob ich Lust hätte, seinem Sohn Theo Nachhilfe-Stunden in Latein zu geben, ein- oder zweimal in der Woche. Er bot mir eine gute Bezahlung an. Da konnte ich schlecht nein sagen.

Der immer vornehm gekleidete stattliche Besitzer der Nagel-Fabrik wohnte mit seiner Familie im schönsten Haus des Ortes, einer herrschaftlichen Villa aus den frühen dreißiger Jahren, zu der ein großzügig angelegter Garten mit hellen Kieswegen, Blumen-Rabatten, Ziersträuchern und etlichen Obstbäumen gehörte. Frau Heimann, eine sehr freundliche Frau mit dunklem Haar in den Dreißigern, ebenso hochgewachsen wie ihr Mann, empfing mich in der großräumigen, holzgetäfelten und durch ein Oberlicht erhellten Diele und stellte mir ihren Sohn Theo vor.

Er war das einzige Kind des Fabrikanten-Ehepaars und sollte natürlich später ebenfalls einmal den gut gehenden mittelständischen Betrieb des Vaters erben und fortführen. Doch erst einmal sollte er das Gymnasium erfolgreich absolvieren. Einstweilen hatte er Probleme mit dem Lateinischen und dann und wann auch kleine Schwierigkeiten in einigen anderen Fächern. Wir waren uns gleich sympathisch, und da Theo recht intelligent und auch lernwillig war, hatte mein Unterricht schon nach kurzer Zeit den gewünschten Erfolg, so dass eine Nachhilfe-Stunde pro Woche ausreichte. Frau Heimann machte mir das nachmittägliche Unterrichten zudem noch besonders angenehm, indem sie mir meist am Beginn der Stunde eine Tasse warmen Kakao und ein Stück hausgemachten Kuchen servierte.

Auch nach der Beendigung meines Nachhilfe-Unterrichts hatte ich mit meinem vormaligen Schüler Theo, der sich in den höheren Klassen ganz ohne Nachhilfe gut schlug, sporadisch freundlichen Kontakt. (Wie vorgesehen, trat er viele Jahre später, nach einem Betriebswirtschafts-Studium, in die Firma seines Vaters ein und übernahm sie nach dessen Tode.)

Daß ich als armer Teufel Kindern wohlhabender einheimischer Familien erfolgreichen Nachhilfe-Unterricht erteilen konnte, stärkte mein Selbstvertrauen und zudem mein persönliches ‚Prestige‘ im Dorf. Dies wiederum kam mittelbar auch dem Ansehen unserer Familie zugute und damit unserem gemeinsamen Bemühen, in die Dorfgemeinschaft – die ja unsere neue Heimat war – besser hineinzuwachsen.

In der Post-Straße

Post-Straße Nummer 66

Im Hochsommer 1952 erreichte uns frohe Kunde. Wir sollten endlich eine bessere Wohnung bekommen. Mit der drangvollen Enge, in der wir seit Ende 1946 leben mussten, sollte es dann vorbei sein. In einem schlichten einstöckigen Häuschen der Post-Straße, so erfuhren wir, würde eine Wohnung mit insgesamt sechs Räumlichkeiten freiwerden.

Und in der Tat konnten wir im Spätsommer 1952, nachdem wir also fast sechs Jahre in der Bahnhofswirtschaft gehaust hatten, in die Post-Straße Nummer 66 umziehen. Die leicht ansteigende Straße war keine reine Wohnstraße, denn schräg gegenüber von uns lag der Eingang zu der aus mehreren Gebäuden bestehenden Fabrik Schiermeister & Junker. Dieser mittelgroße Betrieb arbeitete aber glücklicherweise so geräuscharm, dass selbst die in der unmittelbaren Nachbarschaft Wohnenden sich kaum gestört fühlen konnten. Am unteren Ende der Post-Straße stand das Haus der Familie Christiani, die eine Bäckerei und einen Lebensmittel-Laden betrieb, und nicht allzu weit von ihrem oberen Ende war im Untergeschoß eines Mehrfamilien-Hauses die Poststelle untergebracht. Ansonsten lagen an der Post-Straße lauter unscheinbare, meist einstöckige Wohnhäuser mit kleinen Höfen und Gärten.

Der Umzug war keine große Angelegenheit. Erstens hatten wir nur wenige Möbel (die schäbig genug waren) und andere ziemlich kümmerliche Besitztümer, und zweitens war das Kötter-Haus in der zum alten Kern des Ortes gehörenden Post-Straße nur an die zweihundert Meter von unserer bisherigen Behausung entfernt. So konnten wir Schwereres mit einem großen Handwagen, Leichteres mit unseren Händen transportieren. Für den Umzug brauchten wir kaum einen ganzen Tag.

Besitzer und Vermieter der neuen Wohnung war ein verwitweter alter Herr im fernen Paderborn, der nur eine niedrige Miete verlangte – ich

glaube, vierzig D-Mark im Monat. Dafür bekamen wir ein Domizil mit Küche, Flur und vier Zimmern. Die Küche, das Wohnzimmer und das Elternschlafzimmer lagen im Erdgeschoß. Alle drei Räume waren freilich nicht größer als je zwölf Quadratmeter. Die beiden anderen Stuben, die sich im ersten Stock befanden (das zweite war ein gefangener Raum), waren noch viel kleiner; jede hatte nur ungefähr sieben oder acht Quadratmeter.

Im ersten Stock gab es zwar noch zwei etwas größere Zimmer, aber die waren an ein älteres Ehepaar namens Hiby vermietet. Es stammte aus Gelsenkirchen und war, da ausgebombt, aus dem Ruhrgebiet nach Niederense evakuiert worden. Herr Hiby hatte als Bergmann gearbeitet, war schon seit längerem Frührentner und bezog eine Invaliden-Rente. Er litt schlimm unter einer Staublunge. Ihm machten Tag und Nacht heftige Hustenanfälle zu schaffen. In dem hellhörigen Haus bekamen wir unvermeidlicherweise mit, wie sehr den unter-setzten, glatzköpfigen, rotgesichtigen Mann, der sich kaum mehr aus dem Haus bewegte, die häufigen Anfälle quälten. Seine korpulente Frau mühte sich redlich ab, dem schwer leidenden Ehemann das Leben zu erleichtern.

Drei Jahre später, nach meinem Abitur, zogen die Hibys aus, und unsere Familie konnte die beiden Zimmer, gegen eine geringfügige Erhöhung der Miete, übernehmen, so dass wir dann über alle Räumlichkeiten in dem Haus verfügten. Völlig überraschend tauchte gleich danach ein Cousin aus Zeitz in der DDR bei uns in der Post-Straße auf. Der achtzehnjährige Joachim Nickisch war von dort geflohen, um sich dem Eintritt in die kommunistische Jugendorganisation FDJ zu entziehen. Auch befürchtete der junge Industriekaufmann, wegen seines entschiedenen Bekenntnisses zum Christentum, berufliche Benachteiligungen. Die nicht ungefährliche Flucht in den Westen gelang ihm, und nun wandte er sich an unsere Eltern, die ihn herzlich und großzügig aufnahmen. Joachim fand rasch eine ordentlich bezahlte Anstellung in einem Neheimer Betrieb und mietete eines der beiden obigen Zimmer für einen ‚freundschaftlichen‘ Monatszins. Im übrigen lebte er bei uns wie ein Mitglied der Familie. Er spielte etwas Geige und entdeckte, wie musikalisch mein jüngerer Bruder Siegfried war. (Dieser wechselte nach seiner Bundeswehr-Zeit ganz ins ‚musikalische Fach‘ - er wurde, wie schon erwähnt, Orchestermusiker.)

Für uns besonders erfreulich war, dass es hinter dem Haus einen recht großen Hof mit zwei Obstbäumen und einen ausgedehnten Garten gab. Hof und Garten durften wir uneingeschränkt nutzen. Über den Garten freute sich insbesondere der Vater, der als junger Mensch lieber Gärtner als Bäcker geworden wäre. Als wir einzogen, gab es freilich noch nichts für uns zu ernten. Die Vorbewohner des Hauses, eine Frau Böhm mit Tochter, hatten, kurz bevor sie auszogen, noch sämtliche Früchte von den Bäumen geholt.

In den Hof gelangte man durch einen Anbau, der früher als Stall für Kleinvieh genutzt worden war. In diesem Stall befand sich auch der primitiv aus Holz gezimmerte Abort, ein veritables Plumps-Klosett. Fließendes kaltes Wasser gab es nur in dem kleinen, engen Flug vor der Küche, durch den man das Haus betrat. Das war zugleich die einzige Waschgelegenheit für die ganze Familie, denn so etwas Komfortables wie ein Badezimmer existierte natürlich in dem Haus nicht. Vom Flur führte ebenfalls eine steile Treppe nach oben, der einzige Zugang zum oberen Stockwerk, den mithin außer uns auch das Ehepaar Hiby benutzen musste.

So überflüssig uns der Stall-Anbau zunächst erschien – zur Straßenseite hin lag noch der güllig riechende Rest eines Misthaufens -, als so nützlich erwies er sich doch bald in mancherlei Hinsicht. Man konnte dort die Gartengeräte und einiges Handwerkszeug aufbewahren. Aber auch ein großes Krautfäß fand in dem Anbau Platz. Es wurde gefüllt mit einem guten Teil der Weißkohl-Ernte aus unserem Garten. Der Kohl musste mit einem speziellen Hobel in Streifen gerissen und dann eingestampft werden. An diesen Arbeiten beteiligte sich fast die ganze Familie. So versorgten wir uns den Winter über mit frischem Sauerkraut.

Ein Jahr lang hielt der Vater sogar ein Schwein in einer der Stall-Boxen. Es wurde mit den Abfällen aus der Küche fett gefüttert und im darauffolgenden Winter von einem Metzger im Zuge einer Hauschlachtung zu Fleisch und Wurst verarbeitet. Der Arbeitsaufwand für das Füttern, das Herrichten einer Streu und das Ausmisten war indes im Vergleich mit dem doch recht geringen Ertrag so hoch, dass die Eltern beschlossen, die Schweinehaltung nicht fortzusetzen, so wie sie

auch einiges Federvieh, das sie ebenfalls eine Zeitlang hielten, nach und nach wieder abschafften.

Länger behielt der Vater jedoch einige Kaninchen. Sie waren in einem selbstgezimmernten Stall untergebracht, den er im Hof aufstellte. Zum Futtersuchen auf dem Heuerwerth und auf Wegrainen wurden auch die kleineren Geschwister herangezogen, eine Arbeit, die nicht übermäßig beliebt war.

Mich spannte der Vater gelegentlich mehr auf andere Weise ein. Er bekam von seinem Arbeitgeber ausgemusterte karbolgetränkte Bahnschwellen, die wir mit einem geliehenen großen Handwagen von ihrem Liegeplatz im Bahnhofsgelände in unseren Hof beförderten. Alsdann hoben wir sie eine nach der anderen auf einen Sägebock und zerkleinerten sie zu zweit mit einer Zugsäge mühsam zu handlichen Klötzen. Diese wurden in Scheite zerhackt, die wir zu einem Haufen stapelten. So verschafften wir uns Feuerholz für die kalte Jahreszeit.

Statt solche körperlichen Arbeiten auszuführen, zog ich mich lieber in die vordere der beiden kleinen Stuben im Oberstock zurück, die auf den Hof hinausging und die ich mit meinem jüngeren Bruder Siegfried teilen musste. Außer zwei Betten fanden noch ein einfacher runder Tisch, zwei Stühle, ein schmales Wandregal und ein Kanonenofen Platz in dem Zimmerchen. In dem Regal brachte ich meinen kleinen Bestand an Büchern unter. An dem Tisch machte ich meine Schularbeiten. Tagsüber konnte ich das Zimmer fast immer für mich haben. Mein elf Jahre jüngerer Bruder war meist unten im Haus oder draußen bei seinen Spielkameraden. Wenn ich am Tisch saß und las oder schrieb, hatte ich einen hübschen Blick durch das Fenster über Hof und Garten. Später, als wir uns ein erstes kleines Radio leisteten, hörte ich mir abends an dem ganz leise gestellten Gerät viele Wort- und Musiksendungen an, die in der Familie sonst niemanden interessierten.

Unsere unmittelbaren Nachbarn zur Rechten und zur Linken wohnten in Häusern, die unserem sehr ähnlich waren. Die Besitzer dieser schlichten Behausungen waren ebenfalls ‚kleine Leute‘, aber Einheimische, die unseren Einzug ein bisschen misstrauisch beäugt

hatten. Wir waren ja ‚Flüchtlinge‘ und noch dazu eine Familie mit vielen großen und kleinen Kindern. Man konnte schließlich nicht wissen, ob es da irgendwelche Scherereien geben würde. Doch bald überzeugte man sich, dass wir ruhige, ordentliche Leute waren, so dass wir in den sieben Jahren, in denen wir das Kötter-Haus Post-Straße 66 bewohnten, niemals erwähnenswerten Ärger mit den Nachbarn bekamen. Wir waren zunehmend wohlgekommen.

Der Umzug in eine Wohnung, die in ihrer Größe und Beschaffenheit der unserer einheimischen Nachbarn nur wenig nachstand, befreite uns von dem Gefühl, schon wegen unserer miserablen Wohnverhältnisse minder geachtete Mitbürger zu sein. Die deutliche Verbesserung unserer Wohnsituation war zweifelsohne einer der wichtigsten Schritte auf unserem Wege der Integration in die dörfliche Lebensgemeinschaft der Niederenser Altbürger.

Leben im Windschatten der Politik

Die Eltern nahmen an dem, was in der Zeit des Wiederaufbaus hierzulande und in der Welt politisch geschah, nur wenig Anteil. Sie hielten sich mit ihrer Familie im Windschatten der großen Politik der Zeit auf. Nach den Erfahrungen, die sie – wie Millionen andere – mit der lebensgefährlichen Politik des erst kürzlich in Deutschland so schrecklich kollabierten Regimes gemacht hatten, war das kaum verwunderlich. Sie hatten im übrigen auch in den Elternhäusern, aus denen sie kamen, nichts anderes als Abstinenz von allem Politischen kennengelernt. Sie hielten sich an das Bibel-Wort, dass ein gläubiger Christ der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, untertan sein müsse.

Nun dominierte überdies die Sorge darum, wie sie sich mit ihrer großen Kinderschar wirtschaftlich einigermaßen durchbringen könnten, derart, dass alles andere hinter dieser Hauptsorge zurücktrat. Wir hatten jahrelang kein Radio und hielten auch keine Zeitung, beides entfiel aus Gründen erzwungener Sparsamkeit. Was sich politisch im In- und Ausland abspielte, bekamen wir daher nur beiläufig oder

gelegentlich mit, etwa in Unterhaltungen mit Zeitung lesenden und Radio hörenden Nachbarn oder anderen Dorfbewohnern.

Nur auf diese Weise hatten wir zum Beispiel auch von den Nürnberger Prozessen erfahren, in denen die Nazi-Größen von den Alliierten abgeurteilt und gerichtet wurden. Hatte uns das erbärmliche Ende des Hitler-Reiches schon zuinnerst verunsichert und verstört, so war nun das, was wir über die fürchterlichen Untaten der vormals so prominenten höchsten Gefolgsleute Hitlers hörten, noch mehr dazu angetan, uns vollends ratlos zu machen. Was war das für eine Welt, in der so gefürchtete Männer wie Göring, Heß, Ribbentrop, Speer, Raeder, Keitel, Jodl und andere über Nacht ihren Rang und ihre Macht verloren hatten und als politische Groß-Verbrecher enttarnt worden waren? Wie hatten wir so unglaublich getäuscht werden können?

Doch weil wir offenkundig so täuschbar waren, wussten die Eltern, und mir ging es anfangs ähnlich, nicht wirklich, wie sie nun die neuen demokratischen Politiker einschätzen und beurteilen sollten. Am meisten imponierte ihnen seit 1949 der sich gottesfürchtig gebende CDU-Kanzler Dr. Konrad Adenauer. Der war zwar katholisch, aber eben doch christlich. Daher waren sie bereit, am ehesten ihm ihr Vertrauen zu schenken. Die Sozialdemokraten mit ihrem Spitzenpolitiker Dr. Kurt Schumacher wurden ja von Adenauer in seiner Wahlpropaganda auf abgefeimte Weise in die Nähe einer moskauhörigen Partei gerückt, so dass sie dem naiven Wähler als verkappte Kommunisten erscheinen mussten. Und die galten als gottlos, waren mithin für gläubige Christen nicht wählbar. Mit den Freien Demokraten, die ein weniger klares politisches Profil aufwiesen, und den anderen kleineren Parteien konnten die Eltern nichts Rechtes anfangen. Und darum wählten sie brav und treu CDU.

Als der Kalte Krieg begann und sich 1950 im Zusammenhang mit dem Korea-Konflikt die Gefahr eines neuen weltweiten heißen Krieges abzeichnete, waren sie doppelt froh, nun im Westen Deutschlands zu leben, wo wir unter dem Schutz der mächtigen Amerikaner standen. Und diese hatten uns persönlich ja zudem durch ihre wertvollen Paketspenden bewiesen, dass sie ehrlich bereit waren, den notleidenden Deutschen zu helfen. Auch hatten die USA ebenso wie

die anderen Westmächte ihre deutschen Kriegsgefangenen längst entlassen, wohingegen viele Familien noch immer auf die Männer warteten, die weiterhin in sowjetrussischer Gefangenschaft schmachteten.

Als im Herbst 1953 überraschend an die zehntausend deutsche Kriegsgefangene aus der Sowjetunion zurückkehrten, war unter ihnen auch ein junger unverheirateter Mann aus Niederense. An dem Tag, an dem er in seiner Heimatgemeinde eintraf, war fast das ganze Dorf auf den Beinen, um ihn jubelnd zu begrüßen. Der Dechant Berges hatte angeordnet, die Glocken zum Empfang des Heimkehrers zu läuten, der mehr als acht Jahre seines jungen Lebens in russischer Gefangenschaft hatte zubringen müssen. Die Fabrik Heimann bot dem so spektakulär Heimgekehrten alsbald einen Arbeitsplatz an.

Ich lernte ihn wenige Wochen später kennen, als er zum Training der Ersten Mannschaft des TuS Niederense auf dem Steetsberg erschien, wo noch immer unser Sportplatz lag. Der aus der UdSSR zurückgekehrte junge Arbeiter erwies sich als guter Fußballer. Er erholte sich rasch und erspielte sich einen sicheren Platz als Verteidiger in der Ersten Mannschaft, in der ich seit kurzem als Rechtsaußen stürmte.

Mit etwas regerem Interesse verfolgten die Eltern, was in den ersten Nachkriegsjahren mit dem Saargebiet geschah. Frankreich, das sich zu den Siegermächten zählte, betrieb ja jahrelang sehr zielstrebig die Abtrennung dieser wirtschaftlich interessanten Region von Deutschland. In dem saarländischen Städtchen Ottweiler lebten zwei Geschwister der Mutter – Onkel Walter und Tante Emilie -, die schon in der Vorkriegszeit durch Heirat dorthin gelangt waren.

Von Tante Emilie, der jüngsten Schwester der Mutter, die in den dreißiger Jahren vor ihrer Eheschließung bei uns als Hausmädchen gearbeitet hatte und deren Mann in Ottweiler eine gutgehende Bäckerei und einen ebenfalls florierenden Lebensmittel-Laden betrieb, erhielten wir ab und zu ein inhaltsreiches Paket. Die Mutter fürchtete nun, dass, falls die auf Ablösung des Saargebiets von Deutschland zielende französische Politik Erfolg hätte, die Verbindung zu ihren beiden Geschwistern dort entscheidend erschwert würde. In stillen

hatte sie die Hoffnung gehegt, dass es doch in absehbarer Zeit einmal glücken könnte, die im Westen lebenden Geschwister wiederzusehen, wozu sie seit 1938 keine Möglichkeit mehr gehabt hatte.

Vielleicht noch etwas stärker war unsere Aufmerksamkeit auf das gerichtet, was sich in der Sowjetischen Besatzungszone und danach in dem neuen ostdeutschen Staat, der ‚Deutschen Demokratischen Republik‘ (der ‚DDR‘), sowie in Berlin politisch abspielte. Unübersehbar war, dass die Verbindung zu unseren Verwandten in Thüringen, Sachsen-Anhalt und Sachsen immer schwieriger aufrechtzuerhalten sein würde – infolge der wegen des Kalten Krieges drohenden Teilung Deutschlands. Zunächst funktionierte der Brief- und Paketverkehr noch ordentlich. Auch wechselseitige Besuche waren noch ganz gut möglich. So konnte der Vater 1947 zur Beerdigung seines Vaters und auch noch 1956 zur Beerdigung seiner Stiefmutter in das sachsen-anhaltinische Plötzkau reisen. Die DDR-Behörden ließen bis zur Mitte der fünfziger Jahre sogar noch vereinzelt Gegenbesuche bei uns in Westdeutschland zu, ohne dass normale Bürger des ostdeutschen Staates unüberwindbare bürokratische Hindernisse zu gewärtigen gehabt hätten.

Die Eltern nutzten in diesen Jahren die relative kommunikative Freiheit zwischen den beiden deutschen Staaten, um einzelne Verwandte, die wirtschaftlich oder gesundheitlich noch schlechter gestellt waren als wir, mit Päckchen zu bedenken. Sie schickten zum Beispiel gute Butter ‚nach drüben‘. Diese war für einen jüngeren Bruder des Vaters bestimmt, der mitsamt zweien seiner Söhne an Tuberkulose litt. Die thüringische Lungen-Heilstätte Hummelshain, in der alle drei untergebracht waren, sah sich nicht in der Lage, ihre Tuberkulose-Kranken damit zu versorgen.

Freilich, je mehr Zeit ins Land ging, um so mühsamer wurde es, eine intensive Verbindung mit den in der DDR lebenden Verwandten aufrechtzuerhalten. Die Politik des neuen deutschen Ost-Staates war darauf angelegt, seine Bürger von den im ‚kapitalistischen‘ Westen lebenden Deutschen möglichst fernzuhalten. Dementsprechend wurden die Besuchsmöglichkeiten immer mehr beschnitten und die postalische Kommunikation erschwert. So beschränkte sich auch mein

Kontakt mit den gleichaltrigen Basen und Vettern, die ich seit der Flucht oder der Vertreibung aus Schlesien nicht mehr gesehen hatte, auf vorsichtig abgefasste Postkarten und Briefe. Eine gewisse Entfremdung, die nach und nach spürbar wurde, war durch solch eine kümmerlicher werdende Korrespondenz natürlich nicht aufzuhalten.

Die in West und Ost betriebene konfrontative Politik war letztlich der Grund dafür, dass wir uns den Menschen und Gegebenheiten in der neuen Heimat im Kreise Soest immer mehr annäherten, wohingegen wir uns von den uns vormals so Nahestehenden und der früheren Lebensweise immer mehr entfernten – eine von der westdeutschen Innenpolitik zugunsten der Integration der Zuwanderer durchaus gewünschte Wirkung.

Ferien-Arbeit

Das größte bäuerliche Anwesen in Niederense gehörte den Schultes. Das stattliche Gehöft lag in der Mitte des Ortes, schräg gegenüber der Kapelle auf der anderen Straßenseite. Eines der Schulte-Kinder hieß Maria. Sie ging 1946 mit mir in dieselbe Volksschul-Klasse. Das brünette Mädchen mit den braunhaarigen Zöpfen war immer die am besten angezogene Schülerin. Als einzige trug sie oft eine hübsche Trachtenjacke mit Hornknöpfen, wie man sie aus Bayern kennt.

Damals waren auf den Bauernhöfen noch viele Männer und Frauen als Landarbeiter und -arbeiterinnen beschäftigt. In den Ernte-Zeiten reichte ihre Zahl jedoch nicht aus, so dass die Bauern dann zusätzliche Helfer suchten. Besonders galt das für die Kartoffel-Ernte im Herbst. Die Schulbehörden nahmen Rücksicht auf die Landwirtschaft, indem sie die Ferien so legten, dass die Kinder der Bauern bei der Ernte mithelfen konnten, ohne Unterricht zu versäumen. Aber auch größere Kinder aus nicht-bäuerlichen Familien sollten so Gelegenheit bekommen, bei der Ernte mitzumachen – gegen Entgelt, versteht sich.

Als 1947 die Herbst-Ferien bevorstanden, gab der Lehrer Bartsch in unserer Klasse bekannt, dass der Bauer Schulte Helfer bei der Kar-

toffel-Lese suche. Man würde dafür bezahlt und bekäme gut zu essen. Anscheinend hatte Herrn Schultes Tochter dem Lehrer die Bitte ihres Vaters übermittelt. Sieben oder acht Jungen und Mädchen meldeten sich, darunter auch ich. Etwas Geld verdienen und anständig zu essen bekommen – das hörte sich gut an. Darum hatte ich mich ohne Zögern als Kartoffel-Leser angemeldet.

An einem trockenen, sonnigen September-Tag fanden wir uns mittags am Rande des großen Ackers ein, der an diesem Nachmittag abgeerntet werden sollte. Mit von der Partie waren einige Frauen, die auf dem Hof der Schultes arbeiteten. Alle Helfer erhielten einen Weidenkorb für die aufzusammelnden Erdäpfel. Vor uns her fuhr die von einem Pferd gezogene Kartoffelschleuder, welche die reifen Knollen aus den Furchen wirbelte. Wir klaubten sie in unsere Körbe. Waren diese voll, trugen wir sie zu einem Kastenwagen am Rande des Feldes und schütteten den Inhalt auf die Ladefläche.

Bald geriet man in der warmen September-Sonne ins Schwitzen, und allmählich begann auch der Rücken zu schmerzen. Ich wartete sehnlich auf die Vesper-Pause. Als es endlich so weit war, erhielten wir ein Butterbrot und dünnen Kaffee. Nach einer Viertelstunde war die Pause zu Ende, und die Arbeit ging weiter – fast bis zum Sonnenuntergang. Erst in der beginnenden Dämmerung durften wir Feierabend machen. Wir ließen den abgeernteten Kartoffelacker hinter uns und trotteten erschöpft und mit schmerzdem Kreuz auf den Hof der Schultes.

Man wies uns in einen Essraum neben der großen Küche, wo wir auf Holzbänken an einem langen Tisch Platz nahmen. Es gab eine Gemüsesuppe und trockenes Brot dazu. Wer noch einen Nachschlag wollte, bekam ihn. Nach dem Abendessen warteten alle freiwilligen Helfer gespannt auf die Entlohnung. Die Frau des Bauern erschien und drückte jedem von uns ein Geldstück in die Hand – es waren fünfzig Reichspfennig (0,50 RM). Das war ein Stundenlohn von noch nicht einmal zehn Pfennig! Meine Enttäuschung und auch die meiner Klassenkameraden war ungeheuer. Dennoch wagte keiner von uns zu protestieren. Zu bewusst war uns, wie vergeblich derlei gewesen wäre. Alle Kartoffel-Leser aus Herrn Bartschens Klasse kamen aus Familien – und dazu gehörten natürlich vorneweg Flüchtlingsfamilien -, in

denen das Geld knapp war. Die Kinder aus diesen Familien, mögen die Schultes gedacht haben, werden froh sein, wenn sie überhaupt etwas kriegen.

Ich habe mich jedenfalls nie wieder so ausgebeutet gefühlt. Auf dem Schulte-Hof habe ich nicht noch einmal mitgearbeitet. In den folgenden Jahren bemühte ich mich darum, auf andere Weise zu etwas Geld zu kommen.

Wenn wir Ferien, gar große Ferien bekamen, freute ich mich darüber wie alle meine Mitschüler, jedoch nicht etwa, weil nun eine Reise mit Eltern und Geschwistern in irgendeine Erholung versprechende Sommerfrische zu erwarten gewesen wäre. An so etwas war bei uns auch mehrere Jahre nach Kriegsende und Vertreibung nicht zu denken. Das geringe Einkommen, von dem die große Familie eines Eisenbahn-Arbeiters leben musste, ließ Gedanken an einen Ferienort an der See oder in den Bergen gar nicht erst aufkommen. Im übrigen war auch schon in den Jahren vor dem Kriege, als der Vater in Schlesien noch selbständiger Bäckermeister war und zusammen mit der Mutter einen Kolonialwaren-Laden betrieb, bei den Eltern nie davon die Rede gewesen, mit oder ohne Kinder irgendwann oder irgendwo ‚Urlaub‘ zu machen. Bestenfalls erholte man sich sommers etwas bei sonntäglichen Verwandten-Besuchen in der näheren Umgebung unseres Heimatortes. Nun wohnten und lebten wir schon seit Jahren soviel schlechter als im heimatlichen Schlesien vor 1945. Darum blieben Worte wie Urlaubsreise, Sommerfrische, Ferienaufenthalt und dergleichen auch nach der Währungsreform Fremdworte für uns.

Vielmehr boten gerade die langen Schulferien im Sommer eine gute Gelegenheit für mich, eine mehrwöchige Arbeit anzunehmen. Etwas Geld verschaffte ich mir zwar auch außerhalb der Ferienzeit mit dem Erteilen von Nachhilfe-Stunden. Aber nun, in den Ferien, war es möglich, drei oder vier Wochen hindurch Tag für Tag Geld zu verdienen. Da der bundesrepublikanische Wirtschaftsaufschwung 1949/50 voll einsetzte, war es zum Glück nicht schwierig, eine Ferien-Arbeit zu bekommen.

Meinen ersten Job fand ich in einem Neheimer Betrieb im Sommer 1949. Da schönes Wetter war, legte ich den Weg von Niederense zu meiner Arbeitsstelle in Neheim mit dem Fahrrad zurück. Der kleine metallverarbeitende Betrieb befand sich im Zentrum der Stadt - zwischen Wohnhäusern und Kleingärten. In dem mäßig großen Fabrikraum stellte etwa ein Dutzend Arbeiter Fahrradklingeln her.

Mir wurde in der Ecke gleich neben der Eingangstür eine von Hand zu bedienende Stanze als Arbeitsgerät zugewiesen, mit dem ich ein etwa zwei Zentimeter langes Metall-Teilchen für den Klingel-Mechanismus im Inneren einer Fahrrad-Glocke auszustanzen hatte. Mit der linken Hand musste ich immer schnell und kräftig eine hölzerne Hebel-Stange mit Griff herumreißen, was bewirkte, dass dann ein mit der Stange verbundener scharfrandiger stählerner Bolzen nach unten stieß und aus einem untergeschobenen Metall-Streifen das gewünschte Teilchen herausschnitt.

Diesen Stanzvorgang nun hatte ich acht Stunden am Tag und achtundvierzig Stunden in der Woche zu wiederholen. Nach der Einweisungsphase machte man mich darauf aufmerksam, dass ich meinen Wochenlohn steigern könnte, wenn ich im Akkord arbeitete; je mehr Metall-Plättchen ich produzierte, um so besser würde ich verdienen. An solche Tempo-Arbeit aber war bei mir anfangs nicht zu denken. Ich war froh, wenn ich meine acht Stunden mehr schlecht als recht hinter mich brachte. Die Arme schmerzten am Ende der ersten Arbeitstage dermaßen, dass ich mir eine Verschärfung meines Arbeitstempos partout nicht zumuten konnte. Erst in der zweiten Woche probierte ich mit Erfolg, was alle routinierten Arbeiter in dem Betrieb taten: den Verdienst durch erhöhtes Arbeitstempo steigern.

Die Arbeiter betrachteten mich im Anfang mit einiger Reserve. Einen Gymnasiasten, der in den Ferien in die Fabrik arbeiten geht – so etwas kannten sie nicht, und darum war ich für sie zunächst eine Art Fremdkörper, jemand, den sie sozial nicht recht einordnen konnten. Als an meinem zweiten oder dritten Arbeitstag ein Lastwagen vor dem Betrieb hielt, der Stahlbleche brachte, mussten die meisten Arbeiter in der Werkhalle ihre Arbeit unterbrechen, um das angelieferte Material abzuladen. Ich sollte ebenfalls dabei helfen. Im Eifer des Gefechts

übersah ich, dass alle Abladenden derbe Arbeitshandschuhe trugen. Mir hatte man keine gegeben. Trotzdem half ich eifrig mit, das scharfkantige, schwere Material in den Produktionsraum zu schaffen. Am Ende der Ablade-Aktion hatte ich blutige Finger. An den scharfen Rändern und Kanten der Bleche hatte ich mich böse verletzt. Am nächsten Morgen kam ich mit stark verplasterten Händen zur Arbeit.

Keiner der ‚Kollegen‘ hatte mich gewarnt oder mir gesagt, wo ich ein Paar Schutzhandschuhe hätte finden können. Doch schon bald wurde der Kontakt zu den Arbeitern besser. Man sprach in den Frühstück- und Mittagspausen mit mir und gab mir auch gute Ratschläge, wie man sich die Arbeit in mancher Hinsicht erleichtern konnte. Diese wurde auch dadurch erträglicher, dass man sich an sie gewöhnte. Was blieb, war die nervtötende Eintönigkeit. Ich nahm sie hin in dem beruhigenden Bewusstsein, dass die abstumpfende Tätigkeit ja für mich in wenigen Wochen vorbei sein würde.

Allerdings hatte die Monotonie meiner Arbeit, die ich nun immer im Akkord-Tempo zu bewältigen versuchte, auch zur Folge, dass ich mich noch ein zweites Mal verletzte. Mit der Kuppe meines rechten Zeigefingers geriet ich beim Einschieben des Metallstreifens unter den wuchtig niederstoßenden scharfen Bolzen. Ich riß die Hand zwar gleich zurück, doch der Finger blutete stark, und der Fingernagel war geplatzt. Man half mir mit Mitteln aus der Betriebsapotheke, die sich im Büro der Lohnbuchhaltung befand. Zum Glück ließen der Schmerz und die Blutung bald nach, so dass ich meine Arbeit fortsetzen konnte. Mir war schon aufgefallen, dass mehrere Arbeiter Pflaster auf Fingern oder einen schwarzen Fingerling trugen. Offenbar kamen bei dem Tempo, zu dem die Akkord-Arbeit zwang, Verletzungen an den Maschinen häufiger vor. Es fehlte wohl auch an wirksamen Schutzvorrichtungen. Mein Stanzgerät hatte gar keine.

Über meine Malheurs tröstete ich mich mit dem Gedanken hinweg, dass ich am Ende der Ferien eine hübsche Summe verdient haben würde. Der Lohn wurde einem wöchentlich ausgezahlt. Man holte ihn sich am Ende der Arbeitswoche im Lohnbüro ab. Dieses war im Erdgeschoß des zweistöckigen Hauses untergebracht, das gleich neben der Fabrik stand und in dem der Fabrik-Besitzer mit seiner Familie

wohnte. Der Wochenlohn steckte zusammen mit dem Lohnzettel in einer braunen Papptüte, die einem die Buchhalterin aushändigte.

Einmal in der Frühstückspause – ich war wegen des warmen Wetters nach draußen gegangen – hörte ich jemanden meinen Namen rufen. „Nanu, Nickisch, was machst du denn hier?“ Ich erschrak regelrecht, denn der Rufende war niemand anders als mein Englisch-Lehrer Thade, der in einem Gartengrundstück gleich neben der Fabrik arbeitete. Wie er mir sagte, wohnte er in dem Wohnhaus, zu dem der Garten gehörte. Der Studienrat war doch etwas erstaunt, als er erfuhr, dass einer seiner Tertianer während der Ferien in einer Fabrik arbeitete, um Geld zu verdienen. Er billigte das anscheinend nicht ohne weiteres, schien dann aber Verständnis dafür aufzubringen, nachdem ich ihm zu verstehen gegeben hatte, in welcher Notlage ich mit meinen Eltern und Geschwistern nach wie vor lebte.

Auch in den beiden folgenden Jahre arbeitete ich während der Sommerferien in einer Fabrik.

Im Sommer 1950 fand ich einen ‚Job‘ in einer neu aufgemachten Niederenser Lampen-Firma, die dem älteren der Brüder Heimann gehörte und die nur sechs oder sieben Männer und Frauen beschäftigte. Der Fabrikraum lag so nahe, dass ich den Weg von daheim bis zur Arbeitsstelle bequem zu Fuß zurücklegen konnte. Meine Aufgabe bestand darin, an einer Werkbank die Grate von neu gegossenen gusseisernen Lampenfüßen mit einer Raspel abzufeilen. Das war eine sehr mühsame Handarbeit, bei der ich mir an den ersten Tagen Blasen an den Fingern holte. Aber ich hielt durch.

Im Jahr darauf fand ich als Untersekundaner eine Arbeit im größten Betrieb Niederenses. Das war die schon mehrfach erwähnte Nagel-Fabrik, die am unteren Ende der ‚Gasse‘ lag, wo ich im Herbst 1946 ein Vierteljahr lang bei der Familie Richter gewohnt hatte. Erst vor kurzem hatte die Firma der jüngere der beiden Heimann-Brüder von seinem Vater, dem „alten Heimann“ (so nannten die Arbeiter den Vorbesitzer), übernommen. Dieser hatte die Fabrik gleich nach dem Kriegsende wieder in Gang gebracht. In den beginnenden Wirtschaftswunder-Jahren ging es mit ihr rasch aufwärts. Die Belegschaft

wurde vergrößert. Hier nun hatte ich einen Arbeitsplatz sogar schon lange vor Beginn der großen Ferien bekommen.

Ich fuhr jeden Nachmittag gleich nach der Rückkehr von der Schule und der hastigen Einnahme der Mittagsmahlzeit mit dem Fahrrad zu ‚Heimanns‘, um dort von zwei bis vier Uhr nachmittags an einer Sortiermaschine zu arbeiten. Das Sortieren war weit weniger anstrengend als meine Ferien-Arbeit in den beiden Jahren davor. Ich musste die Maschine zwar mit den Füßen in Gang halten, konnte aber das Arbeitstempo nach Belieben selbst bestimmen. Akkord-Arbeit war an meiner Maschine nicht möglich. Je nachdem, wie rasch oder langsam ich das Pedal unter dem Arbeitstisch mit meinen Füßen bediente, rieselten aus einem metallenen Trichter vor mir mehr oder weniger kleinzöllige Nägel auf die Arbeitsplatte, wo ich den Ausschuß von den einwandfreien Stiften trennen musste.

Während ich in den Unterrichtswochen nur zwei Stunden täglich an der Sortiermaschine saß, arbeitete ich in den Sommerferien wieder volle acht Stunden am Tag. Das Geld, das ich auf diese Weise verdiente, gab ich nur zum kleinsten Teil aus. Vor allem kaufte ich mir literarische und geschichtliche Werke, deren Lektüre mich zunehmend mehr fesselte. Die Eltern sahen es gerne, dass der größte Teil des selbst verdienten Geldes auf einem Sparkonto landete, das ich bei der Post angelegt hatte.

Unter den Arbeitern bei Heimann gab es viele Sportbegeisterte. Die meisten kannten mich, da ich schon seit längerem im TuS Niederense aktiv war. Darum kam ich hier mit den ‚Kollegen‘ während der Arbeitspausen auch leicht ins Gespräch. Abgesehen vom Dorfklatsch, waren die Spiele der Fußball-Mannschaften des Sportvereins besonders an den Wochenenden – wenn ein Spiel bevorstand – und am Wochenanfang – wenn das Spiel vorbei war – das beherrschende Thema solcher Unterhaltungen. Damit ich mich ungehindert an ihnen beteiligen konnte, verzichteten die Arbeiter sogar darauf, platt zu sprechen, was sie sonst taten, wenn sie unter sich waren. Die aktuelle Politik oder gar der doch noch gar nicht so lange zurückliegende Krieg war dagegen nie ein Thema der Pausen-Gespräche, obwohl ich aus gelegentlichen beiläufig gemachten Bemerkungen entnahm, dass

die meisten der jüngeren Arbeiter Soldat und auch in Gefangenschaft gewesen waren. Man wollte offenbar auch hier an alles ‚Schlimme‘ der Kriegsjahre und der Nazi-Ära möglichst nicht erinnert werden und versuchte durch brave Arbeit und ein von aller Politik ungestörtes privates Glück möglichst umweglos das nachzuholen, was einem die Hitler- und Kriegszeit an Lebensqualität (das Wort kannte man damals noch nicht) gestohlen hatte.

Ich bekam für meine Arbeit in der Pack-Abteilung einen Wochenlohn, der sich am tariflich geregelten Entgelt für die Arbeitsleistung eines Hilfsarbeiters in der Metall-Branche orientierte. Dieser Lohn war zwar bescheiden, aber ich wusste doch, was mir zustand und womit ich am Ende einer Arbeitswoche zuverlässig rechnen durfte. Ich schätzte diese Sicherheit und habe mich deshalb auch als Oberstufen-Schüler und sogar noch später als Student darum bemüht, mir in den großen Ferien bzw. in den Semester-Ferien einen Arbeitsplatz in der Nagel-Fabrik Heimann zu sichern – was glücklicherweise nicht schwerfiel, weil in den Aufbau- und Wirtschaftswunder-Jahren der Bundesrepublik Arbeitskräfte allenthalben und in wachsender Zahl gefragt waren.

Die neue Kirche

Der jähe Verlust ihrer Heimat und fast aller ihrer Besitztümer im Zuge der Vertreibung hatte den Schlesiern schwerstes Leid zugefügt. Dieses Leid wurde, zumal in der ersten Zeit nach der Austreibung, noch fühlbarer, wenn sie in der neuen westdeutschen Heimat sahen, wie glimpflich ihre westfälischen Landsleute anscheinend den Zweiten Weltkrieg überstanden hatten.

In dem Ort Niederense schien nichts zerstört worden zu sein. Ländliche Gemeinden hatten, wenn sich in ihnen nicht ein größerer Industriebetrieb, ein Verkehrsknotenpunkt oder eine militärische Einrichtung befand, sehr viel weniger unter dem Bombenkrieg gelitten als die allermeisten Stadtgemeinden Nord-, West- und Süddeutschlands. Auch die kriegerischen Unbilden, die ländliche Orte im Frühjahr 1945

bei der Besetzung durch britische oder amerikanische Truppen auszustehen hatten, waren in aller Regel erträglich gewesen und hatten nicht übermäßig lange gedauert. Haus und Hof und persönlicher Besitz waren niemandem in den militärisch oder industriell uninteressanten Orten genommen worden, von kurzzeitiger Beschlagnahme in dem einen oder anderen Fall abgesehen.

Freilich hatten auch die Deutschen in den vom Krieg weitgehend verschonten westdeutschen Landgemeinden den Tod oder das ungewisse Schicksal vieler Väter und Söhne zu beklagen, und man musste zusammenrücken, um einigen evakuierten Familien und danach den Vertriebenen eine Unterkunft zu überlassen. Aber das war lediglich lästig, bedeutete jedoch keinen schweren und dauerhaften Verlust. Man musste in den westlichen Dörfern und Weilern nach der Kapitulation nicht wieder bei Null anfangen. Man hatte nicht fliehen müssen, man war nicht ausgeplündert worden, und man hatte keinen Quadratmeter eigenen Bodens hergeben müssen.

Wie ich später hörte, hatte die von der britischen Militär-Regierung verfügte sogenannte Demontage deutscher Industrie-Betriebe lediglich die Nagel-Fabrik Heimann einige Maschinen gekostet. Die aber konnten schon nach kurzer Zeit ersetzt werden, und zwar durch modernere, leistungsfähigere. Sonst schien niemand im Ort nennenswerte Schäden oder Verluste erlitten zu haben.

Doch dieser Eindruck, den wir bei unserer Ankunft in Niederense vom Kriegsschicksal des Ortes und seiner Bewohnerschaft hatten, täuschte über die Maßen.

Tatsächlich hatte das Dorf bereits am 14. Juni 1941 einen ersten Luftangriff erlebt, bei dem englische Kampfflugzeuge große Mengen Brand- und Sprengbomben abwarfen. Die Gebäude der Firma Schiermeister & Junker gingen in Flammen auf. Das Feuer versperrte über vierzig Niederensern die Ausgänge des Luftschutz-Kellers. Nur dank des beherzten Eingreifens einiger Helfer entkamen sie mit genauer Not dem Tode. Der Schrecken und das Entsetzen über diesen ersten Luftangriff auf ihren Heimatort waren so groß, dass die frommen Katholiken des Dorfes im Tal der Möhne gelobten, fortan

jedes Jahr im September zu Fuß zum Gnadenbild der sogenannten ‚Stuhlmadonna‘ in Werl zu wallfahrten, ein Versprechen, das sie gewissenhaft hielten.

Im September 1942 griffen englische Maschinen Niederense erneut an. Man zählte nach dem Angriff sechzehn Sprengbomben, die aber glücklicherweise keinen Schaden angerichtet hatten.

Doch dem Ort stand weit Schlimmeres bevor.

Wir Neubürger hatten uns schon bald nach unserer Ansiedlung in Niederense gefragt, weshalb ein so großes Dorf mit seinen kirchentreuen Einwohnern nur solch ein kleines Kirchlein wie die Anna-Kapelle besaß. In ihm fanden höchstens fünfzig Gläubige Platz. Daher wunderten wir uns nicht, dass schon zu der Zeit, als wir nach Niederense kamen, die Rede vom Neubau eines Gotteshauses war, in welchem möglichst alle Gläubigen des Ortes Platz finden würden.

In der Tat war Niederense erst seit dem Frühjahr 1943 ohne eine große Kirche. Bis dahin hatte es auf dem linken Ufer der Möhne vor dem östlichen Ortsende ein schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gegründetes Zisterzienserinnen-Kloster mit dem poetischen Namen ‚Himmelpforten‘ (lateinisch ‚Porta Coeli‘) gegeben. Die dazugehörige schöne barocke Kirche war zwischen 1720 und 1725 errichtet worden. Sie war mit kostbaren Altären, einer prachtvollen Orgel und einer Reihe weiterer wertvoller sakraler Kunstgegenstände ausgestattet worden. Diese Kloster-Kirche hatte der katholischen Gemeinde Niederense schon seit 1840 als Gotteshaus gedient. Von dem alten Kloster, dessen Abtei in neuerer Zeit das Herrenhaus eines Gutshofes beherbergte, der Kirche, dem Pfarrhaus, etlichen Wirtschaftsgebäuden und einem Forsthaus war, als wir Niederense kennenlernten, nichts mehr zu sehen. Alles war spurlos verschwunden.

Was war geschehen?

Wenn man Niederense in östlicher Richtung verläßt und an der Möhne entlang fährt, erreicht man nach knapp fünf Kilometern den kleinen Ort Günne. Einen Kilometer oberhalb Günnes stößt man dann auf die

mächtige Staumauer der schon kurz vor dem Ersten Weltkrieg erbauten Möhne-Talsperre. Hinter der etwa hundertundzwanzig Meter langen Mauer staut sich ein über tausend Hektar großer See am westlichen Rande des Arnsberger Waldes. Wer sich vorstellt, dass die fünfundvierzig Meter hohe Mauer dem Wasserdruck einmal nicht standhalten könnte, kann sich ebenso gut ausmalen, welche ungeheuren Zerstörungen die Wassermassen anrichten würden, wenn ihnen eine berstende Staumauer den Weg freigäbe.

Eben solche Zerstörungen mit ihren Folgewirkungen absichtsvoll herbeizuführen plante im Zweiten Weltkrieg die britische Luftwaffe. Ein Sonderkommando der Royal Air Force trainierte an einem See in Wales längere Zeit Luftangriffe auf mehrere westdeutsche Talsperren. Die englischen Flieger benutzten bei ihren Übungen speziell für ihre Absicht konstruierte Rollminen. Zu ihren Angriffszielen gehörte außer der Sorpe-, Eder-, Bever- und Schwelm-Talsperre auch der Möhne-See mit seiner mondsichelförmig angelegten vierunddreißig Meter dicken Sperrmauer. Möhne- und Sorpe-Talsperre versorgten zusammen siebzig Prozent der Ruhr-Industrie mit Brauchwasser und viereinhalb Millionen Menschen mit Trinkwasser. (J. Friedrich) Fiele diese Versorgung aus – so die Kalkulation der Briten –, käme die ganze Ruhr-Industrie zum Stillstand und geriete die betroffene Zivilbevölkerung durch den eklatanten Trinkwasser-Mangel in ärgste Not. Gelänge die Zerstörung der Sperrmauern in Westfalen und Hessen, würde das womöglich kriegsentscheidend sein.

Zwölf leichte Flak-Geschütze, auf den Uferböschungen positioniert, Fesselballons und eine Vernebelungsanlage sollten die Staumauer der Möhne-Talsperre schützen. Merkwürdigerweise wurden indes die Ballons und die Anlage zur Erzeugung künstlichen Nebels noch vor Mitte Mai 1943 von der Talsperre, die nach der frühjährlichen Schneeschmelze randvoll war, abgezogen.

Nur wenige Tage später, in der Nacht vom 16. zum 17. Mai desselben Jahres, einer sehr milden mond hellen Frühlingsnacht, die auf den Muttertags-Sonntag folgte, führte ein Verband von neunzehn viermotorigen Lancaster-Maschinen mit einer Spezialausrüstung zum Transport der Rollminen die lange geplante Aktion aus. Die Staffel

verlor zwar vor Duisburg durch deutsche Falk eine Maschine; die übrigen aber erreichten ihr Ziel und konnten, trotz heftigen Flak-Feuers, ihr Vorhaben ausführen.

Mit einer Stunden-Geschwindigkeit von 385 Kilometern griffen fünf Maschinen nacheinander im Tiefflug die Staumauer an und klinkten aus nur achtzehn Metern Höhe, im Lichte von Landescheinwerfern und vorher abgeworfenen Leuchtbomben, ihre Rollminen aus. Vier Angriffe blieben erfolglos, obwohl drei der litfaßsäulen-artigen Spezialbomben die stählernen Fang-Netze, die man seeseitig an der Mauer angebracht hatte, übersprangen und den Damm erreichten. (Der zweite Angreifer hatte die Bombe zu spät ausgeklinkt, so dass diese erst hinter der Sperrmauer explodierte und die Lancaster-Maschine selbst ein Opfer der Explosion wurde.)

Erst der fünfte Angriff brachte den erstrebten Erfolg. Die nahezu vier Tonnen schwere Rollmine erreichte, wie schon drei vor ihr, mit hoher Drehgeschwindigkeit die Staumauer, sank, an dieser entlang abwärts rollend, bis in fünfzehn Meter Tiefe und explodierte dann. Die gewaltige Detonation riß, wie geplant, eine Lücke in die Mauer. Die Lücke weitete sich schnell zu einem fast achtzig Meter breiten und zwanzig Meter tiefen Loch, durch das sich der Stausee-Inhalt von hundertunddreißig Millionen Kubikmetern Wasser talwärts ergießen konnte. Der Strom fiel aus, und zugleich stürzte eine ins Riesenhafte wachsende Flutwelle auf das Möhnetal herab und wälzte sich mit fürchterlicher Geschwindigkeit das Flusstal entlang.

Bewohner Niederenses, welche die Katastrophe miterlebten, schätzten die Höhe der Flutwelle beim Erreichen ihres Heimatortes auf fünfzehn bis siebzehn Meter über der Talsohle. Die von Menschenhand provozierte Sintflut erreichte binnen zwanzig Minuten das zu spät gewarnte Neheim, strömte dort ins Ruhrtal und richtete ruhr-abwärts noch Zerstörungen bis Witten an (das fast fünfzig Kilometer von der Talsperre entfernt liegt). Diese waren enorm. Zudem ertranken in Neheim nahezu vierzehnhundert Menschen: über fünfhundert ukrainische Zwangsarbeiterinnen (im Nazi-Sprachgebrauch der Zeit sogenannte ‚Ostarbeiterinnen‘), deren von Stacheldraht umgebene Lager-Baracken vor Neheim nahe am Fluß gelegen hatten, über

siebenhundert andere ausländische Gefangene und fast hundert- undfünfzig Deutsche. Sie alle hatten den herantosenen Fluten nicht mehr entrinnen können. Etwa vierzig Menschen kamen mit Verletzungen davon.

Viele Bewohner Niederensens flohen vor dem rapide steigenden Wasser in das oberste Stockwerk oder auf das Dach ihrer Häuser und konnten sich auf diese Weise retten, wofern ihre Behausungen dem Druck des Wassers standhielten. Dazu gehörte auch das stabile Gebäude der Bahnhofsgaststätte Himmelpforten. Die Familien Jost und Knierim flüchteten rechtzeitig auf den Dachboden des Hauses. Von dort aus beobachteten sie voller Angst das Ansteigen der Wassermassen und ihr Zerstörungswerk. Das Wasser stieg im Laufe der Nacht bis etwa zwanzig Zentimeter über den Türen im Erdgeschoß. (Ein Teil dieses Geschosses bildeten auch die beiden Räume, die wir seit Ende 1946 bewohnten.) Dann, gegen Morgen, fing das Wasser an, langsam wieder zu fallen und abzufließen. Vorher hatte es den tiefer gelegenen Teil Niederenses überflutet - und das war fast der halbe Ort.

Die gewaltige Flutwelle hatte das im Tal der Möhne liegende Kloster Himmelpforten und die dazugehörige Kirche von den Fundamenten gerissen. Sieben Menschen, die im Bereich der Kloster-Anlage lebten, darunter der Pfarrer der Kloster-Kirche und ein sowjetischer ‚Fremdarbeiter‘, fanden den Tod in der nächstens über sie hereinbrechenden Flut.

In dem tiefer gelegenen Teil der Dorfes wurde auch das Amtsgebäude, das bis 1950 den Sitz der Verwaltung des Amtsbezirkes Bremen beherbergte, so schwer beschädigt, dass die Verwaltung für längere Zeit funktionsuntüchtig war. Nicht weit vom Amtsgebäude befand sich auf dem Heuerwerth, der gemeindeeigenen Weidefläche, ein durch Stacheldraht gesichertes Lager mit ausländischen Zivilarbeitern, die in der Firma Schiermeister & Junker Zwangsarbeit leisten mussten. Sie konnten, bis auf zwei Russen, die ertranken, erst in letzter Minute vor dem heranstürmenden Wasser auf die Haar-Höhe flüchten. Der eine der beiden umgekommenen sowjetischen ‚Ost-

arbeiter' mit Namen Gregori hatte, als seine Leiche im Garten eines überschwemmten Hauses gefunden wurde, seine Mandoline im Arm.

Die Fluten stiegen etwa bis zu der Stelle im Dorf, wo nun die neue Kirche errichtet werden sollte. Der höher gelegene Teil der Gemeinde blieb von der Katastrophe verschont.

Auch in der Zeit, die auf die Zerstörung der Staumauer bei Günne folgte, zwangen zahlreiche nächtliche Flieger-Alarme die Einwohner Niederenses immer wieder, die Schutzräume aufzusuchen. Tagsüber arbeitete man anhaltend daran, die Schäden zu beheben, welche die Katastrophen-Nacht in dem überfluteten Teil des Dorfes angerichtet hatte. Es gelang in der Tat, durch den massiven Einsatz einer großen Zahl von gleich nach der unheilvollen Nacht herangeschafften holländischen und belgischen Zwangsarbeitern sowie durch die Mithilfe von Männern des Reichsarbeitsdienstes und von etwa tausend Wehrmacht-Soldaten die Folgen der Katastrophe im verwüsteten Möhne- und Ruhrtal binnen Monaten zu beseitigen.

In Himmelpforten und Niederense waren im ganzen acht Gebäude völlig zerstört und vierundvierzig mehr oder weniger stark beschädigt worden. Etwa die Hälfte des Ortes war nahezu unbewohnbar geworden. Dennoch war schon nach drei Jahren der Zustand des Ortes vor dem Unglück praktisch wiederhergestellt – wenn man davon absieht, dass es nicht möglich war, Himmelpforten wieder aufzubauen. Jemand, der, wie wir Vertriebenen, den Ort Mitte 1946 kennenlernte, konnte daher nichts mehr von den schweren Wunden wahrnehmen, die der Krieg unserer neuen Heimat im Mai 1943 geschlagen hatte.

Mit Bedacht wählte man nun für den Bau einer neuen Kirche ein Grundstück, das jenseits der Grenze lag, bis zu der die Wasserflut vorgedrungen war. Die Bau- und Materialkosten konnten stark verringert werden, weil sich viele männliche Gemeindemitglieder unentgeltlich an den Bauarbeiten beteiligten. Zum Teil wurden für den Neubau Steine der ehemaligen Kloster-Kirche verwendet. Neben der Kirche wurde auch gleich noch ein Pfarrhaus - mit Garten - gebaut. Der erste Bewohner des neuen Pfarrhauses wurde der Dechant An-

tonius Berges, ein sympathischer Mann in den Vierzigern, der sich auch den nicht-katholischen Zuwanderern gegenüber immer betont freundlich gab.

Schon 1949 konnte der Kirchbau, nach knapp dreijähriger Bauzeit, eingeweiht werden. Die Niederenser waren stolz auf ihre neue St. Bernhard-Kirche, die zwar kein besonders bemerkenswertes Stück moderner Sakralarchitektur darstellte, aber dafür sehr solide und zweckdienlich gebaut war und so die geistlichen Bedürfnisse einer zahlreichen katholischen Gemeinde besser befriedigen half als die allzu kleine Anna-Kapelle.

Liebeleien

Alle vierzehn Tage kam Pastor Frederking aus Neheim, um in der Anna-Kapelle einen Gottesdienst für die Niederenser Protestanten zu halten. In den beginnenden fünfziger Jahren löste ihn ein Diakon aus dem Nachbarort Bremen ab, wo er seit kurzem hauptamtlich wirkte.

Bei einem dieser Gottesdienste fiel mir ein Mädchen auf, das ich bisher nicht in der Kirche gesehen hatte. Es war nur wenig jünger als ich und hatte dunkles, welliges Haar, ein feingeschnittenes Gesicht, große schwarzbraune Augen und zart-brünette Haut. Ein helles, eng anliegendes Sommerkleid brachte ihre schlanke Figur vorteilhaft zur Geltung.

Ich suchte in den folgenden Tagen und Wochen unauffällig mehr über das anziehende Mädchen zu erfahren. Es hieß Edeltraut P. und war die Tochter eines Vertriebenen-Paares, das etliche Jahre später als wir nach Niederense gekommen war. Edeltraut hatte noch einen etwas jüngeren Bruder. Die Familie wohnte in der Mitte des Ortes, gar nicht weit von uns. Der Vater arbeitete in einer Neheimer Möbel-Fabrik, wohin er täglich mit der Kleinbahn fuhr. Gerüchtweise verlautete im Ort, dass er im Kriege Oberst und Ritterkreuz-Träger gewesen sei. Beides bestätigte sich. Als die Adenauer-Regierung daran ging, im Zuge der Wiederbewaffnung Westdeutschlands die Bundeswehr zu

schaffen und ehemalige Offiziere der Wehrmacht als Helfer beim Aufbau der neuen Armee heranzog, war Edeltrauts Vater sogleich mit von der Partie. Er gehörte zu der ersten Generation der Bundeswehr-Offiziere.

Schon vorher hatte sich Herr P. von seiner ersten Frau, einer Ärztin, getrennt, die mit Edeltrauts Bruder in den Nachbarort Günne gezogen war, wo sie eine Praxis eröffnete. Die Eheleute wollten sich wohl scheiden lassen, denn Edeltrauts Vater war eine Liaison mit einer neuen Frau eingegangen. Mit dieser und der Tochter lebte er in Niederense, als Edeltraut meine Aufmerksamkeit erregte. Die stattliche blonde Frau, die ich zunächst für ihre Mutter gehalten hatte, trug – für Niederense ganz ungewöhnlich – dirndl-ähnliche Kleider. Sie grüßte immer ausgesprochen freundlich.

Edeltraut besuchte eine auswärtige weiterführende Schule. Sie war also auch Fahrschülerin. Wenn sie mittags nach dem Unterricht vom Bahnhof kam, führte sie ihr Heimweg an unserem Haus an der Post-Straße vorbei. An den Tagen, an denen ich früher als sie zu Hause war, konnte ich sie die Straße heraufkommen sehen. Ich nutzte die günstige Gelegenheit, trat, kurz bevor sie unser Haus erreichte, nach draußen und schloß mich ihr an – beim ersten Mal unter dem Vorwand, ich hätte wegen einer kleinen Besorgung den gleichen Weg wie sie. Sie hatte nichts dagegen, und so konnte ich sie unbefangen ein Stück begleiten. Als sich die Sache mehrmals wiederholte, merkte sie natürlich, dass mein Interesse ihr galt.

In einem so kleinen Ort wie Niederense fiel es freilich bald auf, dass ich Edeltraut mittags häufiger ein Stück weit begleitete. Das muß sich auch unter meinen männlichen Altersgenossen des Dorfes schnell herumgesprochen haben. Unter ihnen war – was ich nicht wusste – einer, ein Schlosser-Lehrling, glaube ich, der sich gleichfalls für Edeltraut stärker interessierte. Und er meinte offenbar, größerer oder frühere Ansprüche auf die P.-Tochter zu haben. Drohend ließ er mich über irgendeinen Zwischenträger bei einer geeigneten Gelegenheit wissen, *er* gehe mit Edeltraut, ich solle die Finger von ihr lassen.

Ich weiß nicht, ob das bei ihm Wunschdenken war oder ob er übertrieb – Edeltraut jedenfalls hatte mir gegenüber den Namen eines Konkurrenten nie erwähnt. Es kam mit ihm auch nie zu so etwas wie einer Aussprache oder gar zu einer Auseinandersetzung. Eine vielleicht erforderliche Entscheidung Edeltrauts zwischen ihren beiden Bewerbern entfiel dann ohnehin, denn ganz unerwartet ging die Umworbene aus Niederense weg. Sie zog zu ihrer Mutter, und so riß mein noch etwas zaghaft zu ihr geknüpfter Kontakt ab.

Nicht allzu lange Zeit danach gelangte die bestürzende Nachricht nach Niederense, dass Edeltraut P. tot sei. Sie sei beim Überqueren eines Bahnübergangs so unglücklich gestürzt, dass sie mit der Stirn auf einen Schienenstrang aufgeschlagen sei. Von diesem schweren Sturz habe sie sich nicht mehr erholt. Ich war tief betroffen und musste noch lange an das so früh vom Tod geholte anmutige Mädchen denken.

Auch bei einem anderen Mädchen, das mich einmal kurzzeitig interessierte, trat ein Rivale in Erscheinung, von dem ich nichts geahnt hatte.

Der Sohn des Bremer Arztes, der im Februar 1948 der Mutter bei der Geburt meiner Zwillingsbrüder beigestanden hatte, praktizierte in Niederense seit dem Beginn der fünfziger Jahre in einem neuen, von einem gepflegten Garten umgebenen Einfamilien-Haus, das er für sich und seine junge Frau hatte bauen lassen. Der junge Dr. Schaeffer betreute auch unsere Mutter, der, seit wir in die Post-Straße umgezogen waren, zunehmend arge Kopfschmerzen zu schaffen machten. Uns Kinder behandelte er gleichfalls gelegentlich. Er mochte uns und tat im Rahmen einer Behandlung öfters wohl auch mehr, als er bezahlt bekam.

Mir hatte er aus seinem häuslichen Bücherbestand eine alte Ausgabe von Cäsars ‚De bello Gallico‘ und ein lateinisch-deutsches Wörterbuch überlassen. Dann und wann ließ er bei uns anfragen, ob ich Zeit und Lust hätte, am Nachmittag sein Haus für ein paar Stunden zu hüten, da er mit seiner Frau wegfahren müsste, um in Soest oder Werl einige Besorgungen zu machen. Ich könnte in ihrem Haus ja meine Schularbeiten erledigen oder lesen, seine kleine Bibliothek stünde mir

zur Verfügung. Das machte ich selbstredend gern, zumal ich allein und völlig ungestört in dem schönen Haus sein würde. Auch stellte mir Frau Schaeffer immer etwas zu trinken und zu knabbern hin.

Seit kurzem hatten die Schaeffers ein neues Hausmädchen, das aus einem der Nachbardörfer Niederenses stammte. Das blonde Mädchen hieß Maria (den Nachnamen kannte ich nicht) und war ein kleines, wohlgeformtes Persönchen. Als ich an einem Wochenende wieder einmal gebeten wurde, das Haus zu hüten, traf ich dort zu meiner Überraschung Maria an. Im stillen dachte ich sogleich, vielleicht ist das eine Chance, dem anziehenden Lehrmädchen etwas näherzukommen. Die muntere Maria kümmerte sich aber gar nicht um mich, sondern ging ins obere Stockwerk, wo sich ihr Zimmer befand, machte sich dort ausgehertig, kam wieder herunter und sagte mir nur kurz Bescheid: Sie habe heute frei und wolle nach Neheim. Sie verabschiedete sich flüchtig und verließ schnellen Schritts das Haus. Ich war natürlich etwas enttäuscht, aber dann konzentrierte ich mich im Wohnzimmer der Schaeffers auf meine Hausaufgaben und meine Lektüre. Ich genoß die wunderbare Ruhe. Durch die Terrassentür warf ich ab und zu einen Blick in den sommerlichen Garten.

Doch kaum war eine halbe Stunde seit dem Weggang Marias vergangen, da schreckte mich ein von draußen kommendes ungewohntes Geräusch auf. Eilige, näher kommende Schritte knirschten auf dem mit hellem Kies bestreuten Gartenweg. Gleich danach verdunkelte der Schatten eines jungen Mannes die Scheibe der Terrassentür. Er klopfte heftig und ungeduldig an das Scheibenglas. Überrascht erhob ich mich, ging zu der Tür und öffnete sie zögernd. Ehe ich noch grüßen und fragen konnte, was der unangemeldete Besucher wolle, warf dieser mir aufgebracht und unwirsch die Frage entgegen: „Wo ist Maria?“

Ich kannte den jungen Mann oberflächlich vom Sehen, wusste aber seinen Namen nicht, da er in einem Teil des Ortes wohnte, wo ich nur selten hinkam. Noch irritiert von seiner Ungehaltenheit, sagte ich ihm, dass Maria vor einer halben Stunde das Haus verlassen habe. Er schaute mich ungläubig an und verdächtigte mich anscheinend, sie vor ihm versteckt zu haben. Also sah er wohl einen Rivalen in mir, der

ihm die ‚Freundin‘ abspenstig gemacht hatte. Er wusste natürlich nichts davon, dass ich als Hauswächter da war, sondern nahm offenbar an, dass ich dank einer entsprechenden Verabredung mit Maria ins Haus gelangt sei. Ich hatte größte Mühe, sein eifersüchtiges Misstrauen zu zerstreuen. Endlich zog er enttäuscht ab – enttäuscht wohl auch darüber, dass Maria sich offenkundig nichts aus ihm machte, sonst hätte sie ja wohl auf ihn gewartet.

In den letzten Jahren meiner Schulzeit interessierte mich dann stärker die älteste Tochter des Fabrikanten Sch. Marga, etwa vier Jahre jünger als ich, besuchte das von den katholischen Schul-Schwestern geführte Lyzeum in Werl, wo sie das Abitur machen sollte. Die hübsche, etwas blasse, zurückhaltende Marga mit ihren dunklen Augen und Haaren besaß einen stillen Charme, der sehr anziehend auf mich wirkte.

Sie war mit meiner Schwester Katharina befreundet. Daher kam sie ab und zu in unser Haus Katharina besuchen. Das gab mir Gelegenheit, mich mit ihr ungezwungen zu unterhalten. Sie interessierte sich für manches, was ich gerade las, und so tauschten wir bald die eine oder andere Lektüre. Ich empfahl ihr unter anderem, Schiller zu lesen, dessen Dramen und Gedichte mich damals begeisterten. So lieh ich ihr einen Band Schiller, den ich kurz zuvor über einen Buch-Club erworben hatte und auf dessen Besitz ich sehr stolz war.

Ich war bei meinem Versuch, mich Marga zu nähern, allerdings überaus zögerlich, denn ich wusste, wie überzeugt die Familie Sch. dem katholischen Glauben anhing (Marga hatte noch drei jüngere Geschwister), wohingegen wir, als Altlutheraner, ausgemachte Protestanten waren. Die Eltern Margas, die immer ausnehmend freundlich zu mir waren, würden es doch, fürchtete ich, höchst ungern sehen, wenn ihre älteste Tochter sich mit einem Erz-Lutheraner anfreundete – eine Befürchtung, die freilich Margas anziehende Wirkung auf mich mitnichten schmälerte. Die freundschaftliche und gedämpft erotische Beziehung zu der Fabrikanten-Tochter hielt im übrigen bis in meine ersten Studienjahre hinein an.

Bei meinen schüchternen Versuchen, mit anziehenden Niederenser Mädchen in Kontakt zu kommen, unterlag ich wie die anderen jungen

Menschen in den Jahren der Adenauer-Republik dem Einfluß der allgemein herrschenden Prüderie und der einengenden Moral, welche die christlichen Kirchen lehrten und praktizierten. Aber in meinem Falle kam erschwerend hinzu, dass ich der Sohn einer besitzlosen Vertriebenen-Familie war, der bei seinen Annäherungsmanövern nichts in die Waagschale werfen konnte als sein bescheidenes persönliches Renommee (als Gymnasiast, guter Schüler, geschätzter Nachhilfe-Lehrer und erfolgreicher Sportler) – und das war wenig genug. Die Anpassung unserer Familie an die einheimische Dorfgesellschaft war längst noch nicht weit genug gediehen, so dass ich bei meinen Flirt-Versuchen mit rivalisierenden Altersgenossen aus alteingesessenen Familien kaum Schritt halten konnte.

Horizont-Erweiterungen

Ich entdecke für mich Literatur und Theater

Als ich Ende der vierziger Jahre von Frau Jost das abgegriffene Büchlein mit Kellers Erzählung ‚Die drei gerechten Kammacher‘ geschenkt erhielt, führte mich die Lektüre dieses Heftchens auf ein mir gänzlich unvertrautes geistiges Terrain, auf dem ich, schon wegen der mich befremdenden Sprache, ziemliche Mühe hatte, mich zurechtzufinden. Nicht nur die detailreich geschilderte kleinstädtisch-zünftlerische Welt, in der die fatale und erschreckend endende Geschichte spielt, sondern vor allem die bitter ironische bis sarkastische Art der Schilderung fesselten mich auf eine mir dahin völlig unbekannt Weise.

Es war mein erster zufälliger Kontakt mit deutschsprachiger Hochliteratur, zu der mir bis dahin niemand, weder in der Familie noch in der Verwandtschaft noch im Bekanntenkreis, einen Zugang geöffnet hatte. In unserem Haus im schlesischen Hünern hatte es nicht ein einziges vergleichbares Buch gegeben. Literarisches im weitesten Sinne ist auch nie ein Gesprächsgegenstand in der Familie gewesen. Von der Existenz literarischen Schrifttums hatte ich darum nicht die leiseste Ahnung. Um so beunruhigender und erregender war daher meine erste bewusste Begegnung mit einem Werk der poetischen Literatur. (Die Grimmschen Märchen hatte ich viele Jahre zuvor nur in einer vermeintlich kindgemäßen Form und in einer versimpelnden Sprache kennengelernt, und den Geschichten in den Lesebüchern der Nazi-Zeit hatte lediglich ein rein stofflich-inhaltliches Interesse gegolten.) Vieles, was bei Keller vorkam und eine Rolle spielte, machte mich neugierig und zugleich ratlos. Doch ich hatte auch jetzt niemanden, den ich hätte zu Rate ziehen können. Ich ahnte, dass es hier etwas überaus Lohnendes zu entdecken gab, und ich wartete sehnlich darauf, dass sich jemand fände, der mir helfen würde, diese Entdeckungen zu machen.

Mein Helfer und Förderer in dieser Sache wurde die Schule, wurden die Deutschlehrer des Neheimer Gymnasiums. Sie führten mich, im

Rahmen ihres Unterrichts, im Laufe der nächsten Jahre an die poetische Literatur heran. Sie verhalfen mir dazu, deren Gegenstände und die literarisierte Sprache zu verstehen, wie auch dazu, die ästhetischen Qualitäten literarischer Werke zu erkennen und zu genießen.

Meine Lektüre beschränkte sich schon bald nicht mehr auf das, was wir im Deutschunterricht lasen – zum Beispiel Erzählungen, Gedichte und Dramen von Storm, Keller, Schiller, Kleist und Goethe -, sondern ich las, nachdem einmal der Appetit geweckt war, auch weitere Werke dieser und anderer Autoren der klassischen deutschen Literatur, sofern es mir gelang, an diese Werke heranzukommen. Das war in dem Dorf Niederense und auch in der Kleinstadt Neheim-Hüsten nicht leicht. Eine Schüler-Bücherei im Gymnasium gab es nicht, und die Leihbibliotheken vor Ort und in Neheim verfügten kaum über Werke der Hochliteratur. Geld, um mir all das zu kaufen, was ich gern gelesen und noch lieber besessen hätte, hatte ich nicht genug. Dennoch baute ich mir nach und nach eine – freilich höchst lückenhafte – kleine eigene Bibliothek auf.

Mit Vergnügen entdeckte ich eines Tages, dass im Wohnzimmer der Familie meines Schulfreundes Hermann Lutter ein verglaster Bücherschrank stand, in dessen Regalen schön gebundene Ausgaben der Werke Wielands, Goethes, Schillers und Jean Pauls aufgestellt waren. Man erlaubte mir gern, mich da zu bedienen. Die Bände mit ihren goldverzierten Rücken wurden von den Besitzern anscheinend kaum in die Hand genommen.

Zufällig war ich an einen Bücherschrank geraten, wie ihn sich gutsituierte Bürger-Familien seit dem neunzehnten Jahrhundert zu repräsentativen und dekorativen Zwecken zugelegt hatten. Ich war offensichtlich der erste, der ein wirkliches Interesse zeigte an dem, was in den Klassiker-Ausgaben zu lesen stand. Hermann hatte keinerlei Verlangen nach der Lektüre der kostbar aufgemachten Bände.

Die Bändchen und Bücher, die ich mir selbst nach und nach anschaffen konnte, waren ganz schlichte Ausgaben, vorwiegend Reclam-Hefte und Taschenbücher. In der Mittelstufe und erst recht in

der Oberstufe wurde ich im Deutschunterricht veranlaßt, weitere Klassiker-Lektüren zu kaufen. Allmählich kamen aber auch Werke von ins Deutsche übersetzten ausländischen Schriftstellern – besonders amerikanischen, englischen und russischen – hinzu.

In der Oberstufe mußten wir uns dann für den Englisch- und Französisch-Unterricht einzelne Werke in der Originalsprache besorgen, so dass ich auch einen ersten unmittelbaren Einblick in die Literatur der Engländer, Amerikaner und Franzosen erhielt. Bei den von unseren Lehrern ausgewählten Lesestoffen dominierte die jeweils klassische Literatur. Doch in den letzten beiden Jahren vor dem Abitur kam auch jüngeres und sogar zeitgenössisches Schrifttum zum Zuge. Wir lasen kleinere Werke von Thomas Mann, Stefan Andres, Ernst Jünger, Reinhold Schneider und Carl Zuckmayer, von T. S. Eliot und Christopher Fry, von Thornton Wilder und Ernest Hemingway, von Antoine de Saint-Exupéry, Vercors und Jean Anouilh. Das waren zwar nur Kostproben, aber diese Proben machten Appetit und regten an, selbständig mehr zu entdecken.

Dazu wurden wir insbesondere von dem Deutschlehrer ermuntert, der uns von der Untersekunda an unterrichtete: von Dr. Werner Schulte. Er unterrichtete uns außerdem im Fach Geschichte. (Für einige Zeit übernahm er auch den Turn- und Sportunterricht in unserer Klasse.) Sein fundierter und fesselnder Geschichtsunterricht weckte und stärkte sehr rasch mein Interesse für alle historischen Vorgänge und Erscheinungen. Daher las ich zunehmend gern, außer den Werken der schönen Literatur, geschichtliche und geschichtsphilosophische Darstellungen, beispielsweise Schriften von Jacob Burckhardt, Max Weber, Arnold J. Toynbee und Karl Jaspers.

Meine Begeisterung für die Literatur verleitete mich sogar dazu, fast so etwas wie missionarischen Eifer zu entwickeln. Durch das Vorlesen mancher Werke in der Familie versuchte ich mit meinem Enthusiasmus ansteckend zu wirken. Der Mutter etwa las ich, wenn sie bügelte, Prosa von Hans Carossa vor. Dem blinden Onkel Alfred, der gern alles las, was es an blindenschriftlichen Lesestoffen gab, trug ich in meinem Zimmerchen, wenn er an den Festtagen des Jahres bei uns zu Besuch war, manche Erzählungen von Thomas Mann vor und

diskutierte mit ihm über das Vorgelesene. Auch Goethe- und Schiller-Gedichte rezitierte ich vor ihm, denn die pathetische Lyrik Schillers und die Naturlyrik des jungen Goethe fand ich geradezu hinreißend.

Das Radiogerät, das wir uns einige Zeit nach unserem Umzug in die Post-Straße endlich leisten konnten, verhalf mir dazu, Hörspiele und als Hörspiele adaptierte Dramen unserer klassischen Literatur kennenzulernen. Ich mutete der Familie dann am Abend zu, sich diese Sendungen mit anzuhören – in der Hoffnung, die Eltern oder die älteren Schwestern würden sich bald genauso für das Gehörte erwärmen wie ich. Ich erinnere mich zum Beispiel an eine atmosphärisch dichte und ausdrucksstark rezitierte Übertragung von Kleists gewaltiger Tragödie ‚Penthesilea‘. Doch Eltern und Schwestern wurde das zuviel, deshalb erhielt ich die Erlaubnis, den Radio-Apparat nach den Abend-Nachrichten mit nach oben in mein Zimmer zu nehmen. Dort musste ich jedoch das Gerät äußerst leise stellen, um meinen kleinen Bruder, der mit mir im Zimmer schlief, nicht allzu sehr beim Einschlafen zu stören.

Der Schule hatte ich es ebenfalls zu verdanken, dass ich dramatische Literatur nicht allein ‚hörte‘, sondern auch auf der Bühne gespielt erlebte. Einige Deutschlehrer im Kollegium organisierten mehrfach Fahrten zu Aufführungen des Bochumer Schauspiel-Hauses. So bekamen wir Schüler einige große Inszenierungen von Dramen Shakespeares und Schillers zu sehen. Es waren die ersten Theater-Besuche meines Lebens.

Nicht ganz so teuer war das leider allzu seltene Vergnügen eines Theater-Abends, wenn das Münstersche Landestheater in Neheim gastierte. Das geschah seit Anfang der fünfziger Jahre häufiger. Ich ließ mir die Gelegenheit nicht entgehen und fuhr abends nochmals mit dem Fahrrad in die Stadt. Die Aufführungen fanden in einem großen Gasthaus-Saal statt und waren immer gut besucht. Auch hier erlebte ich die Aufführung etlicher Shakespeare-Stücke.

Einmal leistete ich mir sogar den Luxus, zusammen mit dem Klassenkameraden Jochen Pfitzner eine Schüler-Aufführung von Anouilhs ‚Antigone‘ in französischer Sprache in Schwerte an der Ruhr zu be-

suchen. Wir fuhren mit dem Zug hin und kamen erst spät in der Nacht zurück. Vor der Rückfahrt nach Neheim mussten wir uns ziemlich lange in dem verräucherten, unwirtlichen Wartesaal des Schwerter Bahnhofs aufhalten – eine Gelegenheit, sich intensiv über alles Mögliche zu unterhalten. Dabei zeigte sich, dass wir viele gemeinsame geistige Interessen hatten. Fortan war mir Jochen mehr ein Klassenfreund denn ein beliebiger Klassenkamerad.

Bei den Gastspielen der Münsterschen Bühne in Neheim wunderte ich mich, dass außer mir niemand in Niederense Interesse an den Aufführungen zu haben schien. Wenn ich nach einer solchen Vorstellung im Dunklen nach Hause fuhr, war ich regelmäßig allein. Auch meinen Niederenser Mitschüler Hermann, mit dem ich ansonsten viel Freizeit gemeinsam verbrachte, vermochte ich nie dazu zu bringen, mit mir zu einer abendlichen Theater-Aufführung zu radeln. So erlebte ich schon in dieser meiner frühen Phase des Entdeckens der großen Literatur, dass diese keine populäre, keine ‚volkstümliche‘ Sache ist.

Eben dies traf aber anscheinend auf das Kino zu. Wenn ich mir einmal in einem der drei Neheimer Kinos einen Film anschaute – und das geschah selten genug -, gab es regelmäßig ein ziemliches Gedränge an der Kasse, und unter den um eine Kinokarte Anstehenden waren stets auch junge Leute aus meinem Dorf ebenso wie offensichtlich aus anderen Dorfgemeinden der Umgebung Neheims. (In Niederense und anderen größeren Dörfern machte nur ein ambulantes Kino ab und zu einmal Station.) Anregungen, sich einen bestimmten Film anzusehen, erhielten wir in der Schule kaum, es sei denn, es handelte sich bei einem solchen Film um eine gelungene Adaption einer literarischen Vorlage. Das galt beispielsweise für ‚Königliche Hoheit‘ nach dem Roman von Thomas Mann oder für ‚Verdammt in alle Ewigkeit‘ nach einer Romanvorlage des Amerikaners Norman Mailer.

Über diesen US-Film sprachen wir sogar kurz im Deutschunterricht. Dabei ließ Dr. Schulte erkennen, dass ihm der Streifen zu brutal sei; erst recht könne man es nicht hinnehmen, wenn darin eine Frau so liebeserregt gezeigt würde, wie das bei der Heldin des Films der Fall war. Die Reaktion unseres Deutschlehrers auf das amerikanische Filmprodukt war symptomatisch dafür, wie prüde die bundes-

republikanische Gesellschaft der fünfziger Jahre war und zu welchem bigottem Denken und Verhalten sie ihre Kinder zu erziehen versuchte.

Bei der Lektüre dramatischer Literatur lasen wir in der Klasse des öfteren mit verteilten Rollen. Das machte ich leidenschaftlich gern. Als Primaner dann übernahm ich auch mit Vergnügen und Eifer einen Part, als Schüler der Oberstufe für eine Schulfeier einen Ausschnitt aus Calderons Drama ‚Das Leben ein Traum‘ unter der Regie unseres Direktors Dr. Krug auf der Bühne der Aula zur Darstellung brachten.

Die Entdeckung der großen deutschen und ausländischen Literatur verdanke ich also den Lehrern an der Schule eines westfälischen Provinz-Städtchens. Die Faszination dieser Entdeckung, die ich erst als Vierzehn- oder Fünfzehnjähriger machte, war so stark und nachhaltig, dass sie schließlich auch meine Studien- und Berufswahl bestimmte.

Ich entdecke für mich die klassische Musik

Dem Neheimer Gymnasium verdanke ich eine weitere mich bereichernde Entdeckung. Im Unterricht der Studienräte Dr. Grimmelt und Beisenherz erschloß sich mir das Zauberreich der klassischen Musik.

In unserer Familie wurde viel gesungen. Da die Eltern fromme Lutheraner und eifrige Kirchgänger waren, kannten sie seit ihrer Kindheit Texte und Melodien einer großen Zahl protestantischer Choräle und volkstümlicher geistlicher Lieder. Diese wurden bei den täglichen Hausandachten und an solchen Sonntagen gesungen, an denen die Eltern verhindert waren, einen lutherischen Gottesdienst zu besuchen.

Die Eltern kannten ebenfalls viele deutsche Volkslieder, die besonders die Mutter gern sang. Während ihrer Hausmädchen-Jahre in Brieg an der Oder war sie Mitglied des dortigen altlutherischen Kirchenchores gewesen. Dieser hatte auch mehrstimmige Chorsätze eingeübt und im

Gottesdienst oder bei Gemeindefesten vorgetragen. Die Mutter besaß eine ansprechende Altstimme und hatte im Chor meist die zweite Stimme mitgesungen. An ihre Zeit im Brieger Chor erinnerte sie sich überaus gern.

Von der Freude der Eltern am Singen kirchlicher und volkstümlicher Lieder profitierten auch wir Kinder. Doch spielten weder der Vater noch die Mutter ein Instrument. Der Vater brachte zwar ein paar schlichte Melodien auf der Mundharmonika zustande, bemühte sich aber nie darum, Fortschritte zu machen. Der jüngste Bruder des Vaters, Onkel Paul, soll sich in jungen Jahren an der Geige versucht haben. Aber ich habe ihn in meiner Kindheit nie spielen gehört. Der einzige, der in unserer Verwandtschaft das Spielen eines ‚richtigen‘ Instrumentes praktizierte, war der blinde Onkel Alfred. In seiner ober-schlesischen Heimat hatte er ein Harmonium besessen, auf dem er täglich nach Feierabend (er war Korbmacher) spielte. Sein Können beschränkte sich indes auf das Spielen von Choralsätzen und ernsten volkstümlichen Melodien. Sonntags versah er auf dem Harmonium in der kleinen altlutherischen Kirche seines Heimatortes Dirschel das Amt des Organisten. Nach seiner Übersiedlung in den Westen nutzte er jede sich bietende Gelegenheit, in Gottesdiensten die Besucher mit seinem gefühlvollen Harmonium-Spiel zu erfreuen.

In der Zeit des Dritten Reiches bekam ich natürlich auch manche der damals gängigen Schlager und Chansons mit, zum Beispiel die Stücke, welche die Schwedin Zarah Leander in ihren Filmen und im Radio sang. Doch ich machte mir wenig aus ihnen, sang die Ohrwürmer unter ihnen allenfalls gedankenlos nach. Ich fand, wie andere Zeitgenossen auch, manche pointierten Textzeilen ganz schmissig und lustig, die eben deshalb auch unwillkürlich im musikalischen Gedächtnis hängen blieben. Aber bedeutet hat mir diese Art Musik nichts. Sie wurde auch nie Bestandteil des Liedgutes, das die Eltern liebten und wie selbstverständlich an uns Kinder weitergaben.

Im vorletzten Kriegsjahr war die Rede davon, dass ich, wie mehrere meiner Klassenkameraden an der Brieger Oberschule, Klavierunterricht nehmen sollte. Daraus wurde jedoch nichts mehr. Die sich für Deutschland rapide verschlechternde Kriegslage und die zu-

nehmenden Schwierigkeiten bei der Führung des Kolonialwaren-Geschäfts in Hünern hielten die Mutter davon ab, intensiver nach einer nicht zu teuren Klavierlehrerin für ihren Sohn zu suchen. Ein Klassenkamerad, der schon seit einigen Monaten Klavierstunden bekam, erschreckte mich geradezu mit seinen Klagen darüber, wie streng die Lehrerin und wie mühsam das Üben sei. Daher zeigte ich selbst auch nicht den geringsten Eifer, eine so unangenehme und anstrengende Sache in meiner Freizeit auf mich zu nehmen.

Seit wir nach unserer erzwungenen Übersiedlung ins westfälische Niederense in der Jostschen Gastwirtschaft hausen mussten, waren wir praktisch täglich der Schlager-Musik der unmittelbaren Nachkriegszeit ausgeliefert. Herrn und Frau Josts Gäste warfen alleweile Geld in die im Gastzimmer aufgestellte Musik-Box und ließen so die jeweils aktuellen Schlager ertönen. Wenn ich sonntags mit meiner Fußball-Mannschaft zu Auswärtsspielen unterwegs war, mussten wir uns vor der Heimfahrt mit unserem Bus immer noch längere Zeit in den Vereinslokalen der gastgebenden Mannschaft aufhalten. Auch da wurde man fast pausenlos mit aufdringlicher Schlager-Musik traktiert. Ich konnte diesen trivial-sentimentalen, aber eingängigen Musik-Produkten nichts abgewinnen und ignorierte sie deshalb weitgehend.

Schlager kamen weder im Musik-Unterricht der Volksschule noch in dem des Gymnasiums vor. In der Volksschule hatte uns der Hauptlehrer Bartsch alte und jüngere deutsche Volkslieder nahezubringen versucht. Auf dem Gymnasium dann sangen wir gleichfalls Volkslieder, bekamen aber auch schon einige grundlegende musiktheoretische Kenntnisse vermittelt und übten schließlich etliche anspruchsvolle Chorsätze ein: Carl Maria von Webers Jäger-Chor aus seiner Oper ‚Der Freischütz‘ und Ludwig van Beethovens „Die Himmel rühmen“ zum Beispiel. Von der Quarta an (da waren die meisten von uns im Stimmbruch) trat das Singen in den Musik-Stunden immer mehr zurück. Dafür wurden wir nun Stück für Stück mit Formen und Erscheinungen der klassischen Musik bekannt gemacht und wurden überdies in die Geschichte dieser Musik eingeführt.

Drei meiner Mitschüler spielten ein Instrument: zwei Klavier, einer Geige. Am weitesten fortgeschritten von den dreien war der Geigenspieler. Der immer gut aufgelegte dunkellockige Manfred Hörr war auch sonst ein vorzüglicher Schüler. Das Können des vierzehnjährigen Untertertianers machte sich Dr. Grimmelt für seinen Unterricht zunutze. Hörr spielte uns auf seiner Violine eine der beiden Romanzen Beethovens vor, der Musiklehrer begleitete ihn auf dem Flügel. Solche Musik hatte ich vorher noch nie bewusst gehört. Ich hörte aufmerksamer zu als sonst und hatte spontan den Wunsch, mehr davon kennenzulernen.

Einstweilen musste ich freilich darauf warten, dass wir im Unterricht Beispiele der klassischen Musik von Dr. Grimmelt vorgespielt bekamen. Sobald wir aber zu Hause über ein Radio verfügten, hörte ich mir soviel davon an, wie ich nur irgend konnte. Besonders Sonntag nachmittag und an bestimmten Abenden hörte ich in meinem Zimmer ganze Stücke und Werke, schließlich ganze Instrumental-Konzerte, ganze Opern und Oratorien.

Damit störte ich leider ziemlich oft meinen jüngeren Bruder Siegfried beim Einschlafen, auch wenn ich mit Rücksicht auf ihn das Gerät möglichst leise stellte und mich ganz dicht an den Radio-Empfänger heransetzte. (Eine gute Folge immerhin hat das unfreiwillige Mithören bei meinem Bruder anscheinend doch gehabt. Er bekam so in ganz frühen Jahren schon auf ungewöhnliche Weise klassische Musik vermittelt. Vermutlich hat das dazu beigetragen, dass er sich zum Erstaunen der ganzen Familie nach seiner Schreiner-Lehre dazu entschloß, Orchester-Musiker zu werden.)

Angesichts der Vielzahl gehörter Musik-Werke begann ich damit, mir aufzuzeichnen, was ich alles gehört hatte. Auf diese Weise gewann ich nach und nach einen recht weitreichenden Überblick über das, was deutsche und ausländische Komponisten im Laufe der viele Jahrhunderte langen Musikgeschichte hervorgebracht haben. Durch mehrfaches Hören lernte ich zudem die Werke immer besser kennen.

Im Musik-Unterricht setzten die Fachlehrer seit dem Anfang der fünfziger Jahre auch öfter ein Schallplatten-Gerät ein, um uns Anlage

und Aufbau eines musikalischen Werkes besser verdeutlichen zu können. Wir lernten mittels solcher Schallplatten-Demonstrationen verstehen, wie ein Concerto grosso, eine Sonate, eine Konzert-Ouvertüre, eine Sinfonie, eine Kantate, ein Oratorium und eine Oper strukturiert sind. All das waren für mich wunderbare Entdeckungen in einer Welt, zu der ich keinen Zugang gehabt hatte, bevor mir der gymnasiale Musik-Unterricht mir einen solchen eröffnete.

Als einen ersten Höhepunkt beim Kennenlernen klassischer Musik empfand ich einen Opern-Besuch in Hagen. Dr. Grimmelt organisierte eine Klassenfahrt dahin, um uns eine Aufführung von Webers ‚Freischütz‘ (den er vorher mit uns im Unterricht gründlich besprochen hatte) erleben zu lassen. Ich hoffte seitdem inständig auf eine Zeit in meinem Leben, in der ich mir solche Musik-Erlebnisse so oft wie möglich würde gönnen dürfen.

Ich hätte mir gern auch ein Plattengerät und Schallplatten zugelegt, um noch mehr kennenzulernen als das, was wir an Beispielen in der Schule geboten bekamen. Aber solch eine Anschaffung kam für mich einstweilen aus Kostengründen nicht in Betracht. Auch ein eigenes Radio wäre noch eine zu teure Sache gewesen. An ein solches konnte ich erst sehr viel später denken. Erfüllen konnte ich mir meinen Wunsch sogar erst nach dem Studium.

Kleine Reisen und Fahrten

Als wir im Sommer 1946 in Niederense eine neue Heimat fanden, saßen wir in dem kleinen Ort erst einmal fest und mussten zunächst buchstäblich auf engstem Raum leben.

Erst nach und nach gelang es uns, unseren neuen Lebenskreis etwas zu erweitern. Anfangs war eine Fahrt mit der Kleinbahn in das nur wenige Kilometer entfernte Doppel-Städtchen Neheim-Hüsten oder gar in die dreimal so weit entfernte Kreisstadt Soest schon etwas Besonderes. Ausflüge in die weitere Umgebung unseres neuen Heimatortes kamen fürs erste partout nicht in Betracht. Vorderhand

konnten wir uns nichts anderes erlauben als etwas ausgedehntere Sonntagsspaziergänge in die nähere Umgebung Niederenses. Doch in den Folgejahren boten sich dann immer wieder einmal Möglichkeiten, aus dem Dunstkreis des beschaulichen Ortes am Rande des Arnsberger Waldes herauszukommen.

Anfang 1947 erfuhren wir, dass ebenfalls vertriebene Verwandte aus Oberschlesien in Vororten der Stadt Hamm am Nordrand des Ruhrgebietes untergekommen waren. Die Industrie-Stadt Hamm war der nördliche Endpunkt der Ruhr-Lippe-Eisenbahn, bei welcher der Vater inzwischen angestellt war. Als solcher bekam er verbilligte Familien-Fahrscheine. So wurde es uns möglich, die Verwandten in Herringen und Pelkum – so hießen die beiden Vororte – ab und zu einmal an Wochenenden zu besuchen. Das Wiedersehen nach dem katastrophalen Kriegsende, das uns die Heimat gekostet hatte, löste auf beiden Seiten natürlich große Freude aus.

Bedrückt war man nur angesichts der Wohnsituation, in der auch die Hammer Verwandten zu leben gezwungen waren. Die ‚Herringer‘, nämlich Onkel Gustav, der zweitälteste Bruder der Mutter, mit seiner vierköpfigen Familie, hausten in einer Art Baracke, die zu einem von einer Mauer eingeschlossenen Bauhof gehörte, und die ‚Pelkumer‘, eine Schwägerin der Mutter mit ihren beiden Töchtern (ihr Mann Max, der drittälteste Bruder der Mutter, war noch nicht aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt) lebten zwar in einem privaten Wohnhaus, aber sie verfügten da nur über eine extrem enge Anderthalb-Zimmer-Wohnung.

Gelegenheit, ansonsten aus Niederense herauszukommen, bot mir die – weiter oben schon erwähnte - Teilnahme an den Konfirmanden-Freizeiten, welche die altlutherischen Gemeinden in Essen, Dortmund und Radevormwald im Laufe des Jahres 1948 für in der Diaspora lebende Vorkonfirmanden veranstalteten. Ich lernte auf diese Weise zwei furchtbar zerstörte westdeutsche Großstädte und die nahezu unzerstört gebliebene bergische Kleinstadt Radevormwald kennen. (In diese zogen wir Ende der fünfziger Jahre um – ohne die Mutter freilich, die bereits im November 1957 an den Folgen eines Hirnschlags gestorben war.)

Im Sommer 1949 organisierte der westfälische Fußballverband für Jugend-Spieler aus dem Kreis Soest ein einwöchiges Ferienlager am Halterner Stausee, der nördlich von Recklinghausen liegt. Der TuS Niederense bot mir die Teilnahme an dieser Sport-Woche und die Übernahme der Kosten dafür an. Ich nahm das Angebot mit Vergnügen an. Von den etwa dreißig Teilnehmern war ich der einzige aus Niederense.

Wir wurden in großen Mannschaftszelten ganz in der Nähe des Stausees untergebracht. Zur Verfügung gestellt hatte die Zelte das britische Militär, das auch für unsere Verköstigung sorgte. Wir verbrachten die Tage bei schönem Sommerwetter mit Einzeltraining und Trainingsspielen unter der Leitung eines Jugendwarts aus Soest und erholten uns beim Baden im See.

Da ich niemanden kannte, schloß ich mich einigen Jugendlichen aus Soest an, die mit mir im gleichen Zelt schliefen. Gleich am ersten oder zweiten Tag unseres Aufenthalts am Halterner See gingen wir gemeinsam zum Schwimmen. Auf dem Weg zum Seeufer fielen die Soester auf einmal in Laufschrift. Ich folgte ihnen, um nicht den Anschluß zu verlieren. Dabei liefen sie absichtlich so dicht an den Liegeplätzen sich sonnender weiblicher Badegäste vorüber, dass diese erschreckt auffuhren und wütend hinter uns herschimpften. Ich wollte mich an solchen Rüpeleien nicht wieder beteiligen und hielt mich fortan zu anderen Teilnehmern oder blieb in der Nähe des Zeltes und las. Abgesehen von der einen unerfreulichen Episode, genoß ich das Ferienlager – vor allem natürlich, weil jeden Tag viel Fußball gespielt wurde und ich dabei eine Menge dazulernte. Ich kam am Ende der Ferienwoche am Halterner Stausee braungebrannt und erholt zurück.

Im Jahr darauf unternahm ich in den Sommerferien eine Fahrt zu Verwandten, die nach der Vertreibung aus Oberschlesien in Bergheim, einem kleinen Dorf im nordhessischen Landkreis Waldeck – südöstlich des Edersees -, untergekommen waren. Bis in die Nähe von Brilon fuhr ich mit der Eisenbahn, dann setzte ich die Reise bei schönem Sommerwetter mit meinem Fahrrad fort.

Bergheim erreichte ich erst gegen Abend. Die Verwandten, die zweitjüngste Schwester der Mutter und ihre Familie, nahmen mich herzlich auf. Tante Martha und ihr Mann Gerhard arbeiteten auf dem Bauernhof, auf dem sie mit ihren beiden Söhnen seit der Vertreibung lebten, ganztägig mit. Mit den zwei Vettern, die etliche Jahre jünger waren als ich, konnte ich allerdings nicht besonders viel anfangen. So blieb ich nur wenige Tage und machte mich dann wieder auf den Rückweg.

Als begeisterter Fußball-Freund verfolgte ich mit brennendem Interesse die Spiele der damaligen großen deutschen Fußball-Clubs, vor allem die der nordrhein-westfälischen Oberliga-Mannschaften Borussia Dortmund, Schalke 04, Rotweiß Oberhausen und Rotweiß Essen. An einem Sonntag im Spätsommer 1950 sollten die Mannschaften von Borussia Dortmund und Schalke 04 im Dortmunder Stadion im Rahmen eines Meisterschaftsspiels aufeinandertreffen. Da beschlossen wir Spieler der Niederenser Jugend-Mannschaft, uns die Begegnung der beiden bekannten Oberliga-Mannschaften anzuschauen. Wir hatten an dem betreffenden Sonntag spielfrei und wollten endlich einmal einige von uns besonders bewunderte hochklassige Kicker – Adi Preisler, Schankow, Kwiatkowski, Klodt, Matzkowski – mit eigenen Augen spielen sehen. Mit unseren Fahrrädern fuhren wir am frühen Sonntagmorgen los. Über Werl und Unna ging es nach Dortmund.

Am späten Vormittag erreichten wir dort das große Stadion, die ‚Kampfbahn Rote Erde‘. Wir mussten uns freilich noch bis zum frühen Nachmittag gedulden, ehe wir eingelassen wurden. Aber dann kamen wir durchaus auf unsere Kosten. Wir sahen ein großes Spiel. Die zahlreichen Anhänger beider Lager feuerten ihre Mannschaft mächtig an. Die schwarzgelben Borussen siegten knapp über die blauweißen Schalker.

Gleich nach dem Spiel kehrten wir zu unseren Fahrrädern zurück und traten, noch ganz erfüllt von dem Fußball-Spektakel, die Rückfahrt an. Als wir erschöpft und mit einem gehörigen Muskelkater in den überforderten Waden in Niederense ankamen, war schon längst die Dunkelheit hereingebrochen.

Die kleinen Reisen und Fahrten bis etwa 1950 beschränkten sich auf Ziele in der Region unseres neuen Heimatortes und in der Britischen Besatzungszone. Es sollte noch eine ganze Weile dauern, bis ich die Gelegenheit erhielt, eine erste weite Reise über die Grenzen der damaligen Bundesrepublik hinaus zu machen.

Fast eine Auslandsreise

Die erste weite Reise während meiner Neheimer Gymnasialzeit führte mich 1952 ins Saargebiet. Ich fieberte dem Reiseternin förmlich entgegen und war voll hochgespannter Erwartungen.

Zwei Geschwister der Mutter waren vor dem Zweiten Weltkrieg ins Saarland gezogen, hatten dort geheiratet und sich in der Kreisstadt Ottweiler eine auskömmliche Existenz aufgebaut. Der älteste Bruder Walter war schon in der Zeit der Weimarer Republik nach Ottweiler gegangen. Ihn hatte die Mutter wohl über zwanzig Jahre nicht mehr gesehen.

Onkel Ernst, der Mann Tante Emilies, der jüngsten Schwester der Mutter, war Bäckermeister in der saarländischen Kleinstadt und besaß eine Bäckerei und ein Lebensmittel-Geschäft. Beides ging so gut und machte dementsprechend so viel Arbeit, dass sich die Tante dringend eine Haushaltshilfe wünschte, zumal sie auch noch drei schulpflichtige Töchter zu versorgen hatte.

Da erinnerte sie sich daran, dass ja ihre aus Schlesien vertriebene ältere Schwester Frieda in Niederense eine sechzehnjährige Tochter besaß, für die es an der Zeit war, gründlich den ‚Haushalt zu lernen‘. Daher lud Tante Emilie die Mutter ein, sie im Saargebiet zu besuchen. Sie sollte ihre älteste Tochter, Dorothea, mitbringen, damit diese der geplagten Tante in Küche und Garten beistünde. Dieser Wunsch der Tante war der Hauptgrund für ihre Einladung.

Aber sie hatte wohl auch im Sinn, der Schwester mit ihren sieben Kindern, der praktisch seit 1940 keine Erholungspause mehr vergönnt gewesen war, mit der Reise und dem Besuch endlich einmal eine erholsame Abwechslung zu verschaffen. Und schließlich hatten sich die Schwestern seit vierzehn Jahren nicht mehr gesehen. Damit nun die Mutter die Heimfahrt nicht allein antreten müßte, sollte ich bei der Reise ebenfalls mit von der Partie sein. Die Reisekosten wurden von der Tante übernommen, denn wir hätten eine so weite Reise zu dritt damals schwerlich bezahlen können.

Die Reise fand im Juli, in meinen großen Ferien, statt. Ich war gerade neunzehn geworden und machte, ebenso wie die Schwester Dorothea, zum ersten Mal nach der Vertreibung eine ‚große‘ Reise. Wir fuhren mit dem Zug über Köln, Bonn, Koblenz und Bingen durch die prächtige hochsommerliche burgenreiche Rhein-Landschaft. Hinter St. Goarshausen konnten wir den Loreley-Felsen bewundern. Als wir auf dem Binger Bahnhof hielten, sahen wir zum ersten Mal Schwarze in Uniform. Es waren amerikanische Besatzungssoldaten. Dann ging es durch das Pfälzer Bergland in Richtung Saargebiet. Am späten Nachmittag erreichten wir die Grenze zum Saarland. Zu unserem Erstaunen wurden wir da von unfreundlichen französischen Zöllnern empfangen und ungewöhnlich gründlich kontrolliert.

Da wurde uns erst recht klar, dass wir eine Reise quasi ins Ausland machten. 1952 nämlich wurde das Saargebiet von Frankreich, wie schon 1919 nach dem Ersten Weltkrieg, noch als eine Art Kriegsbeute beansprucht. Dagegen wehrte sich die westdeutsche Regierung unter Konrad Adenauer. Wenige Monate vor unserer Reise waren deutsch-französische Gespräche über die sogenannte Saarfrage gescheitert. Dadurch waren die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern in eine Krise geraten, die über eineinhalb Jahre andauern sollte. Die französischen Zollbeamten ließen uns spüren, dass wir, die wir aus dem „Reich“ kamen (so sagte man damals im Saarland noch immer), einigermaßen unerwünschte Besucher waren.

Die Wiedersehensfreude in Ottweiler war groß. Wie hatte sich die Welt, wie hatte sich Deutschland, wie hatten sich die Menschen seit 1938 verändert! Die Schwestern hatten immer ein herzliches Ver-

hältnis zueinander gehabt, daher verstanden sie sich auch jetzt gleich wieder gut.

Verwundert war ich darüber, wie vollständig die Tante die ortsübliche Sprechweise angenommen hatte. Da erinnerte nichts mehr an die Oberschlesierin aus dem Kreis Leobschütz. Ich kannte die Tante noch gut aus den späten dreißiger Jahren, als sie bei uns in Hünern lebte. In ihrem Gesicht hatte die seither vergangene Zeit natürlich ihre Spuren hinterlassen, aber ich hatte keine Mühe, es wiederzuerkennen. Dagegen hatte sich ihre sprachliche Physiognomie radikal – bis zur Unkenntlichkeit – verändert. Sie hatte sich seit ihrer Heirat vor dem Kriege restlos an die Verhältnisse und Menschen in Ottweiler angepasst, so dass wir nun eine veritable Saarländerin vor uns hatten. Mit ihrem Mann, den wir ebenso wie die drei Töchter jetzt erst persönlich kennenlernten, sprach sie nur rheinfränkisch-pfälzisch, also in der Mundart, die in Ottweiler und Umgebung gebräuchlich ist.

Die saarländische Tante bot ein Musterbeispiel für Über-Angepaßtheit. In nicht einmal anderthalb Jahrzehnten hatte sich das Profil ihrer ursprünglichen sprachlich-kulturellen Identität so abgeschliffen, dass von ihm nichts mehr zu erkennen war. Bei ihr war ein Anpassungsprozeß, der bei deutschen Auswanderern in den USA beispielsweise ein bis zwei Generationen brauchte, zeitlich extrem komprimiert worden. Tante Emilie war anscheinend eine Persönlichkeit, die das, was sie sprachlich aufgegeben hatte, nicht im mindesten als Verlust begriff.

An einem der nächsten Tage besuchten wir auch Onkel Walter und seine Familie. Der älteste Bruder der Mutter hatte in Neunkrichen eine feste Anstellung als Stadtgärtner. Er lebte mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in einem hübschen Einfamilien-Haus, zu dem ein ausgedehnter Obstgarten gehörte. Bislang waren uns Tante Elisabeth, der in meinem Alter stehende Cousin Manfred und die etwas jüngere Cousine Elisabeth nur aus den gelegentlichen Briefen, die Onkel Walter an seine Geschwister in Schlesien schrieb, bekannt gewesen. Wir verbrachten einen angenehmen Nachmittag in Onkel Walters Familie. Besonders genossen wir die herrlichen Früchte der großen schattenspendenden Kirschbäume im Garten des Onkels.

Bei ihm, der ja noch erheblich länger als Tante Emilie im Saarland lebte und eine Saarländerin zur Frau hatte, fiel mir auf, dass er das weiche Oberschlesisch, wie es in seiner Heimat im Kreis Leobschütz gesprochen wurde, mitnichten aufgegeben hatte. Seine Anpassung an die neue Heimat im Saargebiet hatte sich also nicht auch auf seine Sprache ausgewirkt. Daher hatte ich bei ihm keine Mühe, ihn sprachlich gleichsam ‚wiederzuerkennen‘.

Es ging den Saarländern gut – besser als ihren Landsleuten im „Reich“. Die Versorgungslage war bestens. Paris tat in ökonomischer Hinsicht offenbar einiges, um die Stimmung der saarländischen Bevölkerung zugunsten der von Frankreich gewünschten Zugehörigkeit des Saargebietes zur westlichen ‚Siegermacht‘ zu beeinflussen. Dennoch trafen wir in den gut acht Tagen, die wir in Ottweiler verbrachten, in der Kleinstadt und den Orten der näheren Umgebung niemanden, der sich nicht wünschte, wieder zu Deutschland zu gehören.

Onkel Ernst, ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mittvierziger mit soldatisch kurzgeschnittenem dunkelblonden Haar, war nachgerade arbeitswütig. Er litt allerdings häufig unter starken Kopfschmerzen, was ihn aber von der Arbeit nie abhielt. Sie waren immer am heftigsten gegen Ende seines Arbeitstages. Er versuchte sich dann dadurch Linderung zu verschaffen, dass er sich eiskalt duschte – ohne anhaltenden Erfolg freilich. Müßiggang aller Art, oder was er dafür hielt, war ihm zuwider. Auch Geduld war nicht seine Sache. Lehrlinge und Gesellen hielten es bei ihm nie lange aus. Er war auch nicht dazu geschaffen, etwas in Ruhe zu genießen. Darum machten auch wir Besucher uns bald auf die eine oder andere Weise in Haus und Hof nützlich. Ich schaufelte zum Beispiel einen riesigen Berg Eier-Briketts in den Keller unter der Backstube. Mit ihnen wurde der Backofen geheizt. Der Onkel begann mit seiner Arbeit immer schon morgens um vier Uhr.

Die Tante bediente den Tag über im Geschäft. Sie verstand es bestens, mit der Kundschaft umzugehen. Der Kundenkreis war dementsprechend groß. Für Unterhaltungen mit uns blieb den beiden Ehe-

leuten im wesentlichen nur Zeit beim Mittag- und Abendessen. Sie gingen früh zu Bett, denn sie brauchten den Schlaf sehr nötig, um den pausenlosen Anstrengungen der Tagesarbeit gewachsen zu sein. Auch aßen sie kräftig und gut. Wir wurden, insbesondere von dem Onkel, immer dazu angehalten, möglichst oft zuzulangen. So nahmen wir, glaube ich, zum ersten Mal seit dem Kriege wirklich zu. Wer an den heißen Sommertagen Durst hatte, löschte ihn mit köstlichen selbstgemachten Obstsäften. Davon gab es im Keller des Hauses reichlich. Das zur Herstellung der Säfte nötige Obst erntete man in einem Gartengrundstück am Rande der Stadt, das die Meyers schon vor vielen Jahren erworben hatten.

Von den drei Töchtern hatten die beiden älteren, Margrit und Ulrike, auch schon etliche Pflichtarbeiten auszuführen. Zeit zum Spielen wurde praktisch nur der jüngsten, der Schulanfängerin Irmgard, zugestanden. Ich wurde gebeten, die drei Mädchen beim Anfertigen der Schularbeiten ein wenig zu beaufsichtigen und ihnen nötigenfalls zu helfen. Das war den dreien durchaus recht, denn sie spürten rasch, dass da ausnahmsweise einmal jemand war, der Zeit hatte, sich etwas mehr als gewöhnlich um sie zu kümmern – Zeit, welche die Eltern so gut wie nie hatten. Meist wünschten die Mädchen sogar, dass ich mich mit ihnen, bevor sie zu Bett mussten, noch etwas unterhielt oder ihnen etwas vorlas. Das genossen sie, und bald hatte ich den Eindruck, dass sie mich alle drei nicht nur mochten, sondern dass die beiden älteren insgeheim sogar ein bisschen für mich schwärmten.

Da ich bereit gewesen war, hier und da zu helfen und mich zudem etwas um die Töchter zu kümmern, wollte sich der Onkel mir gegenüber noch besonders erkenntlich zeigen. Gegen Ende unseres Aufenthaltes hatte er einiges in der Nachbarstadt Neunkirchen zu erledigen. Ich sollte ihn dahin begleiten.

Neunkirchen, drei- oder viermal so groß wie Ottweiler und geprägt von seinen Industrie-Betrieben und etlichen Kohle-Zechen, hat bei mir keinen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Erinnerunglich ist mir die Stadt nur dadurch, dass der Onkel entschlossen war, mir nach der Erledigung seiner Geschäfte eine besondere Wohltat zu erweisen. Er ging mit mir eiligen Schritts in ein größeres Bekleidungsgeschäft, wo

ich mir eine Seppelhose aus Leder aussuchen sollte. Gewohnt, alles, was er anfasste, rasch und ohne Zeitverlust abzuwickeln, wurde er, als ich etwas länger für das Anprobieren brauchte, ungeduldig und entschied sich kurzerhand an meiner Statt für eine der Lederhosen, die mir, nach seinem Eindruck, zu passen schien, bezahlte und verließ mit mir im Schlepptau schleunig den Laden. Ich bin mit dem neuen Kleidungsstück, da es nicht gut passte, nicht übermäßig glücklich geworden.

Etwas gemächlicher ging es bei den Meyers wenigstens am Sonntag zu. Backstube und Geschäft blieben geschlossen. Die ganze Familie fuhr mit uns drei Besuchern bei schönstem Wetter in das von Ottweiler nur vier oder fünf Kilometer entfernte Wiebelskirchen, wo ein alllutherischer Gottesdienst stattfand. Danach machte man einen kleinen gemeinsamen Spaziergang.

Erfüllt von vielen neuen Eindrücken, trat die Mutter mit mir die Heimreise an. Meine Schwester blieb bei den Verwandten in Ottweiler. Sie kam mit Onkel und Tante aber doch nicht so gut zurecht, wie die Mutter das erwartet hatte. Auch litt Dorothea, die bisher immer in der Familie gelebt hatte, bald unter großem Heimweh und kehrte deshalb bereits nach einem Jahr wieder zu uns nach Niederense zurück.

Zwei Klassenfahrten

Bis zum Abitur machte ich noch zwei größere Reisen im Inland mit. Es waren zwei Studienfahrten, wie sie die Schule in Neheim schon seit einigen Jahren für ihre Primaner zu organisieren pflegte.

Kaum in die Unterprima versetzt, erfuhren wir zu unserer Freude, dass auch wir gleich nach den Sommerferien solch eine Studienfahrt unternehmen würden, und zwar mit unserem Klassenlehrer Wappelt und unserem Deutsch- und Geschichtslehrer Dr. Schulte. Es sollte für acht Tage in die Rhön gehen.

Das Wetter war spätsommerlich freundlich und warm. Den ersten größeren Teil der Reisstrecke legten wir mit der Eisenbahn zurück. Den letzten Abschnitt der Fahrt bewältigten wir mit unseren Rädern. Unser Ziel war eine auf einer Höhe gelegene Burg in der Nähe von Fulda, deren Gemäuer zu einer recht komfortablen Jugendherberge umgestaltet worden war.

Von der Burg-Herberge aus besuchten wir die katholische Bischofsstadt Fulda und die Schwalm. In der Stadt des heiligen Bonifatius nahm ich zum ersten Mal bewusst große deutsche Sakralarchitektur wahr, vor allem die des prachtvollen barocken Domes und der Michaels-Kapelle aus karolingischer Zeit. Dazu verhalfen mir die kundigen Erläuterungen unserer Lehrer. In der fruchtbaren Schwalm dann hatten wir Gelegenheit, die alte schicke Volkstracht der dort lebenden Landbewohner zu bestaunen. Bis dahin hatte ich in meiner Kindheit nur in Oberschlesien, und zwar in Dörfern des Kreises Leobschütz, Menschen gesehen, die auch im Alltag eine landestypische Tracht trugen, die allerdings nicht so auffällig und farbenfreudig war wie die Feiertagstracht der Schwälmer Bauern und Bäuerinnen.

Am Sonntag, dem 6. September 1953, fanden wir uns am frühen Abend alle – auch die beiden Lehrer – rechtzeitig im Zimmer eines Klassenkameraden ein, der ein kleines Reise-Radio mitgebracht hatte. An diesem Tag wurden in Westdeutschland Bundestagswahlen abgehalten. Unser tagespolitisches Interesse war im allgemeinen sehr gering. Aber der aufregende 17. Juni dieses Jahres lag erst zweieinhalb Monate zurück. Der in der DDR aus Massenstreiks hervorgehende Arbeiteraufstand an jenem Tage und seine brutale Niederschlagung durch die sowjetische Besatzungsmacht waren uns deshalb noch in sehr guter Erinnerung. Über diese gefährlichen Ereignisse nur wenige hundert Kilometer östlich von uns hatten wir zwar nicht im Geschichtsunterricht gesprochen, aber sie hatten uns allen doch deutlich gemacht, dass das zeitgenössische politische Geschehen nicht eine uns im Grunde kaum tangierende Sache war – eine bis dahin von uns stillschweigend gepflegte Anschauung. Nun war unser Interesse an aktuellen politischen Vorgängen wenigstens so weit entwickelt, dass wir wissen wollten, welchen Weg die Politik in

der Bundesrepublik demnächst einschlagen würde. Zwar hatten wir selber noch nicht wählen dürfen, aber wir waren doch sehr gespannt darauf, wie die Wahl ausgehen würde, und lauschten deshalb nun aufmerksam, als im Radio die Wahlergebnisse aus den verschiedenen Regionen, Städten und Ländern der Bundesrepublik bekanntgegeben wurden.

Als feststand, dass die regierende CDU mit ihrem Kanzler Adenauer die Wahl mit über fünfundvierzig Prozent der Stimmen gewonnen hatte, nahmen das die allermeisten von uns, da sie aus katholischen kleinbürgerlichen und bürgerlichen Familien kamen, mit ziemlicher Befriedigung zur Kenntnis. In der kleinen Diskussion, die sich entspann, nachdem das Ergebnis praktisch feststand, äußerte sich jedenfalls niemand zugunsten der geschlagenen Sozialdemokraten und ihrer Spitzenpolitiker.

Nur gut ein halbes Jahr nach der Klassenfahrt in die Rhön durften wir als frischgebackene Oberprimaner eine Studienreise nach Norddeutschland antreten. Diesmal begleitete uns außer dem Klassenlehrer unser junger Physik- und Sportlehrer Krömer. Wir fuhren in den niedersächsischen Ort Ahlborn, etwa dreißig Kilometer südlich von Oldenburg am Rande eines Naturparks gelegen. Dort befand sich, etwas außerhalb des Ortes, eine Art Landschulheim am Rande dreier kleiner Seen. Wir waren in zwei großen, von Nadelbäumen umstandenen Blockhäusern untergebracht. Vor unserer Behausung standen etliche grob gezimmerte Holztische und -bänke. In dem Ahlborner Ferienhaus verbrachten wir zehn erlebnisreiche Frühlingstage.

Unter anderem besuchte uns an einem Abend ein Heimatschriftsteller aus der Region (dessen Name ich vergessen habe). Der wie ein Förster gekleidete Autor trug gekonnt komische Geschichten in Prosa vor, über die wir uns außerordentlich amüsierten. Einmal auch fuhren wir am Abend ins nahe Oldenburg, wo wir eine Theater-Aufführung in dem wunderschönen klassizistischen Schauspielhaus besuchten. Höhepunkt der Klassenfahrt war ein Ausflug an die Nordsee. Wir wurden, bei sonnigem Wetter, auf die ostfriesische Insel Spiekeroog

übergesetzt, fanden dort einen wundervollen Sandstrand vor und stürzten uns in die kühlen Wellen.

Vormittags hatten wir ein oder zwei Stunden Unterricht bei den beiden Lehrern. Ansonsten verbrachten wir die Tage mit Gesprächen, Lektüre und manchmal etwas übermütigen Spielen an dem kleinen See, der gleich hinter unseren Unterkünften lag. Am Ufer, nur wenige Schritte von den Blockhütten entfernt, befand sich ein kleiner Landungssteg, an dem ein Kahn vertäut war. Er wurde mehrmals der Schauplatz einer ‚Seeschlacht‘. Einige von uns sprangen in den Kahn, um ihn als Besatzung gegen die vom Wasser aus angreifenden anderen Klassenkameraden zu verteidigen. Die Angreifer versuchten, unter Geschrei und Lachen, die Kahn-Besatzung über Bord zu stürzen. Dabei ging es höchst turbulent zu, und der Spaß war riesig.

Die Klassenfahrt nach Ahlborn war die letzte größere Reise während meiner Schulzeit. Obwohl die Bundesrepublik inzwischen ihre Wirtschaftswunder-Zeit erlebte, ging es bei mir daheim immer noch so knapp zu, dass größere private Reisen der Familie oder einzelner Familienmitglieder praktisch nicht in Frage kamen. Auch die Entschädigungszahlungen, welche die Eltern aufgrund des Lastenausgleichsgesetzes erhielten, waren in unserem Falle kümmerlich – insbesondere, weil wir in unserem niederschlesischen Heimatort keinen Grund- und Hausbesitz gehabt hatten. So hatte dieses Gesetz, das zugunsten der Kriegsbeschädigten, Flüchtlinge und Heimatvertriebenen verabschiedet worden war und auf das die Eltern einige Hoffnungen gesetzt hatten, zu ihrer Enttäuschung nur eine geringfügige Verbesserung der wirtschaftlichen Lage unserer Familie zur Folge.

Immerhin hatten die Fahrten und Reisen während meiner westdeutschen Schuljahre mir doch einige schätzbare Erfahrungen vermittelt und so auch eine gewisse Erweiterung meines geistigen Horizontes bewirkt. Das, was ich auf diesen Reisen innerhalb Westdeutschlands kennengelernt hatte, machte mich vor allem neugierig auf andere Städte, Landschaften und Länder. Ich nahm mir fest vor, viele und weite Reisen zu unternehmen, sobald ich einmal dazu in der Lage wäre. Darauf musste ich jedoch noch Jahre warten.

Ende der Schulzeit und Aufbruch in eine größere Freiheit

Drei junge Damen

Die Eltern hatten damit gerechnet, dass ich nach der Erlangung der sogenannten Mittleren Reife, also am Ende der Untersekunda, die Schule abschließen und einen praktischen Beruf erlernen würde. Das hätte den Familien-Etat entlastet, und außerdem hätten sie darauf hoffen können, dass ich dann von meinem zu erwartenden Verdienst etwas zu diesem Etat beigesteuert hätte. Mir aber wurde bei dem Gedanken, das Gymnasium verlassen zu müssen, ganz verzweifelt zumute; ich konnte mir einfach nicht ausmalen, *was* für einen praktischen Beruf ich ergreifen sollte. Denn die meisten Materien, mit denen ich mich im gymnasialen Unterricht zu befassen hatte, fesselten mich derart, dass ich nicht imstande war, mir vorzustellen, dass ich am Ende der letzten Mittelstufen-Klasse mit einem Mal auf die geregelte und stetige Beschäftigung mit ihnen verzichten müsste.

Als der Klassenlehrer hörte, dass ich nach dem Wunsch der Eltern das Gymnasium mit dem ‚Einjährigen‘ verlassen sollte, war er so erschrocken, dass er dem Vater einen Brief schrieb, in welchem er ihn beschwor, mich keinesfalls von der Schule zu nehmen. Da erklärten sich die Eltern seufzend damit einverstanden, dass ich den Besuch des Gymnasiums bis zur Reifeprüfung fortsetzen dürfte. Wie erleichtert war ich!

Als wir mit der Versetzung in die Obersekunda in die Oberstufe des Gymnasiums aufrückten, traten einige einschneidende Veränderungen ein.

Mehr als ein Dutzend Mitschüler begnügte sich mit der Mittleren Reife und verließ die Schule. Darunter war auch mein Niederenser Klassenkamerad und mehrjähriger Banknachbar Hermann Lutter. Er hatte am Lernen immer wenig Spaß gehabt und war in die nächst höhere Klasse stets nur mit genauer Not versetzt worden. Wegen

seiner nicht zu unterdrückenden Neigung, sich als Klassen-Clown aufzuspielen, hatte er bis zuletzt mehr Wert auf den Beifall seiner Mitschüler gelegt als auf die Anerkennung durch seine Lehrer. Darum schaffte er auch das Abschluß-Zeugnis als ‚Einjähriger‘ nur mit Hängen und Würgen. Ich fand es für mich schade, dass er ausschied, denn nun musste ich den Weg von Niederense nach Neheim, den wir auf unseren Fahrrädern jahrelang gemeinsam gefahren waren, in den nächsten zweidreiviertel Jahre allein, ohne den unterhaltsamen Kumpel, zurücklegen.

Die Chance, das Abitur zu machen, hatte, nach dem Weggang so vieler langjähriger Klassenkameraden, nur noch ein knappes Dutzend, zu dem in der Oberstufe nach und nach noch vier neue Schüler von außerhalb hinzukamen.

Eine kleine Sensation bei unserem Eintritt in die Oberstufe war es, dass drei Mädchen in unsere Klasse kamen. Sie hatten bis zum Ende der Untersekunda das Pro-Gymnasium der Ursulinen, das Ursula-Lyzeum, besucht und mussten nun, um das Abitur machen zu können, auf ein Voll-Gymnasium überwechseln, wie unsere neusprachliche Lehranstalt eines war. Da der Koedukationsgedanke inzwischen auch im deutschen Schulwesen immer mehr Anklang gefunden hatte, wurde es an unserem Gymnasium zur Regel, dass in der Oberstufe Mädchen und Jungen gemeinsam unterrichtet wurden. In den langen Jahren der Unter- und Mittelstufe waren wir immer ‚unter uns‘ gewesen. Jetzt, da drei junge Damen bei uns auftauchten, waren wir besonders gespannt, obwohl alle so taten, als seien sie völlig gelassen.

Die drei Mädchen – Karin Reichel, Relindis Schulte und Beate Vogt – waren in Wirklichkeit ähnlich gespannt und nervös wie wir. Aber sie ließen sich das nicht anmerken, sondern nahmen lächelnd die für sie vorgesehenen Plätze in der Mitte der Klasse ein. Die äußerlich anziehendste der drei war vielleicht die temperamentvolle, schwarzhhaarige Relindis mit ihrer Bubikopf-Frisur und ihrer sportlichen Figur. Sie erwies sich als durchschnittliche Schülerin. Die dunkelblonde, etwas fraulichere Karin wirkte leicht verträumt, war immer gut gelaunt und war von den dreien die klügste und ‚emanzipierteste‘. Sie urteilte stets sehr eigenständig und hatte auch musische Neigungen.

Die stark durch eine strenge katholische Erziehung geprägte Beate, die immer leicht errötete, hatte zwar blonde Locken, war ansonsten aber nicht gerade hübsch. Auffallend an ihrem Gang war die für ein Mädchen unübliche Länge ihrer Schritte. Sie hatte ihre großen Stärken in den Naturwissenschaften. Alle drei erwiesen sich als sehr kameradschaftlich und fügten sich rasch in den Klassenverband ein.

Auf die Leistungen der Klasse insgesamt wirkte sich die Präsenz der Mädchen vorteilhaft aus. Alle Jungen achteten verstärkt darauf, sich im Unterricht möglichst keine Blöße zu geben, sondern bemühten sich – uneingestandenermaßen -, die jungen Damen zu beeindrucken. Da alle drei Mädchen tüchtig waren, mußten sich auch die Jungen insgesamt mehr anstrengen, um hinter den drei Klassenkameradinnen nicht zurückzubleiben. Das hatte bald zur Folge, dass wir bei den Lehrern einen sehr guten Ruf hatten und als beste Klasse der Schule galten.

Bemerkenswerterweise ließen sich alle drei Mädchen im Laufe der knapp drei Jahre bis zur Reifeprüfung auf kein Liebes-Verhältnis mit einem Jungen in der Klasse ein, obwohl insbesondere die schwarzhaarige Relindis von vielen mehr oder minder heimlich umschwärmt wurde. Anscheinend hatten die drei ein ausgeprägtes Gefühl dafür, dass eine Liebelei mit einem von uns ihre psychologische Situation in der Klasse sehr heikel hätte machen können. Falls sie für den einen oder anderen Klassenkameraden erotisch grundierte Sympathien empfanden, zeigten sie das niemals offen. Sie waren statt dessen bestrebt, zu allen Mitschülern eine gewisse Distanz zu halten und ein ausgesprochen freundlich-unbefangenes Verhältnis zu pflegen.

Andere und neue Lehrer

In den letzten drei Klassen unserer Schulzeit übernahmen den Unterricht in mehreren Fächern andere und neue Lehrer. Doch auch schon etwas früher hatte es in einigen Fächern einen Lehrer-Wechsel gegeben.

Den in evangelischer Religion nur nebenamtlich unterrichtenden Pfarrer Frederking hatte der dienstälteste Lehrer im Kollegium, Studienrat Wilhelm Bulthaup, bereits in der Tertia abgelöst. Der Junggeselle Bulthaup, der in seinen Anzügen mit Weste aus gedeckten Stoffen recht altväterlich wirkte, gehörte seit 1925 zum Kollegium. Er war ein sehr ruhiger, etwas grämlich dreinblickender Herr, der seine Stunden immer hinter dem Pult sitzend absolvierte. Seinen trockenen Unterricht würzte er gelegentlich mit skurrilen Formulierungen. So fragte er einmal, als ihm bei einer Eintragung ins Klassenbuch die Bleistift-Spitze abbrach, mit verdrießlicher Miene: „Hat hier jemand eine Bleistift-Anspitz-Maschine?“ Seitdem hießen Anspitzer bei uns nur noch Bleistift-Anspitz-Maschinen. Bulthaup unterrichtete uns protestantische Schüler in Religion bis zum Abitur (die katholischen Mitschüler behielten in Religion den ‚geistlichen‘ Studienrat Karl Becker, der sie schon in der Mittelstufe in diesem Fach unterrichtet hatte).

Auch unser erster Französisch-Lehrer, Studienrat Friedrich Paschedag, der seit 1937 am Neheimer Gymnasium tätig war, blieb uns nicht erhalten. Der kleine, aber sportliche und energische Mann, der leicht einmal aufbrausen konnte, verließ Neheim 1950, um, wie man hörte, Leiter des Gymnasiums in einer anderen sauerländischen Kleinstadt zu werden.

Er wurde noch im gleichen Jahr ersetzt durch den jungen Studienassessor Franz Eckel, der aus dem hochsauerländischen Winterberg stammte. Eckel, der seinen Kopf mit dem militärisch kurzgeschorenen Haar immer ein bisschen schräg hielt, pflegte die Klasse stets im Eilschritt zu betreten. Er machte einen grundsoliden Unterricht und vermittelte uns ebensolche Kenntnisse der Sprache und der Literatur unseres großen westlichen Nachbarlandes. Sein Französisch war leicht sauerländisch gefärbt und klang immer etwas spröde. Wir behielten den schon nach kurzer Zeit zum Studienrat beförderten Sauerland-Franzosen bis zum Abitur.

In Englisch mussten wir uns ebenfalls mit einer anderen Lehrperson anfreunden. Nachdem der strenge Gentleman Thade uns noch in der Mittelstufe abgegeben hatte, unterrichtete uns in Englisch kurze Zeit

ein neu ins Kollegium eingetretener Studienassessor namens Friedrich Röbbenack, an dessen Stelle aber am Beginn der Obersekunda die einzige festangestellte Dame im Lehrer-Kollegium trat: die Studienrätin Franziska Schmidt. Die große Passion der unverheirateten Anglistin war die klassische englische Literatur. Davon profitierten wir – vor allem was die Shakespeareschen Dramen anbelangte. Die nicht sehr großgewachsene starkbusige neue Englisch-Lehrerin, die Ende vierzig sein mochte, trug ihr streng nach hinten gekämmtes Haar zu einem Knoten zusammengebunden. Sie hatte rasch ein gutes Verhältnis zur Klasse und liebte es, einzelnen von uns, wenn es mit einer Leistung nicht ganz klappte, schelmisch-ermunternd zuzublinzeln. Auch sie hatte, wie die meisten unserer Lehrer, einen Spitznamen: Wir nannten sie unter uns gern „Pussycat“.

Mathematik gab nun ein älterer, grauhaariger Herr: Studienrat Schulte. Er war aus dem Krieg mit einer Rücken- und Armverletzung heimgekehrt. Daß ich mich für das Fach immer weniger erwärmen konnte, lag nicht an ihm. „Schulte-Schnuff“, wie er unter uns Pennälern hieß, war ein freundlicher, fairer Mann, der sich redlich bemühte, auch den schwachen Schülern in seinem Fach, und dazu gehörte ich gegen Ende der Schulzeit, den Weg zu einer noch annehmbaren Leistung zu ebnen.

Den Physik- und Sportunterricht erteilte der zum Schuljahresbeginn 1951 aus Münster nach Neheim gekommene Studienassessor Bernd Krömer, ein jüngerer brünetter, mittelgroßer Mann mit schwarzlockigem Haar. Der sportliche Assessor pflegte einen etwas lässigen Unterrichtsstil. In Anspielung auf seinen südländisch wirkenden Typ und seinen Namen spöttelten die Schüler manchmal launig über ihn, indem sie den Namen ironisch zerlegten: Herr Krömer – das ist: großes ‚K‘, kleiner ‚Römer‘. Wir mochten den gut aussehenden, durchtrainierten Mann durchaus. Er hatte, wie einige von uns herausfanden, eine Schwäche für den Boxsport. Getarnt mit einer Sonnenbrille, besuchte er an Wochenenden gern große Box-Veranstaltungen, wie einige von uns durch Zufall herausfanden.

Studienrat Herbert Beisenherz wurde unser neuer Musik-Lehrer. (Vorher hatte uns – nach Dr. Grimmelt – eine kurze Zeit hindurch eine

junge Studienassessorin namens Ursula Witt in Musik unterrichtet, die am Ende des Schuljahrs 1950/51 nach Siegen versetzt wurde.) Herr Beisenherz war vorher am Arnsberger Gymnasium Musik-Lehrer gewesen und kam ebenfalls Ostern 1951 an unser Gymnasium. Er war ein schlanker Herr in mittleren Jahren, der etwas reserviert und vornehm wirkte und immer elegant gekleidet war. Er spielte Klavier, aber noch lieber und besser Geige, auf der er uns hin und wieder etwas demonstrierte – eine Melodie oder ein besonderes Motiv. Sein Unterricht war abwechslungsreich und anspruchsvoll. Ich lernte viel bei ihm, vor allem auf dem Gebiet der Musikgeschichte. Noch mehr aber regte mich sein Unterricht dazu an, mich weit über das schulische Maß hinaus mit der klassischen Musik und ihren großen Komponisten zu befassen. Auf die Musikstunden freute ich mich noch mehr als früher.

Unser Kunst-Lehrer blieb Herr Voß. Er betätigte sich selbst künstlerisch und nahm mit eigenen Arbeiten an Ausstellungen teil. Womöglich verstand er sich sogar mehr als Künstler denn als Lehrer. Inspiriert durch die moderne Malerei seit Picasso, den Kubisten und den Expressionisten, bemühte er sich, uns Schüler schon in der Mittelstufe für eine freiere, großzügigere, phantasievollere Malweise und Bildgestaltung zu gewinnen. Damit machte er es sich schwer, auch erntete er mit seinen Bemühungen immer wieder kleinkarierten Pennäler-Spott – so, wenn er uns dann und wann Proben abstrakter Malerei, etwa von Picasso, Kandinsky oder Klee, vorstellte.

In den höheren Klassen trat das praktische bildnerische Arbeiten im Kunst-Unterricht immer mehr hinter theoretischen Bemühungen zurück. Bildbetrachtungen und das Studium kunstgeschichtlicher Entwicklungen rückten an die Stelle unserer eigenen Malversuche. Beides fand mein großes Interesse. Ich beteiligte mich darum weiterhin gern und eifrig am Kunst-Unterricht. Und so blieb ich bei Studienrat Voß bis zum Abitur ein von ihm geschätzter Schüler, dem er gelegentlich sogar kunsthistorische Darstellungen aus seiner privaten Bibliothek zur Lektüre überließ.

Einen gewissen Höhepunkt in Herrn Vossens Bestreben, uns für die Malerei des 20. Jahrhunderts zu begeistern, stellte ein von ihm im

September 1954 organisierter Besuch der Klasse bei einem spätexpressionistischen Künstler dar, der in Bilme, einem kleinen Weiler im Kreise Soest, lebte und arbeitete. Studienrat Voß kannte und verehrte den 1867 in Soest geborenen Autodidakten und Maler Eberhard Viegener, der als Künstler einen überregionalen Ruf genoß.

Viegener, ein mittelgroßer Mann, dem man sein hohes Alter kaum ansah, trug einen weißen Malkittel, als er uns in seinem großräumigen, hellen Atelier empfing. Er zeigte uns zahlreiche fertige Bilder und Zeichnungen, aber auch solche, an denen er noch arbeitete. Geduldig erläuterte er uns auf unsere Fragen hin die Bedeutung, die sich für ihn mit seinen expressiven, starkfarbigen Porträts und Landschaften – vor allem solchen aus dem Soester Raum – verband. Ich war überrascht, als ich in Herrn Viegeners Atelier in einem Glaschrank auch belletristische Bücher entdeckte, darunter Werke von großen deutschen und ausländischen Schriftstellern; sogar französischsprachige Ausgaben von Dichtungen Baudelaires und Romanen Stendhals, Zolas u. a. waren dabei. Herr Viegener war also nicht nur ein bemerkenswerter Malkünstler, sondern offensichtlich auch ein literarisch interessierter und überaus belesener Mann.

Für Studienrat Voß war es ersichtlich eine große Genugtuung, dass seine Primaner von der künstlerischen Arbeit und der Persönlichkeit Eberhard Viegeners beeindruckt waren. Dieser verabschiedete uns mit der freundlichen Mahnung, die Schulzeit nachhaltig dazu zu nutzen, ein möglichst weitgespanntes Wissen zu erwerben und viel, viel zu lesen.

Nach diesem Besuch hörten die spießbürgerlichen Spötteleien über die moderne Kunst in der Klasse endgültig auf. Herrn Vossens langjährige Bemühungen waren bei den Kunstinteressierten unter uns schon länger auf fruchtbaren Boden gefallen, nun aber versagten auch die übrigen Klassenkameraden ihm nicht den Respekt, den echte Überzeugung und begründete Anschauungen verdienen.

In der Prima nahm jeder von uns außer an den normalen Unterrichtsstunden einmal wöchentlich noch an zwei sogenannten Arbeitsgemeinschaften teil. Diese konnten wir uns aussuchen. Ich wählte

Englische Literatur bei Herrn Thade und Geschichte bei Dr. Schulte. Die Leistungen in den ‚AGs‘ wurden nicht mit einer Zensur bewertet. Man fühlte sich deshalb in diesen Stunden entspannt und konnte seine besonderen Interessen und Vorlieben ganz ungezwungen zur Geltung bringen.

Dr. Werner Schulte war der Lehrer, den ich am meisten schätzte, ja insgeheim bewunderte. Er war erst 1950 als Studienassessor an das Neheimer Gymnasium gekommen. (Vorher hatte er, wie man hörte, einige Zeit als sprachwissenschaftlicher Assistent am Germanistischen Institut der Universität Marburg bei der Erstellung des Deutschen Sprachatlasses durch den renommierten Germanisten und Volkskundler Walter Mitzka mitgearbeitet.) Mir lag besonders daran, gerade ihn mit meinen Leistungen nicht zu enttäuschen. Das gelang mir nach und nach. Durch anhaltendes Bemühen errang ich Schritt für Schritt die von mir angestrebte Anerkennung des ernstesten und ungewöhnlich engagierten Deutsch- und Geschichtslehrers. Wohl wegen seines unentwegten Engagements bekam er rasch die Bezeichnung „Kampfgeist“ als Beinamen. Aber da der hochgeachtete junge Lehrer sich nicht so recht als Träger eines Necknamens eignete, machten wir Schüler kaum Gebrauch von ihm. „Kampfgeist“ drückte ja auch mehr Respekt als Spott aus.

Während meiner letzten beiden Jahre auf dem Neheimer Gymnasium lud er mich mehrmals privat zu sich ein. Hauptthema unserer Unterhaltungen war die deutsche Literatur. Mich faszinierten damals hochgradig Lyrik und Persönlichkeit Rainer Maria Rilkes. Dr. Schulte verhalf mir durch aufschlussreiche Hinweise zu einem angemesseneren und vertieften Verständnis des großen Neuromantikers. Er zeigte mir vor allem an Beispielen (ich erinnere mich etwa an das von ihm einmal als Beleg ausgesuchte Gedicht „An der sonngewohnten Straße ...“), eine wie wesentliche Rolle das Erotische in Rilkes Poesie spielt.

Heilsame Selbsterkenntnis

Zu Beginn der Unterprima stieß noch ein Schüler zu uns, mit dem ich mich bald anfreundete. Ulrich Steinhauer, hochgewachsen und dunkelhaarig, war der Sohn des Leiters der Berufsschule im sauerländischen Meschede. Er war der Jüngste in der Klasse, schlug sich in allen Fächern gut, interessierte sich aber, genau wie ich, vorrangig für Geschichte, Literatur und klassische Musik. Unsere gleichlaufenden Interessen und wechselseitige Sympathie brachten uns rasch einander näher. Auch ihn beeindruckte besonders der Unterricht unseres Deutsch- und Geschichtslehrers. Wir verstanden uns am Ende der Schulzeit so gut, dass wir übereinkamen, nach dem Abitur unser Studium gemeinsam zu beginnen.

Auch ihm bereitete es wie mir ausgesprochenes Vergnügen, wenn wir in den Deutsch-Stunden Szenen aus klassischen Dramen mit verteilten Rollen lasen. Das Rezitieren von Partien aus dramatischer Literatur machte mir so viel Spaß, dass ich gelegentlich sogar mit dem Gedanken spielte, später einmal mein Brot als Theater-Schauspieler zu verdienen.

In der Unterprima plante unser Klassenlehrer Wappelt zusammen mit unserem Deutschlehrer einen Elternabend, an welchem die Eltern nach dem schulgeschäftlich-offiziellen Teil mit einer Dramen-Lesung unterhalten werden sollten. Dafür hatte Dr. Schulte ein Stück ausgesucht, das ein uns wohlbekannter junger Lehrer mit schriftstellerischen Ambitionen verfasst hatte. Es handelte sich um den Studienassessor Friedrich Röbbenack, der auch bei uns in der Untersekunda kurze Zeit Englisch gegeben hatte. Herr Röbbenack nun hatte eine historische Tragödie in Blankversen mit dem Titel ‚Alexander der Große‘ geschrieben. Teile aus diesem Stück, das bis dahin weder gedruckt noch gespielt worden war, sollten wir im Laufe des Elternabends vortragen.

Ich hatte den das Drama eröffnenden Monolog zugeteilt bekommen, den ich auswendig sprechen sollte. Ich memorierte den Verstext wo-

chenlang und versuchte ihn mir fest einzuprägen. So war ich an dem Tage, an dem der Elternabend stattfinden sollte, meiner Sache ganz sicher. Für die Dramen-Lesung hatte man mehrere Tische nebeneinandergestellt. An ihnen saßen die Mitschüler, die ebenfalls eine Sprechrolle übernommen hatten – unter ihnen auch meine Freunde Jochen Pfitzner und Ulrich Steinhauer.

Nach den einleitenden Worten Dr. Schultes trat ich vor und begann den Monolog vorzutragen. Doch – was war das? Nach den ersten fünf oder sechs Versen wurde es grau und trübe vor meinen Augen, ich stockte, wurde rot vor Verlegenheit und blickte, da mein Gedächtnis aussetzte, ratlos ins Leere. Da hörte ich auf einmal hinter mir die Stimme Jochen Pfitzners, der flüssig den Rest des Monologes vortrug. Anschließend verlief die Lesung wie eingeübt und geplant. Jochen hatte zum Glück den Text des ganzen Dramen-Ausschnitts, den wir deklamieren wollten, mitgebracht und konnte mir deshalb als eine Art laut werdender Souffleur aus der Klemme helfen. Ich hatte leichtsinnigerweise meine Textvorlage zu Hause gelassen, weil ich überzeugt war, den Text im Schlafe aufsagen zu können.

Weil ich den Rest des Abends das peinigende Gefühl nicht los wurde, unsere Klasse vor den Eltern blamiert zu haben, versuchten mich meine ‚Mitspieler‘ zu trösten: Das sei doch gar nicht schlimm gewesen und außerdem habe Jochen die Situation ja geistesgegenwärtig gerettet. Hinterher hörte ich, dass die Eltern gemeint hätten, die Fortsetzung der Monolog-Rezitation durch Jochen und meine Ablösung durch ihn sei Absicht und durch die Textvorlage gefordert gewesen. Das zu erfahren erleichterte mich zwar sehr, doch mein ‚Hänger‘ machte mir noch lange zu schaffen, und zwar dermaßen, dass ich schließlich überzeugt war, der Schauspieler-Beruf sei doch nichts für mich, weil ich ja schon bei der ersten bescheidenen Deklamations-Probe versagt hatte.

Es erwies sich, dass der Weg, den ich nach bestandenerm Abitur zusammen mit Ulrich Steinhauer einschlug, in der Tat der bessere für mich war.

Eine Hundertjahr-Feier mit Lücken im Gedenken

1952 wurde die höhere Lehranstalt, deren Schüler ich seit 1947 war, hundert Jahre alt. Dieser runde Geburtstag sollte nach Meinung der Stadtväter und des Lehrer-Kollegiums im großen Stil begangen werden. Leider war das nicht im eigenen Gebäude möglich, da sich die alliierte Besatzung weigerte, das von ihr seit Jahren okkupierte Haus freizugeben.

Daß eine Kleinstadt wie Neheim-Hüsten ein Gymnasium vorzuweisen hatte, dessen Geschichte bereits hundert Jahre zurückreichte, war einigermaßen bemerkenswert. Die Nazis allerdings hatten die 1852 gegründete höhere Schule 1937 in eine ‚Oberschule für Jungen‘ umgewandelt. Das hatte unter anderem zur Folge, dass die zweite moderne Sprache – Französisch – aus dem Lehrplan gestrichen und die gymnasiale Schulzeit auf zwölf Jahre verkürzt wurde. Überdies wurde schon 1939 der großzügige, geräumige Schulbau aus dem Jahre 1915 in der Goethe-Straße der Wehrmacht als Lazarett zur Verfügung gestellt, so dass seither die Klassen an drei verschiedenen Stellen der Stadt unterrichtet werden mussten. Von 1946 an bis zum Jubiläumsjahr besuchten die nun wieder Gymnasium genannte höhere Schule im Schnitt vierhundertunddreißig Pennäler. Die starke Zunahme der Schülerzahl seit dem Kriegsende erklärte sich aus dem Zuzug vieler evakuierter und aus dem Osten Deutschlands vertriebener Familien nach Neheim-Hüsten und Umgebung. Um 1947 betrug die Einwohnerzahl der Stadt über sechundzwanzigtausend. Dreitausenddreihundert davon waren kriegs- und nachkriegsbedingte Zuzügler. Als ich in die Quinta eintrat, besuchten etwa vierhundertundzwanzig Schüler das wiedereröffnete Gymnasium. Nur mehr knapp vierzig Prozent von ihnen waren in der Doppelstadt beheimatet, wogegen über zwanzig Prozent aus Flüchtlings- und Vertriebenen-Familien stammten. Mithin hatte die Schule erhebliche Integrationsprobleme zu bewältigen. Ein Integrationsfall war ich selber ja auch.

In dem unbeschädigt gebliebenen Gebäude des Jungen-Gymnasiums waren nach der Kapitulation Hitler-Deutschlands erst amerikanische,

dann, im Juni 1945, britische Besatzungssoldaten stationiert, die ihrerseits schließlich im September 1946 von einer belgischen Einheit abgelöst wurden. Obwohl sich Stadt und Schule jahrelang darum bemühten, die Belgier zur Freigabe des Schulbaus zu veranlassen, gelang dies nicht, selbst dann nicht, als das große Jubiläum bevorstand.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatte es fast ein Jahr gedauert, bis der Schulbetrieb wieder aufgenommen werden konnte. Und erst ein Vierteljahr, bevor ich Schüler des Neheimer Gymnasiums wurde, war man dort wieder in der Lage, Unterricht in allen neun Klassen – von Sexta bis Oberprima – zu erteilen. Das Jubiläum im Herbst 1952 nun sollte in erster Linie dazu genutzt werden, den Eltern, den Vertretern der Stadt, den ehemaligen Schülern und der Öffentlichkeit generell einiges von dem zu zeigen, was in dem Städtischen Gymnasium getrieben und geleistet wurde. Sogar eine Festschrift wurde geplant. Sie sollte Auskunft geben über die Wertsetzungen, denen sich das Gymnasium verpflichtet fühlte, und über seine Geschichte. Die Darstellung der hundert Jahre langen Entwicklung der Schule übernahm Dr. Werner Schulte, seines Zeichens Historiker und Germanist.

Gefeiert werden sollte eine Woche lang: vom 4. bis 11. Oktober 1952. In dieser Zeit sollten ein klassisches Drama und eine ‚Jugendoper‘ unter Beteiligung von vielen Schülern aufgeführt, eine Ausstellung von Schüler-Zeichnungen gezeigt und eine Schulsport-Veranstaltung durchgeführt werden.

Die Vorbereitungen für die Aufführungen liefen gleich nach den Sommerferien an. Fast hundert Oberstufen-Schüler fanden sich mehrmals während der September-Wochen in der letzten Unterrichtsstunde im Musiksaal ein, um dort unter der Leitung von Dr. Krug chorisches Sprechen zu üben. Auf die Bühne gebracht werden sollte nämlich in der Jubiläumswoche die antike Tragödie ‚König Ödipus‘ des Sophokles in der deutschen Bearbeitung Hugo von Hofmannsthals aus dem Jahre 1905. Die Chor-Partien des Stücks sollte in den beiden geplanten Aufführungen eine Gruppe von neunzig Schülern sprechen. Ich gehörte dazu. Der Chor sollte nach der dramaturgischen Kon-

zeption Dr. Krugs der Hauptträger der Handlung sein. Studienrat Beisenherz übte in der gleichen Zeit mit Schülern der Mittelstufe Eberhard Werdins Jugendoper ‚Des Kaisers neue Kleider‘ ein.

Die Hauptrollen in der Sophokles-Tragödie übernahmen Freunde und Bekannte unseres Schulleiters: Den Ödipus gab ein Oberstudiendirektor Dr. Plate, die Jokaste eine Schauspielerin mit Namen Schnieders, beide aus der westfälischen Hauptstadt Münster. Den blinden Seher Teiresias spielte Dr. Krug selbst. Die Inszenierung lag in den Händen des ebenfalls aus Münster kommenden Intendanten Wedekind. Ein in Neheim lebender Komponist namens Anton Heilmann hatte eine moderat-moderne Musik zu dem Drama geschrieben, die erstmals bei der Premiere erklingen würde.

Die beiden Aufführungen der Tragödie des Sophokles fanden in dem größten Saal statt, über den die Kleinstadt verfügte und in dem sonst die Gastspiele des Westfälischen Landestheaters stattfanden. Der Saal war beide Male voll besetzt. Wir Schüler, die wir als griechische Bürger eingekleidet wurden, hatten natürlich Lampenfieber, das aber bald der Freude an der Mitwirkung an solch einer ehrgeizigen Theater-Aufführung wich. Daher machten wir unsere Sache wohl ganz gut. Auch die unter der Leitung von Herrn Beisenherz aufgeführte Jugendoper soll großen Anklang bei den Besuchern gefunden haben. Ich habe sie leider selbst nicht miterlebt.

Dafür war ich dann wieder dabei, als der Sport zu seinem Recht kommen sollte. Studienassessor Krömer hatte Schulmeisterschaften in verschiedenen leichtathletischen und turnerischen Disziplinen organisiert. Am Ende stand ein Handballspiel zwischen einer Auswahl unserer Schule, der ich auch angehörte, und einer Mannschaft des Arnsberger Gymnasiums.

Der Kunsterzieher Voß hatte an den Wänden der langen Flure unserer beiden Stockwerke in dem Progymnasium der Ursulinen zahlreiche Schüler-Arbeiten aufhängen lassen. Viele interessierte Besucher nahmen die Gelegenheit wahr, die phantasievollen Aquarelle und Zeichnungen von begabten Schülern aus fast allen Klassen zu betrachten.

Für die Besucher lag zudem die ‚Festschrift zur 100-Jahrfeier des Städtischen Neusprachlichen Gymnasiums Neheim-Hüsten‘ bereit. Die Jubiläums-Broschüre enthielt außer einem kurzen Geleit- und Schlusswort vier Beiträge von Mitgliedern des Kollegiums und einen kleinen Aufsatz des Komponisten Heilmann. Drei der Beiträge und Heilmanns Kurz-Essay boten Erläuterungen zu den Aufführungen und der Ausstellung.

Während Geleit- und Schlusswort in hehren, aber inhaltsarmen Formulierungen die Werte feierten, für die sich Leitung und Kollegium in ihrer didaktischen Arbeit einsetzten, brachte der bei weitem umfänglichste und gewichtigste Beitrag des Hauptautors der Jubiläums-Broschüre – der Dr. Schultes – eine ausführliche, auf Quellenmaterial fußende eindrucksvolle Darstellung der hundertjährigen Geschichte der Schule.

Den aufmerksamen Leser der Ausführungen Schultes konnte nur eines enttäuschen: Ohne Angabe von Gründen hatte der Autor darauf verzichtet, über die Geschichte der Schule in der Hitler- und Kriegs-Zeit zu informieren. Er übergang diese Periode der Geschichte des Neheimer Gymnasiums und beschränkte sich praktisch darauf, die Entwicklung der Schülerzahlen in den fatalen zwölf Jahren mitzuteilen.

So erfuhr der Leser nichts darüber, dass Söhne aus Neheimer jüdischen Familien die höhere Schule noch bis 1938 besucht hatten, dass dann auch die letzten dieser Schüler vom Realgymnasium ‚entfernt‘ wurden und dass nur die allerwenigsten von ihnen den Zusammenbruch und das Ende der Nazi-Diktatur überlebt hatten. Auch über den vormaligen Direktor der Schule namens Friedrich Nüchel, der (was mir erst viele Jahre später bekannt wurde) die Schule von 1936 bis 1945 geleitet hatte, las man nichts in Schultes Geschichte des Neheimer Gymnasiums, ebensowenig von etwelchen anderen ‚untragbar‘ gewordenen Lehrern, die in der braunen Ära an der Schule unterrichtet hatten. Die Zeit des ‚Tausendjährigen Reiches‘ schien wie ausradiert, wie ausgelöscht aus den Annalen der Schule – es sah fast so aus, als wenn es sie nicht gegeben hätte, obwohl sie

doch den Erwachsenen und gerade auch unseren Lehrern noch in den Gliedern stecken musste.

Es entsprach dem Schweigen über die finsternen Jahre der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, dass in der Festschrift von 1952 nicht einmal des Mannes gedacht wurde, dessen die Schule sich wirklich hätte rühmen dürfen und dessen Namen das Gymnasium 1961 annahm: des katholischen Priesters Franz Stock (1904 – 1948). Stock war Schüler des Gymnasiums gewesen und hatte 1926 an dieser Schule sein Abitur gemacht. Er hatte als Pfarrer der deutschen katholischen Gemeinde in Paris dort zwischen 1940 und 1944 an die zweitausend französischer Widerstandskämpfer zur Hinrichtung durch deutsche Exekutionskommandos begleitet. In Frankreich wird er deswegen verehrt und als ein früher Wegbereiter der späteren deutsch-französischen Aussöhnung angesehen.

Schultes schulhistorische Abhandlung wurde wieder ausführlich bei der Darstellung der Nachkriegsjahre. Aus dieser konnte man zum Beispiel entnehmen, dass das Jahr 1948 in der Geschichte der Schule außer durch die Besetzung der Schulleiter-Stelle mit Dr. Krug noch durch zwei weitere wichtige Vorgänge gekennzeichnet war: Aus dem ehemaligen Realgymnasium Neheim wurde das ‚Städtische Neusprachliche Gymnasium Neheim-Hüsten‘, und zugleich wurde die Schule zu einem pädagogischen Seminar für die Ausbildung von Studienreferendaren (von denen einige auch kurzzeitig in unserer Klasse unterrichtet hatten, zum Beispiel ein Dr. Dietrich in Deutsch und ein Dr. Happe in Geschichte).

Der Zeitraum 1948/49 wurde schließlich auch für das außerschulische Kulturleben der Stadt bedeutsam, da Dr. Krug, dem außer dem Theaterspiel die Erwachsenen-Bildung sehr am Herzen lag, sich gleich nach seinem Amtsantritt nachhaltig um die Einrichtung einer Volkshochschule in Neheim-Hüsten bemühte. Er hatte bereits in den frühen zwanziger Jahren ein besonderes Interesse für die Erwachsenen-Bildung entwickelt und wurde nun im Nebenamt der erste Leiter des neugegründeten Instituts der Erwachsenen-Bildung, dessen Bildungsangebot er auch für die Schüler seines Gymnasiums nutzbar zu machen bestrebt war.

Ich erinnere mich beispielshalber daran, dass wir Oberstufen-Schüler einmal zu einem abendlichen Vortrag über große deutsche Tragödien eingeladen wurden, den der bekannte Germanist Professor Dr. Benno von Wiese von der Universität Münster in der Neheimer Volkshochschule hielt – er war der erste Hochschul-Lehrer, den ich kennenlernte. Ein anderes Mal lud man uns zu einer Lesung des Schriftstellers Heinz Steguweit (1897-1964) ein, der aus seinem humorigen Werk ‚Mein Freund Methusalem. Die Memoiren eines Flausenkönigs‘ (erschienen 1949) vortrug. Daß da ein von den Nazis auf alle nur denkbare Weise geförderte Vielschreiber und Provinzliterat völkisch-nationalistischer Provenienz las, wussten wir Schüler natürlich nicht. Steguweit war zum Beispiel schon in den dreißiger Jahren zum Landesleiter der Reichsschrifttumskammer gemacht worden. Ebenso wenig sagte uns jemand, dass auch von Wiese, der gleich 1933 in die NSDAP eingetreten war, sich den Nazis angedient hatte, um seine akademische Karriere zielstrebig vorantreiben zu können. Beide Vortragenden hüteten sich sehr, ihre vormalige politische Ausrichtung durchscheinen zu lassen. Sie konnten daher auf den unbefangenen Zuhörer vergleichsweise harmlos wirken.

Man wird den Initiatoren und Ausrichtern der Hundertjahr-Feier gern einräumen, dass sie sich mit der Ausgestaltung des großen Schul-Jubiläums viel Mühe gegeben hatten und dass ihnen eine durchaus beeindruckende und dem Anlaß angemessene Feier gelungen war. Doch bei der für die Öffentlichkeit bestimmten Darstellung der Geschichte der Schule hatte man nicht den Mut gefunden, über die jüngste Vergangenheit der Lehranstalt, die doch noch allen halbwegs Erwachsenen deutlich vor Augen stehen musste, so ausführlich und tatsachengetreu Auskunft zu geben wie über die früheren Perioden der hundertjährigen Geschichte des Gymnasiums.

Dieses Verschweigen ist wohl nicht dem beauftragten Historiographen Dr. Schulte zur Last zu legen. Ich bin sicher, dass er seine unvollständige Darstellung im Einvernehmen mit dem Schulleiter und dem Kollegium verfasst hat.

Wir Schüler haben also nie erfahren, welche und wie viele unserer Lehrer bei Anlegung genauer Maßstäbe in den zur Farce werdenden Entnazifizierungs-Verfahren als ‚belastet‘ hätten gelten müssen. Daß unter ihnen kein ausgesprochener Gegner des Nazi-Regimes war, scheint mir ausgemacht. Nie hat einer von ihnen vor uns eine

kritische, abfällige oder gar entrüstete Äußerung über das verbrecherische Regime verlauten lassen. Keiner unserer Lehrer hat demnach wirklich unter ihm gelitten. Keiner von ihnen ist anscheinend auf die Idee gekommen, anlässlich des Jubiläums an die bis 1938 von der Schule vertriebenen und später vermutlich in den KZs umgebrachten jüdischen Schüler zu erinnern und ihrer womöglich mit einer in der Schule anzubringenden Namenstafel zu gedenken.

Ich will mit den tüchtigen und im bürgerlichen Sinne anständigen Lehrern meiner Schule nicht unbillig sein. Sie verhielten sich im Grunde nicht anders als ihre Kollegen an anderen Schulen, als die Verantwortlichen in Betrieben, Firmen, Vereinen und Behörden, die in der Zeit der Adenauer-Republik irgendwelche Jubiläen begingen und dabei ihre jüngste Geschichte geflissentlich ‚vergaßen‘ oder mindestens schönfärbten. In den fünfziger und auch noch in den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts beherrschten ein restaurativer Ungeist, reuelose Heuchelei und selbstgerechte Uneinsichtigkeit das Denken und Verhalten der meisten, die der Väter-Generation angehörten. Wie das Städtische Neusprachliche Gymnasium sein hundertjähriges Bestehen in dieser Zeit beging und wie es dabei seiner Geschichte gedachte beziehungsweise nicht gedachte, zeigt lediglich, dass seine Leitung und seine Lehrer ganz im Geiste der politisch unreinen Zeit befangen waren.

Eine neue alte Schule

Unser Übergang in die letzte Klasse des Gymnasiums verband sich mit einem wichtigen Ereignis in der Geschichte unserer Schule. Diese hatte sich ja, was die Unterbringung ihrer Schüler und Lehrer anbelangte, seit dem Wiederbeginn des Unterrichts nach dem Kriegsende mit Notlösungen behelfen müssen. Das Provisorium ging nun – 1954 – zu Ende.

Die belgischen Besatzungssoldaten, die das Gebäude des Städtischen Gymnasiums seit dem Herbst 1946 in Anspruch genommen hatten, zogen 1953 endlich aus Neheim ab. Das Innere des schon seit 1939

zweckentfremdeten Gebäudes, das nach dem Kriegsende von der alliierten Besatzung (zusammen mit einer Menge privaten Wohnraums in Neheim) beschlagnahmt worden war, befand sich nach dem Auszug der Belgier in einem, wie man hörte, desaströsen Zustand. Es musste für viel Geld von Grund auf saniert und renoviert werden.

Wir fanden, als wir einzogen, freundliche, helle Räume vor, in denen statt der altgewohnten Schulbänke Tische und Stühle standen. Auch waren die Klassenzimmer durchweg geräumiger. Wir fühlten uns als Schüler des Gymnasiums erst jetzt sozusagen zu Hause und empfanden eine gewisse Genugtuung angesichts der Aussicht, als erste Klasse nach einer Zwangspause von vierzehn Jahren in dem frisch instand gesetzten Gebäude das Abitur machen zu dürfen. Unseren Umzug in ein eigenes, ansehnliches Schulhaus begriffen wir als ein deutliches und erfreuliches Zeichen der Normalisierung der Verhältnisse nach dem Kriege, dessen Ende nun ja auch schon fast ein Jahrzehnt zurücklag. Das bestärkte uns unbewusst in dem Gefühl, dass wir, die wir in der restaurationsfreudigen Adenauer-Republik lebten, nun noch weniger Anlaß hätten, besonderen Anteil am internationalen Zeitgeschehen zu nehmen.

Selbst ein den Weltfrieden so sehr bedrohendes Ereignis wie der Korea-Krieg (1950-53) – Ergebnis des Kalten Krieges zwischen dem Westen und dem Ostblock – oder der Tod Stalins im März 1953 oder der Aufstand der Ost-Berliner Arbeiter am 17. Juni desselben Jahres oder die Vorbereitungen für den Wiederaufbau einer westdeutschen Armee und der Beitritt der Bundesrepublik zur NATO (1954) wurden weder im Geschichtsunterricht noch in der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte zur Sprache gebracht. Wir Schüler waren freilich auch so wenig politisiert, dass wir unsere Lehrer kaum je mit dem Wunsch konfrontierten, über das aktuelle Zeitgeschehen zu sprechen.

Dr. Schulte gestaltete seinen Unterricht ganz im Sinne der kultusministeriellen Richtlinien. Wir benutzten in der Oberprima immerhin ein Unterrichtswerk – ‚Erbe des Abendlandes‘ (erschienen 1953) -, dessen letzter Teil bis an die jüngste Gegenwart heranführte. Im letzten Kapitel wurde noch die Gründung der Bundesrepublik und

der Deutschen Demokratischen Republik berücksichtigt. Auch wich unser Fachlehrer nicht der heiklen Aufgabe aus, die Geschichte des Dritten Reiches zu behandeln.

Dabei wurde jedoch nie thematisiert, wie schmähslich die Adenauer-Regierung mit dem fürchterlichen Erbe des Nazi-Regimes umging, indem sie es zuließ, ja es größtenteils förderte, dass ‚Überlebende‘ dieses Regimes, die schreckliche Taten begangen und unfabliche Schuld auf sich geladen hatten, nicht nur nahezu straflos oder mit skandalös milden Strafen davonkamen, sondern sogar noch wichtige oder gar führende Positionen in dem neuen westdeutschen Staat und seiner Gesellschaft übernahmen.

Wir lebten in der Provinz als junge Menschen in dem ruhigen Bewusstsein, als habe in dem neuen demokratischen Staat und im freiheitlichen Westen überhaupt alles seine Richtigkeit und als gingen Beunruhigungen und Gefahren allein von der östlichen kommunistischen Welt aus. Aber da wir ja zu der von dem starken Amerika beschützten westlichen Welt gehörten, hatten wir das Gefühl, wir brauchten uns im Grunde keine ernstlichen politischen Sorgen zu machen, sondern könnten uns ganz getrost auf unser persönliches Ergehen und Fortkommen konzentrieren.

So kam ich auch nie auf die Idee, mich einer der neuen in Westdeutschland aktiven Parteien oder einer ihrer Jugend-Organisationen zu nähern. Aus den hiervoor geschilderten Gründen war mein politisches Interesse denkbar gering. Auch keiner meiner Klassenkameraden hatte mit einer der Parteien etwas im Sinn. Wir lebten alle, ohne schlechtes Gewissen, bis zu unserem Abitur ganz unseren privaten Interessen und Neigungen und fühlten uns wohl dabei.

Nach einem Heft des hochkritischen Hamburger Magazins DER SPIEGEL griff ich zum ersten Mal im Wartezimmer eines Studenten-Arztes in Münster – das war im Sommer 1955, also nach dem Beginn meines Studiums. Ich war perplex, als ich in einigen Artikeln auf eine unerhörte kritisch-ironische Schärfe stieß, zu der sich die Verfasser dieser Artikel im Blick auf manche westliche Politiker und aktuelle politische Vorgänge herausgefordert gefühlt hatten – auf Politiker, die

ich für achtenswert gehalten, und auf Vorgänge, die ich geglaubt hatte als unbedenklich bewerten zu dürfen.

In der Schule war das, was später als ‚politische Bildung‘ in ihr vermittelt werden sollte, in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre noch wenig entwickelt. Dementsprechend gab es auch noch keine Auseinandersetzungen mit der Väter-Generation, die, was sie geduldet oder verschuldet hatte, möglichst rasch vergessen machen wollte. Keiner von uns kam damals auf den Gedanken, Eltern und Lehrer zu fragen: Was genau habt ihr eigentlich zur Zeit der Hitler-Diktatur gemacht, und wie lebt ihr jetzt damit? Daher auch waren solche Fragen und damit zusammenhängende Probleme kein Thema in den Gesprächen, die wir als Schüler untereinander führten.

Den Namen Auschwitz zum Beispiel habe ich während meiner Schulzeit nicht gehört. Obwohl unser tüchtiger Geschichtslehrer in der Oberprima zuletzt auch noch die Geschichte des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkriegs in gewohnt sachlicher Weise behandelte, war die Vernichtung der europäischen Judenheit durch das NS-Regime kein eigenständiges Thema. So obenhin wussten wir darüber schon einiges, doch niemand vermittelte uns auch nur entfernt die ungeheuerlichen Dimensionen dieses singulären Genozids in der Geschichte der Menschheit.

Wir benutzten im Geschichtsunterricht das - schon erwähnte - damals neueste Lehrbuch ‚Erbe des Abendlandes‘, dessen für die Oberstufe bestimmter Teil IV – ‚Die Neuzeit (2)‘ – von dem Münchener Professor für Geschichte Dr. Karl Buchheim verfasst worden war. Selbst in diesem kundigen, informativen und gut lesbar geschriebenen Lehrwerk kam Auschwitz nicht vor. Über die Zeit nach dem Sieg der Hitlerschen Armeen über Frankreich lasen wir auf Seite 236: „Die verbrecherischen Methoden, mit denen die nationalsozialistischen Machthaber von Anfang an gearbeitet hatten, nahmen jetzt ungeheuerliche Ausmaße an. In Vernichtungslagern oder durch besondere ‚Einsatzkommandos‘ wurden Millionen von Menschen, die man als unerwünscht betrachtete, systematisch umgebracht. Die Juden sollten möglichst ganz ausgerottet werden, die slawischen Völker nur als Knechte der germanischen Herrenrasse leben dürfen.“ Mehr und

Genauer war über dieses unsägliche Thema in dem Buch des renommierten Münchener Zeithistorikers nicht zu lesen. Über die Nürnberger Prozesse nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs fanden sich in dem Geschichtsbuch ganze sechseinhalb Zeilen – im Petit-Druck.

Aufgrund der allgemein verbreiteten geringen Neigung, das zu leisten, was einige Zeit später mutig Denkende Bewältigung oder Aufarbeitung der jüngsten deutschen Vergangenheit nannten, vermied man es vollends, die doch so naheliegende Frage zu stellen, was denn in unserer allernächsten Umgebung – in Neheim also – mit den Juden geschehen war.

Natürlich hatte es auch in Neheim und Hüsten wie in den allermeisten deutschen Städten schon seit Generationen eine beachtliche Zahl von jüdischen Familien gegeben, die als Handwerker, Kaufleute und mittelständische Unternehmer unter ihren christlichen Mitbürgern lebten und arbeiteten und Anteil hatten an dem wirtschaftlichen Erfolg der beiden Städte seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Es hatte sowohl in Neheim wie auch in Hüsten eine Synagoge gegeben. Ihre Toten hatten die Neheimer Juden auf einem eigenen Friedhof am Möhne-Ufer begraben. Söhne aus jüdischen Familien hatten das Gymnasium besucht. Vergessen schien, dass man bis spätestens 1938/39 alle jüdischen Schüler vom Realgymnasium vertrieben hatte; dass 1938 in der ‚Reichskristallnacht‘ das Innere der Neheimer Synagoge demoliert worden war; dass zwischen dem Frühjahr 1942 und dem Herbst 1944 alle jüdischen Bürger von der Gestapo verhaftet und in Konzentrationslager abtransportiert worden waren und dass nur die allerwenigsten von ihnen mit dem Leben davongekommen waren.

Ebenfalls kein Thema war die Tatsache, dass es in der Stadt vier Baracken-Lager mit Tausenden von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen gegeben hatte, die in der Neheimer Industrie jahrelang für die Rüstung Sklavenarbeit hatten leisten müssen. Über zwölfhundert von ihnen waren bei der Möhne-Katastrophe umgekommen. Als US-Truppen Neheim am 8. April 1945 besetzten, fanden sie in den vier Lagern noch über tausend Gefangene vor.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit herrschte wohl ein stilles Einvernehmen darüber, dass man in Neheim so gut wie anderwärts im westlichen Deutschland über die Verbrechen des Hitler-Regimes, deren Zeuge man gewesen und an deren Zustandkommen man womöglich durch Passivität mitschuldig geworden war, hartnäckig schwieg. Schule und Lehrer gehörten zu diesem Kartell der Beschweiger.

Obwohl der Umzug in das renovierte Schulgebäude der Anstaltsleitung und den Lehrern einen denkbar günstigen Anlaß geboten hätte, mit uns Schülern darüber zu sprechen, welche konkreten politischen Verhältnisse und Ereignisse uns fast eineinhalb Jahrzehnte daran gehindert hatten, in unserer eigenen Schule zu lernen, geschah nichts dergleichen. Auch zehn Jahre nach der Kapitulation war die Väter-Generation noch nicht bereit, offen zu sprechen, wahrheitsgemäß aufzuklären und redliche Trauerarbeit zu leisten.

So war der Einzug in das frisch gestrichene alte Gymnasium fast symbolisch für ein Wiederanknüpfen an etwas, was vor einer gewissermaßen missglückten (und deshalb nun zu ignorierenden) Phase der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts lag – ohne dass wir Schüler damals das freilich so wahrnehmen konnten .

Ende der Schulzeit

Unsere Lehrer stimmten uns schon vom Beginn der Oberprima an darauf ein, dass am Ende unseres letzten Schuljahres eine große Prüfung stehen würde. Anscheinend betrachteten sie selbst die Prüfungsprozedur als etwas, wobei sie zeigen müssten, welche Qualität ihr Unterricht gehabt hatte, wie leistungsfähig sie also als Pädagogen waren.

Ein wenig zur Entspannung in der Abitur-Klasse trug bei, dass einige meiner Mitschüler die Idee verwirklichten, einen kleinen Film über unsere Klasse und unsere Lehrer zu drehen. An mehreren Tagen

bauten sie Scheinwerfer im Klassenraum auf. Dann nahmen sie mit einer geborgten Filmkamera die im Klassenraum eintreffenden Lehrer und den Beginn ihrer Unterrichtsstunden auf. Manche Lehrer, die von der Filmerei überrascht wurden, reagierten unsicher und etwas irritiert, andere nahmen die Sache mit dem ungewohnten Medium ganz gelassen. Auch Außenaufnahmen wurden gemacht – das Schulgebäude, der Schulhof und Szenen eines Fußballspiels mit Beteiligung einiger von uns wurden gefilmt. (Die letzten Sequenzen entstanden dann bei einigen mündlichen Abitur-Prüfungen und während wir unsere Abschluß-Prüfung feierten.)

Unsere sehr ernsthafte Vorbereitung auf das Abschluß-Examen durch die Lehrer rief bei mir die Befürchtung hervor, die Prüfung würde eine so anspruchsvolle und schwierige Sache sein, dass ich ihr womöglich gar nicht gewachsen wäre. Diese Befürchtung verringerte sich auch nicht dadurch, dass ich mir sagen durfte: Du hast in fast allen Fächern so gute Vorzensuren, dass eigentlich nichts schiefgehen kann. Meine Besorgnisse, aber auch die vieler meiner achtzehn Klassenkameraden wurden im übrigen noch dadurch gesteigert, dass die Lehrer sich darüber ausschwiegen, wie die mündlichen Einzelprüfungen gestaltet und in welchen Fächern wir mündlich examiniert werden würden. Das Abitur war also für uns Schüler damals noch eine ziemlich geheimnisvolle und eben darum überaus aufregende Angelegenheit.

Ende Januar/Anfang Februar fanden die schriftlichen Prüfungen statt. Die Spannung wuchs weiter, weil kaum etwas davon zu uns durchsickerte, wie die Klausur-Arbeiten ausgefallen und von den Prüfern bewertet worden waren. Die mündlichen Prüfungen wurden in den letzten Februar-Tagen abgehalten. Ich wurde in den Fächern Deutsch und Kunst geprüft. Die Prüfung in Deutsch verlief sehr günstig für mich, die in Kunst nicht ganz so gut. Nebenher erfuhr ich, dass ich, was mich nicht wunderte, die schriftliche Arbeit in Mathematik in den Sand gesetzt hatte.

Im Rahmen einer Feierstunde in der renovierten Aula händigte uns der Schulleiter Dr. Krug an einem der ersten März tage 1955 unsere Abitur-Zeugnisse aus. Bis auf ein ‚nicht genügend‘ in Mathematik und –

für mich sehr enttäuschend – ein ‚befriedigend‘ in Musik waren alle meine anderen Noten höchst erfreulich.

Weshalb ich von Herrn Beisenherz im Abschluß-Zeugnis nur eine ‚Drei‘ bekommen hatte, war mir unerklärlich. In all den Jahren vorher hatte er mein großes Interesse an der Musik und meine einschlägigen Leistungen ausnahmslos besser bewertet. Und gerade in der Oberprima hatte ich mich im Musik-Unterricht noch mehr bemüht, so dass Beisenherz in einer der letzten Stunden vor der Prüfung, als er uns wissen ließ, welche Noten er den einzelnen im Reifeprüfungs-Zeugnis zu geben gedenke, in meinem Falle ein ‚sehr gut‘ vorsah. Da meldete ich mich und wendete ein, dass es doch eigentlich einen Unterschied geben müsste zwischen der Bewertung der Leistungen eines Schülers, der kein Instrument spiele – wie ich -, und denen eines Mitschülers, der so vorzüglich Geige spiele wie mein Klassenkamerad Manfred Hörr, der auch ‚nur‘ eine ‚Eins‘ erhalten solle. Herr Beisenherz nahm meinen Einspruch etwas überrascht zur Kenntnis, kommentierte ihn jedoch nicht.

Aber vielleicht zog er daraus Konsequenzen, die sich dann in dem für mich ärgerlichen ‚befriedigend‘ in Musik auf meinem Abschluß-Zeugnis niederschlugen. Meine Klassenkameraden hatten mir denn auch nach der Stunde Vorwürfe gemacht. Der Tenor ihrer Vorhaltungen: Es gehe ja wohl zu weit und man schade sich selbst, wenn man sich von einem übertriebenen Sinn für Gerechtigkeit dazu hinreißen lasse, eine angeblich zu gute Zensur zu kritisieren. Doch womöglich lag der enttäuschenden Note auch ganz schlicht ein Irrtum auf seiten des Musik-Lehrers zugrunde. Ich habe mich jedenfalls nach dem Empfang des Zeugnisses bei Herrn Beisenherz nicht beschwert. Die Autorität der Lehrer war damals so groß, dass man davor zurückscheute, Kritik oder gar Beschwerden wegen ungerechter Zensurierung vorzubringen. Mich schmerzte die Herabstufung meiner Note in Musik gleich um zwei Werte besonders, weil das ausgerechnet in einem meiner Lieblingsfächer passiert war.

Die Übergabe der Zeugnisse an uns markierte das Ende unserer Schulzeit. Ich war einundzwanzig. Nach einer übermütigen Abiturfeier war unser tägliches Zusammensein in der Schule schlagartig

vorbei. Wir hatten uns in der Klasse alle vorzüglich verstanden. Man war sich durchweg sympathisch gewesen. Und nun, ehe wir uns dessen so recht versahen, war das gewohnte tägliche Zusammensein für immer vorbei.

Doch die Melancholie dieses Faktums wurde fast völlig überlagert von der prickelnden Spannung im Hinblick auf das, was uns im nächsten, neuen Lebensabschnitt erwarten würde. Mich erfüllte geradezu ein Hochgefühl, weil mir nun der Weg zu einem beliebigen Studium offenstand. Ich hatte das Empfinden, am Beginn eines Lebens in großer Freiheit und voller Verheißungen zu stehen.

Die Eltern waren glücklich und stolz, dass ich das Abitur in der Tasche hatte. In der Verwandtschaft der Mutter hatte noch nie jemand eine ‚höhere Schule‘ besucht oder gar das Abiturienten-Examen gemacht. Der Vater hatte im niederschlesischen Brieg einen sehr viel jüngeren Vetter gehabt, der beides mit Erfolg absolviert und in Breslau Anfang der vierziger Jahre ein Theologie-Studium begonnen hatte. Aber dieser Student Werner Nickisch, den ich als Kind bewunderte, war 1943 in Russland gefallen. Sonst hatte sich auch in der kleinbürgerlichen Sippe des Vaters bislang niemand eine höhere Schulbildung aneignen können.

Der gelungene Abschluß einer acht Jahre langen Gymnasialzeit an einer westdeutschen höheren Schule hatte für mich noch einen anderen wohltuenden Effekt. Das Gefühl, als Heimatvertriebener sozial doch irgendwie hinter den Einheimischen zurückzustehen, hatte sich schon in den letzten Jahren vor dem Abitur nach und nach verloren – es war vollends jetzt, da ich das Reifezeugnis besaß, nicht mehr existent. Es gab nur sehr wenige Kinder und Heranwachsende in der Gemeinde, die ein Gymnasium besuchten. In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre mochte das allenfalls ein halbes Dutzend sein. Wer gar das Abitur schaffte, wurde daher im Dorf mit einem gewissen Respekt betrachtet.

Meine erfolgreich bestandene Reifeprüfung kam auch dem Ansehen unserer ganzen Familie in dem neuen Heimatort zugute, zumal schon länger gern anerkannt wurde, dass alle Mitglieder unserer Familie

ordentlich, verlässlich und strebsam waren. Bezeichnenderweise kam, gleich nachdem ich die Abitur-Prüfung bestanden hatte, der Fabrikant Schiermeister, einer der angesehensten Bürger Niederenses und Vorsitzender des Sportvereins, zu uns in die Post-Straße, gratulierte mir und übergab mir ein Buchgeschenk. Und kurz danach beglückwünschte mich sogar sehr herzlich der katholische Pfarrer Niederenses, der Dechant Berges.

Die ehemaligen Klassenkameraden verlor ich jetzt erst einmal aus den Augen – mit einer Ausnahme. Mit Ulrich Steinhauer hielt ich Kontakt, da wir ja verabredet hatten, das Studium gemeinsam aufzunehmen. Wir wollten an die Universität in Münster gehen. Dort begann das Sommer-Semester Anfang Mai. Ich hatte also noch einige Wochen Zeit. Diese Wochen als ‚Mulus‘, wie man traditionell als Abiturient vor Beginn des Studiums genannt wurde, gehörten zu den spannendsten und hoffnungsfrohesten meines Lebens.

Eingegliedert und ‚souverän‘

Als ich mich nach meinem Abitur für das Studium an einer westdeutschen Universität vorbereitete, war fast ein Jahrzehnt vergangen, seit wir als Heimatvertriebene Niederenser Boden betreten hatten. Wir hatten in diesem Jahrzehnt die Währungsreform, die Gründung der Bundesrepublik, ihre West-Integration, ihren Beitritt zur NATO, den Wiederaufbau und den großen wirtschaftlichen Aufschwung Westdeutschlands miterlebt.

Von diesem freilich hatte unsere Familie nur höchst mittelbar profitiert. Der Vater hatte keine Schwierigkeiten gehabt, einen Arbeitsplatz (wenn auch einen schlecht bezahlten) zu finden, und er brauchte keine Sorge zu haben, dass er ihn verlieren könnte. Arbeit gab es genug in einem jungen Staat, dessen Menschen energisch daran gingen, das Land wiederaufzubauen. Auch meine beiden älteren Schwestern erhielten ohne weiteres eine Arbeitsstelle, so wie schließlich auch ich in den großen Ferien der letzten Schuljahre ohne große Mühe eine bezahlte Arbeit gefunden hatte.

Dennoch war die wirtschaftliche Lage unserer großen Familie nach wie vor prekär. Wir kamen nur mit genauer Not über die Runden. In allem war äußerste Sparsamkeit angesagt. Wir aßen höchst bescheiden. Ein Restaurant-Besuch wäre ein unerhörter Luxus gewesen und kam deshalb niemandem von uns in den Sinn. Auch konnten wir uns nur selten ein neues Kleidungsstück oder ein Paar neue Schuhe kaufen. Kulturelle Belange aller Art hatten in jedem Falle zurückzustehen. Der Kauf von Büchern, auch der von Lehrbüchern, und der Besuch einer Aufführung oder eines Konzertes wurden mir von den Eltern immer nur bewilligt, wenn die Schule oder einer der Lehrer derlei verlangt oder dringend empfohlen hatte.

Von der alten Heimat Schlesien war immer seltener die Rede. Wir waren im Grunde bereits sicher, dass eine Rückkehr dahin nach menschlichem Ermessen nicht mehr zu erwarten war. Im Zeichen des Kalten Krieges zwischen West und Ost rückte die Möglichkeit einer Verständigung zwischen den beiden ideologisch scharf getrennten Blöcken zugunsten einer Wiedervereinigung Deutschlands, die auch seine vormaligen östlichen Provinzen einschließen würde, in immer weitere Ferne.

Die Vertreter der westdeutschen Regierung redeten zwar bei jeder Gelegenheit von einer solchen Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit als ihrem höchsten nationalpolitischen Ziel, taten aber in ihrer praktischen Politik denkbar wenig, um es zu erreichen. Hierfür hätte sich die Regierung Adenauers viel stärker um ein freundlich-förderliches Verhältnis zur Sowjetunion bemühen müssen. Aber als diese im März 1952 dem Westen anbot, über einen Friedensvertrag mit Deutschland zu verhandeln, sperrte sich der CDU-Kanzler dagegen. Ihm lag in erster Linie daran, sich fest an die Westmächte zu binden und so die Bundesrepublik zu einem integralen Bestandteil des westlichen Blocks zu machen.

Die von Adenauer geführte Regierung rechnete nicht mehr damit, dass die vielen Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem Osten Deutschlands in einer absehbaren Zukunft wieder dahin zurückkehren könnten. Darum richtete die Adenauer-Regierung ihre Anstrengungen

zugunsten der heimatlos gewordenen Ostdeutschen ganz darauf, diese in Westdeutschland sesshaft zu machen.

Dem dienten beispielshalber die zwei – schon im Einführungskapitel erwähnten – Gesetze von 1952 und 1953: das Lastenausgleichsgesetz und das Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge. Sie sollten die unfreiwilligen Migranten wenigstens in bescheidener Weise für den Verlust ihrer Heimat und ihrer dortigen Besitztümer finanziell entschädigen und so den Betroffenen Mut machen, sich um eine neue sichere Existenz im Westen zu bemühen. Beide Gesetze waren insofern erfolgreich, als sie die von der Bonner Regierung angestrebte zügige Eingliederung der von den Kriegsfolgen besonders hart getroffenen Neubürger in der Tat erkennbar förderten.

Eine ganze Reihe von Vertriebenen-Familien in Niederense nutzte die finanziellen Vergünstigungen, welche die beiden Gesetze ihnen boten. Sie erwarben in dem Ort Grundstücke und begannen mit dem Bau von Einfamilien-Häusern. Ihr Ziel war, nun in der neuen Heimat ansässig zu werden. Sie ließen auf diese Weise erkennen, dass sie an eine Rückwanderung nach Schlesien, Pommern oder Ostpreußen nicht mehr glaubten.

An anderen Orten der jungen Bundesrepublik, in die es Ostdeutsche verschlagen hatte, entwickelten sich die Dinge ganz ähnlich. Bezeichnenderweise erhielt die Partei ‚Gesamtdeutscher Block/Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten‘ (GB/BHE) bei der Bundestagswahl im September 1953 lediglich knapp sechs Prozent der abgegebenen Stimmen. Schon bei den nächsten allgemeinen Wahlen 1957 schaffte der GB/BHE nicht einmal mehr den Einzug in das Bonner Parlament. Die Partei wurde in der Folge bundespolitisch nahezu bedeutungslos.

Nostalgische Feiern und Zusammenkünfte, bei denen man der verlorenen Heimat gedachte und eine baldige Heimkehr beschwor, wurden seltener und waren immer dürftiger besucht. Insbesondere die jüngeren Schlesier und Ostpreußen setzten zunehmend auf eine persönliche Zukunft in der neuen westdeutschen Lebensumgebung. Sie passten sich an und wurden, nicht zuletzt wegen ihrer Streb-

samkeit, ihres Fleißes und ihrer Tüchtigkeit, von den Einheimischen als Nachbarn und Arbeitskollegen mehr und mehr akzeptiert.

Spötteleien über die Deutschen aus der „kalten Heimat“, die dort alle ein Rittergut besessen hätten, hörten auf. Manche Animositäten, die aufkamen, als einzelne Ostdeutsche mit Hilfe der Entschädigungsgelder ein Haus bauten, verflüchtigten sich nach und nach oder wichen gar einem heimlichen Respekt vor der zupackenden Initiativkraft der heimatvertriebenen Häuslebauer.

Seit unsere Familie das Haus in der Post-Straße bewohnte, das uns, alles in allem doch spürbar mehr Raum zum Leben bot, verstärkte sich bei den älteren Familienmitgliedern ebenfalls das Gefühl, dass wir uns ohne Wenn und Aber auf eine dauerhafte Existenz in der Bundesrepublik einrichten sollten.

Die vier jüngsten Geschwister, die entweder, da – wie die Zwillinge – in Westfalen geboren, keine oder, da zu jung, kaum eine Erinnerung an die schlesische Heimat, an Flucht und Vertreibung hatten, kannten schon gar nichts anderes mehr als das Leben in der neuen westfälischen Heimat. Ihre Anpassung an diese war unvermeidlich und unaufhaltsam. Doch auch wir älteren Geschwister, meine Schwestern Dorothea und Katharina und ich selbst, wandten uns, mit Blick auf die Zukunft, immer entschiedener einem Leben in dem wirtschaftlich so verblüffend erfolgreichen Adenauer-Staat zu. Wir mussten zusehen, dass wir die Chancen, welche die politisch und wirtschaftlich zügig erstarkende Bundesrepublik eröffnete, wenigstens in maßvoller Weise zu unseren persönlichen Gunsten nutzten.

Bei den Eltern sah es anders aus. Der Vater war 1955 zweiundfünfzig, die Mutter fünfzig Jahre alt. Während der Mutter gesundheitlich die Folgen der Nachkriegsjahre, die permanente Überbeanspruchung durch die große Familie und die späte Schwangerschaft zu schaffen machten (sie litt weiter unter schweren Migräne-Attacken und gefährlich überhöhtem Blutdruck), war der Vater gesund und rüstig. Er hatte den Krieg heil überstanden. Dennoch fehlte ihm, dem vormaligen Bäckermeister und Kaufmann, der Mut, um noch einmal den Aufbau einer selbständigen Existenz ins Auge zu fassen – wozu der

wirtschaftlich aufblühende westdeutsche Staat beste Gelegenheiten bot. Vielmehr begnügte sich der Vater mit seiner untergeordneten und karg entlohnten Arbeit bei der Ruhr-Lippe-Eisenbahn. Er beruhigte sich angesichts der finanziell kümmerlich Situation seiner großen Familie in frommer Ergebenheit mit der schlichten Überlegung: Wenn Gott uns nicht mehr zukommen lässt, so ist das eben sein Wille, und dem hat man sich nicht zu widersetzen.

Diese Einstellung mochte ich mir nicht zu eigen machen – schon gar nicht, nachdem ich durch eine erfolgreich absolvierte Abitur-Prüfung die Hochschul-Reife erlangt hatte. Ich war außerdem als Einundzwanzigjähriger mündig und wollte in Zukunft ein Leben führen, das nicht mehr von dörflicher und kleinstädtischer Enge und erst recht nicht mehr von den geistig-moralischen Beschränktheiten bestimmt war, in deren Dunstkreis ich als Angehöriger einer strenggläubigen altlutherischen Familie und Sippe groß geworden war. Natürlich hoffte ich ebenso inständig, der drückenden materiellen Not zu ent-rinnen, deren Opfer wir seit dem Kriegsende gewesen waren.

Solche Hoffnungen konnte ich nun um so eher hegen, als wir nach fast zehn Jahren in der neuen westdeutschen Heimat wieder Wurzeln geschlagen hatten. Wir fühlten uns inzwischen durchaus als ‚Niederenser‘ und hatten praktisch keinen Grund mehr, anzunehmen, dass sich dieses neue Zugehörigkeitsgefühl in den kommenden Jahren verlieren würde. Kurzum, wir waren im Grunde eingegliedert und hatten gute Aussichten, künftig in der neuen Lebensumgebung noch fester Fuß zu fassen und uns ihr dann noch stärker zugehörig zu fühlen. Das galt für uns Kinder und unsere vertriebenen Altersgenossen naturgemäß in noch höherem Grade als für die Eltern-Generation.

So schmiedete ich nach dem Abitur voller Zuversicht Zukunftspläne, deren Verwirklichung als Rahmen die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in dem demokratischen Staat der Bundesrepublik voraussetzte. Ein Universitätsstudium, das für mein Empfinden mit einem großen Maß an persönlicher Mobilität und geistiger Freiheit verbunden sein würde, sollte mir den Weg in eine in fast jeder Hinsicht hellere Zukunft bahnen helfen.

Meine Interessen verwiesen mich auf die Fächer Germanistik, Geschichte und Philosophie. Auf das Studium dieser Fachrichtungen freute ich mich und bereitetet ich mich gedanklich und praktisch vor. Verlockend war zudem die Aussicht, als Student in einer westdeutschen Universitätsstadt an einer geistigen Offenheit und kulturellen Vielfalt zu partizipieren, wie sie mir bislang als ‚Flüchtling‘ und Dorf-Bürger versagt geblieben waren. Als frischgebackener Mulus war ich im Frühling 1955 besonders beschwingt, weil mich von der Erfüllung weittragender Hoffnungen nur mehr wenige Wochen trennten.

Meine positive Lebensstimmung Anfang Mai dieses Jahres, als ich derart erwartungsfroh mein Studium anfangen konnte, fiel merkwürdiger- und sinnigerweise zusammen mit der Verkündung der ‚vollen Souveränität‘ der Bundesrepublik am 5. Mai 1955. Der junge Staat gebot von nun an, mit Zustimmung der Westmächte, über ein vorher nicht gekanntes Maß an Unabhängigkeit. So ‚souverän‘ und frei wie in jenen Tagen des Beginns meiner akademischen Studien habe auch ich persönlich mich nie wieder in meinem späteren Leben gefühlt.

Eingesehene Literatur

BRIESKE, Vera (Bearb. u. Red.): Der Kreis Soest, Stuttgart 2001

BRODZIEJ, Wlodzimierz u. LEMBERG, Hans (Hrsg.): „Unsere Heimat ist uns ein fremdes Land geworden ...“ Die Deutschen östlich von Oder und Neiße 1945-1950. Dokumente aus polnischen Archiven, Bd. 1, Marburg 2000 (Quellen z. Gesch. u. Landeskd. Ostmitteleuropas. 4/I)

BÜCKER, Hanns: Abbé Stock. Ein Wegbereiter der Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich, Freiburg usw. 1964. (Herder-Bücherei, Bd. 183)

CLOSSET; René: Er ging durch die Hölle. Franz Stock. Einleitg. v. Walter Dirks. 5. Aufl., Paderborn 1984 <Zuerst 1979>

<O. Vf. od. Hrsg.> Festschrift zur 100-Jahrfeier des Städtischen Neusprachlichen Gymnasiums Neheim-Hüsten <1852-1952>. 4. bis 11. Oktober 1952, o. O. (1952)

<O. Vf. od. Hrsg.> 125 Jahre Franz-Stock-Gymnasium Neheim-Hüsten 1852-1977, <Arnsberg 1977>

FRANZEN, K. Erik: Die Vertriebenen. Hitlers letzte Opfer. Mit e. Einführg. v. Hans Lemberg, Berlin, München 2001

FRIEDRICH, Jörg: Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940 – 1945, München 2002. Darin bes.: S. 102-106

HABBE, Christian: Der zweite lange Marsch – die schwierige Integration der Vertriebenen im Nachkriegsdeutschland = 4. Teil der SPIEGEL-Serie üb. Flucht u. Vertreibg. D. Deutschen aus d. Osten. In: DER SPIEGEL Nr. 16/15.4.2002, S. 62-69

HOFFMANN, Dierk u. SCHWARTZ, Michael (Hrsg.): Geglückte Integration?: Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR, München 1999 (Schriftenreihe d. Vierteljahrshefte f. Zeitgesch.; Sondernr.)

HOFMANN, Andreas R.: Die Nachkriegszeit in Schlesien. Gesellschafts- und Bevölkerungspolitik in den polnischen Siedlungsgebieten 1945-1948, Köln, Weimar, Wien 2000 (Beiträge z. Gesch. Osteuropas, Bd. 30)

KOCK, Erich: Zwischen den Fronten. Der Priester Franz Stock, Mainz 1964

KOGELFRANZ, Siegfried (Hrsg.): Die Vertriebenen, Reinbek bei Hamburg 1985 (SPIEGEL-Buch; 63)

LANZ, Dieter: Abbé Franz Stock: Kein Name – ein Programm. Das christliche Europa – eine reale Vision, Paderborn 1997

LAUER, Gerhard: Benno von Wiese (1903-1987). In: König, Christoph; Müller, Hans-Harald u. Röcke, Werner (Hrsg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts, Berlin, New York 2000, S. 221-227

NICKISCH, Reinhard M. G.: Helle Jahre – wachsende Schatten. Aus einer Kindheit in Schlesien. Mit 1 Kartenskizze u. 7 Bildbeigaben, Göttingen 1996

PLASSWILM, Heinz: Hundertjahrfeier in Ense. In: 1990. Heimatkalender des Kreises Soest, S. 81-84

SCHULTE, Werner (Hrsg.): 600 Jahre Bürgerfreiheit Neheim-Hüsten, Neheim-Hüsten 1958

Stadt Arnsberg (Hrsg.): 625 Jahre Neheim und Hüsten, Arnsberg 1, im August 1983 (Städtekundl. Schriftenreihe d. Stadt Arnsberg)

STAHLBERG, Gertrude: Die Vertriebenen in Nordrhein-Westfalen, Berlin 1957 (Untersuchgn. z. dt. Vertriebenen- u. Flüchtlingsproblem, 2, 88 = Schriften d. Vereins f. Socialpolitik, N. F., 7, VIII)

STEGUWEIT, Heinz: Mein Freund Methusalem. Die Memoiren eines Flausenkönigs, Hamburg-Blankenese 1949

Verein f. Gesch. u. Heimatpflege e. V. Niederense-Himmelpforten <Hrsg.>: 50. Jahrestag 17. Mai 1943 – 17. Mai 1993: Möhnekatastrophe. Erlebnisberichte von Zeitzeugen, <Niederense 1993>

Derselbe: Heimat-Zeitung. Informationen für Heimatfreunde, Hefte 24/1996, 25/1997, 27/1999 u. 28/2000

Ders.: Niederense-Himmelpforten und das Kirchspiel Bilme in alten Bildern, o. O. 1994

WECZERKA, Hugo (Hrsg.): Schlesien. 12 Karten, 15 Stadtpläne, 7 Stammtafeln, Stuttgart 1977 (Handbuch d. histor. Stätten = Kröners Taschenausg., Bd. 316)

Bild-Nachweis

Die Fotos stammen aus meinem Privatbesitz.



Frühsommer 1950: Familie Georg- und Frieda Nickisch

Ob. Reihe: Katharina, Reinhard, Dorothea
Mittl. R.: Mutter, Vater, Renate

Aufn.: Im Garten der Bahnhofsgaststätte ‚Himmelpforten‘, Niederense, Kr. Soest



1950: Lehrer-Kollegium des Städt. Neusprachl. Gymnasiums Neheim

Ob. Reihe: K. Bäcker, F. Röbbenack, Dr. W. Schulte, H. Beisenherz, B. Krömer

Mittl. R.: F. Eckel, F. Schulte, Dr. O. Grimmelt, J. Thade, J. Vofß

Unt. R.: C. Beckmann, W. Bulthaupt, F. Schmidt, Dr. K.M. Krug, F. Hartwig, H. Wappelt

Aufn.: Vor dem Eingang zum Ursulinen-Progymnasium

